This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
LIBRARIES
STANFORD
UNIVERSITY

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891

Vom verrathenen Bruderſtamme.

Der Krieg

in

Schleswig-Holſtein

im Jahre 1864.

Von

Guſtav Raſch.

Erſter Band.

Die Bundesexecution in Holſtein.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1864.

DL236
R3
v.1

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Frau Generalin

Sofia Haug

in Verehrung und Freundschaft

gewidmet.

Meine verehrte gnädige Frau!

Sie haben ein zwiefaches Anrecht auf die Widmung dieſer Blätter, als Tochter des „verrathenen Bruderſtammes“ und als Gemahlin meines edlen Freundes, des Generals Ernſt Haug, des Streiters der Revolution, des ruhmvollen Vertheidigers der römiſchen Republik gegen franzöſiſche Uſurpation und des Freundes Joſef Garibaldi's, des großen Befreiers Süditaliens. Der Stern Schleswig-Holſteins iſt nicht erloſchen. Im feurigen Glanze des „ſüdlichen Kreuzes“ wird er am Himmel des neuen Europa wieder aufgehen, wenn die Schlacht des Jahrhunderts für die großen und erhabenen Grundſätze

der Demokratie, für die Freiheit und Nationalität der Völker, für Polen, für Ungarn, für Italien, für das große, gemeinsame deutsche Vaterland geschlagen wird. Der Tag ist bereits angebrochen, die Geister rüsten sich, Millionen Streiter werden auf dem Kampfplatze erscheinen. Jener Tag ist der Auferstehungstag auch für Schleswig-Holstein.

Hamburg, im Frühjahr 1864.

Gustav Rasch.

Vorrede.

Vom verrathenen Bruderſtamm! Soll ich mein Buch eben nicht ſo nennen? Entfernung aller Dänen aus den Communalämtern, Abſetzung aller däniſchen Beamten, Paſtoren und Schulmeiſter, Aufhebung der Sprachreſcripte, Wiedereinführung der deutſchen Sprache als Kirchenſprache, Schulſprache, Akten- und Geſchäftsſprache, Aufhebung der gemiſchten Diſtrikte, vollſtändige Lostrennung der Herzogthümer von Dänemark für immer, Wiederherſtellung der uralten und ſtaatsrechtlich begründeten Verbindung beider Länder unter ſich von der Königsau bis zur Elbe, freie Wahl der zukünftigen Regierungsform und der künftigen Stellung unter den Staaten Europa's — ſo lauten die unbeſtrittenen Rechte

der Bevölkerung der Herzogthümer. Ueber dieſe Rechte hat ſich die ungeheure Majorität derſelben Europa gegenüber in den letzten Monaten ganz klar und beſtimmt ausgeſprochen. Wer könnte das noch bezweifeln? Ich bin kein Verfechter der Legitimität, aber ich erkenne ihr Recht an, wenn ſie auf dem Willen des Volks ruht. Dies iſt in Schleswig-Holſtein der Fall. Das Land hat ſich über die Erbfolge des Herzogs Friedrich des Achten von Schleswig-Holſtein unzweifelhaft erklärt. Und das allgemeine Stimmrecht iſt im neunzehnten Jahrhundert die erſte und bedeutendſte Großmacht der Erde.

Wohlan, wollen die europäiſchen Cabinette die Anerkennung dieſes Inbegriffs der Rechte der Herzogthümer? Wer möchte jetzt noch die Kühnheit haben, dieſe Frage zu bejahen? „Perſonalunion mit Dänemark auf Grund der Verträge von 1852, Erfüllung der Londoner Verträge Seitens der däniſchen Regierung, Annexion des ſüdlichen und mittlern Theils der Herzogthümer, Abtretung des nördlichen Schleswig — ſo lautet die Antwort, welche aus dem Schooß der europäiſchen Cabinette der Bevölkerung Schleswig-Holſteins auf ihre

nationalen und gerechten Forderungen entgegen tritt. Soll ich also mein Buch etwa nicht „Vom verrathenen Bruderstamme“ nennen? Zwei Jahre lang habe ich geschrieben: Vom verlassenen Bruderstamme! So nehme ich denn mit Trauer und Zorn im Herzen von Neuem die Feder — und schreibe „Vom verrathenen Bruderstamme“.

Der erste Band des Werkes wird die Zustände im Herzogthum Holstein während der Bundesexecution behandeln und mit einer ausführlichen Charakteristik der Regierung der Bundescommissäre, des Herzogs von Schleswig-Holstein und seiner Minister schließen; der zweite soll die Occupation Schleswigs Seitens der beiden Großmächte und den Krieg gegen Dänemark besprechen. Er wird die Darstellung sämmtlicher Schlachten, Gefechte und Belagerungen, sowie die Charakteristik aller hervorragenden Persönlichkeiten enthalten und mit einer militärischen Beurtheilung des Krieges sowie einer Schilderung der schleswig-holsteinischen und der deutschen Bewegung für das Recht der Herzogthümer vom November bis auf die neueste Zeit schließen. Etwanige Ungenauigkeiten und Unvoll-

ständigkeiten in der Darstellung bitte ich mit dem eigenthümlichen Schicksal zu entschuldigen, welches mich seit fast drei Jahren in Schleswig-Holstein betroffen hat. Zwei Jahre lang bin ich von der dänischen Regierung mit Verhaftung, Gefangennehmung und militärischer Escorte nach Kopenhagen bei Betretung des Landes bedroht gewesen. Ich konnte deshalb bei Beginn der Bundesexecution in Holstein und bei Beginn des Krieges in Schleswig das Land immer nur erst an der Stelle betreten, wo die Dänen dasselbe geräumt hatten. Und nachdem Schleswig von den preußischen und österreichischen Truppen besetzt war, vertrieb mich von Neuem ein Befehl der preußischen obersten Civilbehörde, bei Vermeidung sofortiger Verhaftung und militärischer Escorte aus dem Lande des „verlassenen Bruderstammes."

Hamburg, im Frühjahre 1864.

Der Verfasser.

Die

Bundesexecution in Holstein.

Wofür?

Seit Herkules den Drachen zwang,
Der Griechen Heer vor Troja rang,
Bis Nikolaus des Hochmuths Zoll
Gezahlt hat vor Sebastopol,
Italien Oestreichs Herrschaft dämpfte:
Hat man gewußt, wofür man kämpfte.

Doch in dem Kampfe, der zur Stund'
Entbrannt ist an dem Alsensund,
Steht unser Sieg zwar vor der Thür,
Allein wir wissen nicht wofür?
Das Volk der Deutschen fragt verdrossen:
„Wofür wird unser Blut vergossen?"

Zu kämpfen zwingt Gehorsams Pflicht
Den Krieger, doch Begeistrung nicht;
Noch sterbend ist ihm unbekannt,
Wofür sein Leben ward verwandt,
Und ob sein Sieg nicht kommt in Frage
Als deutschen Volkes Niederlage.

Allein es liegt die Zeit nicht fern,
Wo sich enthüllt des Pudels Kern.
Ihr, die das Schiff des Staates lenkt,
Drum an des Kampfes Ende denkt:
Damit des Krieges wilde Rage
Für uns nicht ende als — Blamage.

Geschrieben am 21. Februar 1864.

Otto Rostoski.

Erſtes Kapitel.

Der Anfang der ſchleswig-holſteiniſchen Revolution in Wandsbeck.

Wandsbeck. — „Der Wandsbecker Bote.“ — Der Abzug der Dänen. — Theodor Martens und Guſtav Martens. — Wandsbeck's Ruhm. — Die Proclamation des Herzogs. — Die Vertreibung der däniſchen Beamten. — Die braven Fleckensvorſteher. — Proteſt gegen preußiſche Einquartierung. — Die Bundescommiſſäre.

Wer jemals in Hamburg geweſen, oder über Hamburg nach dem Norden gereiſt iſt, kennt auch Wandsbeck, jenes freundliche, nur eine kleine Stunde von der Stadt, zwiſchen Buchen, Eichen und Erlen gelegene Dorf, welches ſeit der Zerſtückelung des großen Schimmelmannſchen Gutes eine beliebte Sommervilleggiatura der Hamburger reichen Bourgeoiſie geworden iſt. Schon die Landſtraße dorthin führt zwiſchen zwei faſt fortlaufenden Reihen von Landhäuſern und freundlichen Sommerwohnungen hindurch; in Wandsbeck ſelbſt beſteht die

große durch den ſtattlichen Flecken führende Straße faſt nur aus derartigen ländlichen, mit Blumengärten und prächtigen Baumgruppen geſchmückten Villen. Aber auch hiſtoriſch denkwürdig iſt der aus ungefähr 6000 Bewohnern beſtehende Ort. Es war der Wohnſitz des einſt ſo berühmten Volksſchriftſtellers Matthias Claudius, des Herausgebers des „Wandsbecker Boten“. Er ruht auf dem Wandsbecker Friedhofe auf unbekannter Stätte, aber unſer Jahrhundert hat dem Herausgeber des „Wandsbecker Boten“ ein würdiges Denkmal geſetzt. Zwiſchen den prächtigſten Buchengruppen des Parks, auf grünem Raſen, und ganz von der ſtillen, grünen Natur umgeben, ſteht ein nur an einer Seite behauener mächtiger Granitblock. Auf der Vorderſeite deſſelben lieſt der vorübergehende Wanderer die Worte: „Matthias Claudius“ und unter den Worten ſieht er die Bilder des Reiſehuts, des Wanderſtabes und der Taſche, der Symbole des „Wandsbecker Boten“, der in einer ruhigen und politiſch ſtillen Zeit, in der noch nicht für die höchſten Güter des Lebens, für die politiſche und bürgerliche Freiheit und für die Rechte der Nationen gekämpft wurde, wie heute, viel zur Entwickelung des Geiſtes im Volke beigetragen hat.

In neueſter Zeit hat Wandsbeck ſich einen neuen

Ruhm erworben, der ihm nicht verkümmert und nicht vergessen werden darf. Die Bewohner von Wandsbeck machten den Anfang in der schleswig-holsteinischen Erhebung; sie waren die Ersten im Lande zwischen Elbe und Königsau, welche den Danebrog herabrissen und die dreifarbige Fahne der Freiheit erhoben, welche die dänischen Beamten vertrieben und in der Person des Herzogs Friedrich des Achten von Schleswig-Holstein die ewige Lostrennung von Dänemark und die staatliche Selbstständigkeit von Schleswig-Holstein proclamirten. Mit Consequenz und Energie wurde alles das bis zum letzten Buchstaben durchgeführt. Hätten sich alle Städte und Dörfer im Lande zwischen Königsau und Elbe mit derselben Energie und mit derselben Consequenz benommen, so stände es jetzt in Schleswig-Holstein anders, man stände unabhängig da und brauchte nicht von der Gnade des Bundestags und der Großmächte das zu erbetteln, was man durch eigene Kraft mit Hülfe des deutschen Volkes erringen konnte. Es ist nicht geschehen. Darum Ehre und Ruhm Wandsbeck, welches, obschon noch kein Bundessoldat auf holsteinischem Boden stand, die dreifarbige Fahne der Freiheit erhob.

Es war am 19. Dezember Abends, da verbreitete sich in Wandsbeck das Gerücht, daß die Schwadron

däniſcher Dragoner, welche in dem Orte einquartiert war, ſich zum Abzuge bereit mache. Man konnte den Anbruch des Morgens nicht erwarten. Alle Bewohner des Ortes hatten ſich bereits in den letzten Tagen heimlich mit deutſchen und ſchleswig-holſteiniſchen Fahnen verſehen, man hatte ſich organiſirt, ſich beſprochen, man war zuſammengekommen und man hatte die Proclamation der Freiheit und ſtaatlichen Selbſtſtändigkeit auf den erſten, günſtigen Augenblick beſchloſſen. Der Maler Theodor Martens war der Erſte. Es ließ ihn die Nacht nicht ſchlafen, ſchon um fünf Uhr, als es noch dunkel war, rief er ſeinen Gärtner, um auf dem Dache ſeines ſchönen, am Markte gelegenen Landhauſes die deutſche und ſchleswig-holſteiniſche Fahne aufzuſtecken. Martens war alſo der Erſte, der in Schleswig-Holſtein das Zeichen zur Revolution gab. Sein Name ſei deshalb hier vor allen Andern mit Ruhm und Ehre genannt. Ich erfülle dieſe Pflicht um ſo lieber, als Martens mit der ſchläfrigen und ſich mit aller Welt, nur nicht mit den Radicalen vereinbarenden Partei Gotha, einer Partei, welche unter den Verräthern der Sache des „verlaſſenen Bruderſtammes“ zuerſt genannt werden muß, nichts zu thun hat, ſondern der radicalen Partei angehört. Ja, wundern ſie ſich, dieſe Gothaer, dieſe

bloß Liberalen, daß ich sie Verräther nenne! Mit Recht nenne ich sie so, und mit Recht stelle ich sie unter den Verräthern Schleswig-Holsteins obenan.

Wenn man selbst nicht die Fähigkeit und die Energie hat, die Mittel in Bewegung zu setzen, welche einzig und allein die Freiheit und nationale Selbstständigkeit Schleswig-Holsteins erringen konnten, wenn man, wie gesagt, diese Fähigkeit und Energie nicht hat, so muß man von der Leitung der Bewegung zurücktreten und sie einer fähigern und energischern Partei überlassen. Wenn man sie aber trotz alledem krampfhaft festhält, das Volk in den Schlaf lullt, jedes energische Auftreten mit allen Mitteln der Ueberredung, des Vertuschens, des Hinhaltens, der Entstellung und nöthigenfalls mit Gewalt unterdrückt, einzig und allein aus Eitelkeit und Egoismus, um selbst die Sache in der Hand zu behalten, so hat man den vollen Anspruch auf den Titel eines „Verräthers". Ob der Verrath bewußt oder unbewußt ist, das ist ganz einerlei. Wenn es sich um die Freiheit und Selbstständigkeit eines Volkes handelt, so wird die Dummheit und der Mangel an Einsicht, wenn diese Freiheit und Selbstständigkeit dadurch verloren geht, ein Verbrechen, ein Verbrechen, welches schwerer wiegt, wie der Mord. Ein Menschenleben ist bald wieder geschaf-

fen, aber, um die verlorene Freiheit eines Volkes von Neuem zu ſchaffen, dazu gehören Jahrzehnte und Ströme von Blut.

Der brave Martens gehörte alſo nicht zu dieſer kläglichen Partei. Er iſt der Bruder des bekannten Kieler Patrioten, des auch als Architekt und Baumeiſter ausgezeichneten Guſtav Martens; des tapfern Streiters in allen Feldzügen, wo um die Freiheit des Landes gekämpft und geſtritten wurde. Der Bruder war von Kiel herübergekommen, um ſeinem Bruder in Wandsbeck zu helfen.

Als die Sonne aufging, ſahen die Wandsbecker Bürger auf dem Dache des Martensſchen Landhauſes die deutſche und die ſchleswig-holſteiniſche Fahne im Morgenwinde flattern. Es war noch keine halbe Stunde verfloſſen, da hatten ſich alle Häuſer in Wandsbeck mit deutſchen und ſchleswig-holſteiniſchen Fahnen geſchmückt. Die däniſchen Dragoner hatten ſich heimlich entfernt. Uebrigens war die Sache nicht ohne Gefahr. Noch hatte kein Bundesſoldat die Elbe überſchritten; die däniſchen Dragoner konnten jede Minute zurückkommen. Aber die braven Wandsbecker ließen ſich nicht abhalten, in ihrer Erhebung gegen die däniſche Herrſchaft weiter zu gehen. Um 10 Uhr fand in dem großen

Saale des Wirthshauses zum schwarzen Bären eine aus mehr wie sechshundert Personen bestehende Versammlung statt. Unter dem Beifallsrufen der Massen proclamirte der Advokat Ohrt Friedrich den Achten als Herzog von Schleswig-Holstein, und mit ihm das Princip der Lostrennung Schleswig-Holsteins von Dänemark. Dann zog man zum Markt, mitten unter Schneegestöber und Sturm, der Zug war fast auf 3000 Personen angewachsen. Die schleswig-holsteinische und deutsche Fahne wurde auf der dänischen Wache aufgezogen, wo noch vor wenig Stunden der Danebrog geweht hatte, und zum zweitenmale wurde der Herzog von Schleswig-Holstein und die ewige Lostrennung von Dänemark proclamirt.

Jetzt dachten die Halben und die Schwachen, nun sei das Werk gethan, und man könne ruhig zu Hause gehn. Die Radicalen und an ihrer Spitze wieder der brave Martens mit seinem Bruder dachten aber anders. Sie forderten die Vertreibung der dänischen Beamten, die Entfernung aller derer, welche Christian dem Neunten geschworen hatten, die Entfernung aller Zeichen und Embleme dänischer Herrschaft. Die Schwachen und die Halben widersetzten sich. „Dann bleibt die Sache alter Weiberkram", rief Martens, „kommt her, meine

Freunde, wir wollen die Sache selbst in die Hand nehmen.“ Wie immer, erhoben die Gothaer einen fürchterlichen Lärm und warfen mit alle den Schlagwörtern um sich, woran jene Armseligen immer einen so großen Ueberfluß haben, sobald sie die Revolution am Horizont heraufdämmern sehen. Aber Martens und seine Freunde bekümmerten sich nicht darum, sie zogen vor das dänische Polizeiamt. Und siehe da, wie sie hinkommen, da hatte der Polizeimeister Laage sein Schild bereits eingezogen, und sein Schreiber erklärte, der Polizeimeister werde in einigen Stunden sein Amt und die Stadt verlassen. Der Postmeister machte einige Umstände. Da entfernte man die Zeichen der dänischen Herrschaft mit Gewalt. Am meisten widersetzten sich die Zollbeamten. Da wurde eine Leiter herbeigeholt, ein Schlosser stieg hinauf, und vor den Schlägen seines Meißels war der Namenszug des dänischen Königs aus dem steinernen, in die Mauer gefügten Wappenschilde binnen wenigen Minuten verschwunden.

Aber so leicht sollte es den braven Wandsbeckern mit der Vertreibung ihrer Beamten nicht werden. Ein dänischer Beamter verläßt sein „Levebrod“ nicht so ohne alle Umstände. Polizeimeister Laage war ein würdiger Genosse von Willemoes-Suhm in Altona. Als der

erſte Schrecken vorüber war, hatte er ſeine Abreiſe ſchon wieder vergeſſen. Da begab ſich gegen Abend eine neue Deputation nach ſeiner Wohnung, unter ihnen die Fleckensvorſteher. Die Deputation verlangte ſeine ſofortige Entfernung. Der Polizeimeiſter ſah, die Sache würde Ernſt. Er überreichte ſeinen Kaſſenſchlüſſel und verſprach die Abreiſe zum Abend. Aber es wurde dunkel, es wurde Abend, noch immer befand ſich der Polizeimeiſter in ſeiner Wohnung. „Es giebt wirklich kein anderes Mittel, als dieſe „Levebröder“ mit Gewalt über die Grenze zu bringen,“ rief Martens, und erbot ſich, dieſen Akt ſofort zu vollziehen. „Aber der Mann liegt bereits im Bette!“ erwiederten die Ruhigern. „So werde ich ihn aus dem Bette in die Droſchke packen“, rief Martens, „in Wandsbeck ſoll kein Däne über Nacht ſchlafen.“ Er wurde überſtimmt, die Energie iſt immer in der Minorität.

Als es aber Morgen geworden war, und der Polizeimeiſter immer noch keine Anſtalt machte, da wurde es den Andern zu arg. Um 10 Uhr war eine neue Verſammlung im Bären. Der Polizeimeiſter wurde herüber geholt. Er wollte unterhandeln, ſchwatzen, vereinbaren, ſich entſchuldigen, wie das ſo däniſcher Brauch iſt. Da zog Martens die Uhr und hielt ſie dem ſchwatzenden

Renegaten vor. „Wie viel Uhr iſt's?“ ſchrie er ihn an. „Dreiviertel auf Zehn!“ ſagte der Polizeimeiſter.

„Wohlan, Polizeimeiſter“, rief Martens, „darauf gebe ich Euch mein Wort, wenn dieſe Uhr 10 Uhr iſt, und Ihr ſeid nicht fort, ſo bringe ich Euch ſelbſt über die Grenze.“

Der Polizeimeiſter war am Ende. Als es 10 Uhr auf dem hohen, ſpitzen Kirchthurme zu Wandsbeck ſchlug, war der Polizeimeiſter Laage bereits auf dem Wege nach Hamburg. Als er in Hamburg den Speiſeſaal des Gaſthofes betrat, wo er vorläufig ſein Quartier nehmen wollte, wer beſchreibt ſein Erſtaunen, als er Willemoes-Suhm, den Polizeimeiſter von Altona, erblickte.

„Woher des Weges?“ rief er ſeinem würdigen Collegen zu.

„Mit Gewalt über die Grenze gebracht,“ ſagte Willemoes-Suhm, „und Sie?“

„Daſſelbe Schickſal führt mich nach Hamburg,“ erwiederte der deutſche Renegat.

Ich kann den Holſteinern bei der Erzählung dieſer Begebenheit nicht mehr zurufen: „Gehet hin und thut desgleichen!“ Es iſt zu ſpät. Hätte man es überall ſo gemacht, ſo ſtände es heute anders in Holſtein. Es iſt nicht geſchehen. Wenn der Morgen der Freiheit

anbricht, so muß man mit der Sonne aufstehen und selbst sein Land von den Knechten und Schergen räumen, sich aber nicht auf Andere verlassen. So machten es die braven Calabresen und die Bewohner der Basilicata, als Garibaldi seinen Siegeszug von Reggio begann, um den Thron des blutbefleckten Tyrannen in Neapel zu stürzen. Auf allen Berghöhen loderten die Feuer des Aufstandes, in den Flanken und im Rücken der bourbonischen Truppen, und die Feuerflammen der Freiheit fraßen sie hinweg, die Schergen einer der niederträchtigsten Regierungen, welche je in Europa existirt haben. Sie ließen den Schwertern der „Tausend von Marsala" kaum noch eine Nachlese übrig. Der Deutsche hat gar kein Recht, auf die Italiener mit Verachtung herabzublicken. Er sehe sich selbst an. Aber die braven Wandsbecker haben in ihrer Arbeit fortgefahren. Wenige Tage nachher sandten die Bundescommissäre, denen sich das Zeugniß ausstelle, Alles gethan zu haben, um die nationale Bewegung in Holstein zu hindern und zu unterdrücken, ein Bataillon von Hannoveranern, um „die Ordnung in Wandsbeck herzustellen." Als die Fleckensvorsteher dem commandirenden Major aber erklärten, „der jetzige Zustand sei die Ordnung, und sie ließen keine andere Ordnung herstellen, sondern würden die Gewalt

mit der Gewalt vertreiben," da ſtand der brave Major von jedem Verſuche ab. Und als die Preußen in Wandsbeck einrückten, da erklärten die Fleckensvorſteher in der langen Straße dem ſie führenden Offizier, „ſie würden ſeinen Soldaten kein Quartier geben, weil ſie wider den Willen und den Beſchluß des Bundes in Holſtein einrückten." Und die Preußen zogen weiter.

Ich kann den Holſteinern auch hier nicht mehr zurufen: „Gehet hin und thut desgleichen!" Es iſt zu ſpät. „Zu ſpät!" iſt ſchon zu oft der Entſcheidungsruf in der Weltgeſchichte geweſen. — —

Zweites Kapitel.

Ein Besuch in Altona.

Matte Stimmung in Altona. — Ruhe und Stille. — Charakteristik Altona's. — Renegatenthum. — Der „Nordische Courier" und die „Altonaer Nachrichten." — Mißtrauen gegen die deutschen Regierungen. — Stimmen über den Herzog von Schleswig-Holstein. — Die Bundescommissäre. — Dänische Beamte. — Die Amtmänner Levezau, Springer, Steemann, Moltke. — Etatsrath Hillmers. — Propst Nievert. — Sein Ruf in der Stadt. — Die Vertreibung des Polizeimeisters v. Willemoes-Suhm, des Landdrosten v. Scheele und des Propstes Nievert. — Altona am Abend.

Es war ein kalter und trüber Wintertag, als ich, zum erstenmale wieder nach zwei Jahren, aus Hamburg nach Altona hineinging. Der Schnee knisterte unter meinen Füßen, der Himmel hatte den bleifarbenen Rock eines nordischen Wintermorgens angezogen; der Wind hatte eine eisige, schneidende Temperatur. Die Stadt erschien mir heute trüber als je; die bunten Farben der schleswig-holsteinischen und deutschen Fahnen, welche aus den Fenstern der hohen grauen Häuser hinaushingen und sich leise im Winde bewegten, brachten das einzige Colorit in das graue Bild. Auch in dem Straßenleben

fand ich nichts Auffallendes. Es war nicht lebendiger noch belebter, wie früher. Alle Menschen, welche mir entgegenkamen, schienen ihren gewöhnlichen Geschäften nachzugehen; die einzigen fremden Figuren, welche hier und da auftraten, waren hannoversche Soldaten, welche seit einigen Tagen in Altona eingerückt waren, da die Sachsen sich staffelweise bis nach Friedrichsstadt aufgestellt hatten. Aus einigen Häusern klangen mir die Töne des Schleswig-Holstein-Liedes entgegen; in den Schaufenstern der Buchläden und Bilderläden waren einige kürzlich erschienene Broschüren über Schleswig-Holstein und das Bild des Herzogs Friedrich ausgestellt. Außer den Fahnen, den Bildern und den Broschüren in den Schaufenstern, und außer den hannoverschen Soldaten auf den Straßen bot der Anblick der Stadt nichts Charakteristisches. Und doch waren erst wenige Tage seit dem Abzuge der Dänen verflossen! Doch war Altona die erste holsteinische Stadt, welche durch die Besetzung der Bundestruppen von der gehaßten dänischen Regierung befreit war!

Für mich hatte der Anblick dieser Ruhe und Stille nichts Auffallendes. Ich erwartete ihn nicht anders. Der ruhige und gesetzliche Sinn der Bevölkerung in den Herzogthümern war mir aus meinen früheren Besuchen

des Landes nur zu bekannt. Je weiter man im Lande der Dithmarſchen, der Frieſen und der Angeliter nach der Königsau hinaufkommt, deſto ruhiger fließt das Blut und deſto ruhiger werden die Menſchen. Selbſt ihre tieferen Empfindungen ſpiegeln ſich ſelten in ihrem Aeußern ab, und manifeſtiren ſich noch ſeltener in den Bewegungen. So war es auch in Altona. Man war herzlich froh, daß man die Dänen los war, man hoffte, ſie nie wiederzuſehen; aber dieſe Freude, ſo tief wie ſie empfunden wurde, hatte ſich äußerlich nur in dem Jubel, in den Illuminationen und in einzelnen Demonſtrationen der erſten Tage nach dem Abzug der Dänen manifeſtirt. Wenn ich freilich an die Tage und Wochen dachte, welche in der ehemaligen Hauptſtadt des Königreichs beider Sicilien dem Einzuge Garibaldi's folgten, an dieſen oft betäubenden Freudenjubel, der bei jeder Gelegenheit von Neuem ausbrach, an dieſes Evvivarufen, an dieſe allabendlichen Illuminationen, an dieſen Sturm der Begeiſterung, der täglich den Toledo durchbrauſte — ſo war das freilich ein anderes Bild. Aber deshalb war ich auch heute nicht an den Ufern des ſchönſten Golfes der Erde, wo der Thränenwein über der glühenden Lava des Feuerberges wächſt, ſondern in dem ruhigen, kalten Lande, welches ſich von

der Elbe bis zur Königsau ausdehnt, und wo die kühlen und ruhigen Menschen wohnen.

Altona hat sich unter den Städten der Herzogthümer durch seinen Patriotismus niemals ausgezeichnet. Es grenzt zu nahe an Hamburg, und das materielle Interesse des Handels gehörte immer zu seinen vorwiegenden Lebenselementen. Der passive Widerstand, den man in allen gesellschaftlichen Beziehungen in Kiel, Rendsburg, Itzehoe, Schleswig mit zäher Consequenz seit den letzten zehn Jahren den Dänen entgegengesetzt hat, ist in Altona nie mit derselben Consequenz durchgeführt worden; die materiellen Interessen überwiegen den Haß gegen die Dänen und die schleswig-holsteinische Gesinnung. Altona verdient in dieser Richtung dieselben Vorwürfe wie Flensburg. Die Gründe sind in beiden Städten dieselben; materielle Handelsinteressen überwiegen den Haß und den Patriotismus. Altona kommt auch in den geistvollen schleswig-holsteinischen Schilderungen Biernatzki's unter allen Städten zwischen Elbe und Königsau am schlechtesten weg. „Der Schleswig-Holsteiner", heißt es dort, „erkennt Altona gar nicht an, für ihn ist es unächt; es ist ein Bastard, sagt er — ein Findelkind, dessen Alimentation uns auffrißt. Der Hamburger

erkennt Altona ebensowenig an, es ist Nichts — sagt er — eine Vorstadt von Hamburg, wie sie vor jedem Thore liegt, nur ist es langweiliger, und verdirbt uns jedesmal die reine Luft auf der ästhetischen Tour nach unserem Villentivoli Flotbeck. In der That! Es ist ein wunderbares, und dabei üppig treibendes Gewächs, dieses Altona, die bei Weitem jüngste, erst dreihundertjährige und dabei schon bei Weitem größte Stadt des Landes; es ist eine jener köstlichen Schmarotzerpflanzen aus der Gebrüder Booth naher, in ganz Europa berühmter, paradiesischer Baumschule, die sich an das dickstämmige Hamburg gehängt hat, unnatürlich fest auf ihrer prunkenden Blüthe, kraftlos bei all ihrer Lilienfülle, vergebens nach Selbstständigkeit ringend und Selbstständigkeit heuchelnd! Alles höhere Leben ist krank und leichenhaft in dieser Stadt, und neben der üppigen physischen Blüthe kriecht ein entsetzlicher, geistiger Tod einher. Hier ist nichts von jener frischen Lebendigkeit, wie in Kiel und Rendsburg, Nichts von einer feineren, zersetzenden Schärfe, welche heilsam oft die verknorpelten Formen der communalen und socialen Zustände durchdringt, hier giebt es keine Opposition, weil es keine Position giebt. Die große mächtige Stadt ist selbst ohne alle Organisation als Commune;

hier ist keine Verfassung, keine Bürgerschaft, der ganze Mechanismus ist todt und stagnirt wie ein faulender Pfuhl. Hier giebt es keine Principien und keine leitenden Gesetze; hier dreht sich Alles in anarchischen Zuständen umher. Als Ersatz muß natürlich eine despotische Büreaukratie nach verrotteten Vorschriften oder eigener Willkür dies so bedeutende Gemeinwesen lenken und die entwürdigende Rechtslosigkeit der Bürger noch vermehren; die träge, überall verbreitete Fühllosigkeit dient ihr als Substrat für ihre neidlose traurige Thätigkeit. Kein jugendlicher Athem, kein echt künstlich erregter Gemeinsinn, kein wahrer bürgerlicher Muth, kein bewußter, systematischer Patriotismus kann anhaltend in der blöden Mehrzahl dieser Menschenmasse flammen, es ist ein selten eintretender Trost, daß mitunter trotz aller Hemmnisse und wie bewußtlos jener gute natürliche Fond der Bewohner in einigen unregelmäßigen Kraftäußerungen durchbricht. Auch in den socialen Zuständen herrscht zwar noch ein gewisser ehrlicher einnehmender patriarchalischer Geist, aber es fehlt alle Frische; eine höchste Geldaristokratie fristet in träger Gedankenlosigkeit ein abgeschlossenes, in sich selbst versunkenes Dasein, oder kokettirt unnobel in Demuth mit dem mächtigen Geldpatriziat der großen

benachbarten Hansestadt. Der ganze Mittelstand besteht aus großstädtisch zerfallenen Cliquen, da jedes edlere Bindemittel fehlt, da man sich gar nicht bewußt ist, eine höhere Einheit zu bilden. Alle politische Bildung ist wie die eines halb erst lebenden Säuglings; selbst, wenn sie schreit, wie es mitunter geschieht, schreit sie, wie er."

So schildert Biernatzki Altona schon weit vor dem Jahre 1848 — und er hat Recht gehabt, und besser ist's nicht geworden. Auch ich kann Altona in Betreff seines in den Jahren der dänischen Unterdrückung gezeigten schleswig-holsteinischen Patriotismus nur ein schlechtes Zeugniß geben. Von der geringen Initiative im passiven Widerstand gegen dänische Herrschaft, in dem sich fast alle Städte der Holsten, der Angeln und der Friesen so groß gezeigt haben, habe ich bereits schon gesprochen. Aber ich glaube, es hat in Altona noch mehr Renegaten gegeben, wie in Flensburg, und das will viel sagen. In Betreff meiner Agitation für die Rechte Schleswig-Holsteins sind mir in Altona Dinge passirt, die fast ans Unglaubliche streifen. Altonaer Bürger schämten sich nicht, sich als schleswig-holsteinische Patrioten zu geberden und unter dieser Maske an die Verleger der deutschen Zeitungen zu

schreiben, in denen ich in den letzten Jahren von Neuem die Fahne für Schleswig-Holstein erhob, und mich als einen Lügner und Verleumder hinzustellen und mich in den Schilderungen dänischer Tyrannei in Schleswig der frechsten Uebertreibungen zu beschuldigen. „Es sei eine Schande", schrieben diese Menschen, „es sei eine Schande für so große deutsche Zeitungen, derartige Schilderungen zu drucken, worüber man in Holstein mitleidig lächeln müsse." — Ich bedurfte oft aller meiner Energie, um mich gegen ähnliche schändliche Intriguen, die mit einer dänischen Zähigkeit fortgesetzt wurden, zu vertheidigen und zu schützen. Unter den Leuten, welche immer von Neuem in dieser Weise gegen die Freiheit und gegen die Rechte ihres Landes gearbeitet haben, nenne ich hier als den thätigsten den Buchhändler Haendcke, Mitinhaber des Lehmkuhl'schen buchhändlerischen Geschäfts. Er war unermüdlich in diesen miserablen Angriffen. Als der bekannte Pastor Peter Gottlieb Hansen, früher Pastor in Cappeln, gegen mich einen Verleumdungsprozeß einleitete, war er es, der ihm in Verein mit der dänischen Regierung die nöthigen Mittel dazu vorschoß. Aber er war es nicht allein. Hansen producirte plötzlich ein Leumundszeugniß, daß er der bravste, rechtlichste und

beſte Menſch in ganz Holſtein ſei. Wenigſtens fünfzig Bürger aus Altona hatten ſich bereit gefunden, dies Leumundszeugniß zu unterſchreiben, unter ihnen ſogar der Biſchof Koopmann, der doch die Brockdorfer Akten kennen mußte. Werden die wirklichen Patrioten heute die Energie und die Ehrenhaftigkeit haben, ein ſolches Benehmen in einer ſtärkeren Weiſe, als mit Verachtung zu ſtrafen? Ich fordere ſie im Namen Schleswigs, im Namen des von jenen Menſchen ſo oft geſchmähten Vaterlandes, dazu auf. Natürlich waren alle dieſe Renegaten heute ſchleswig-holſteiniſche Patrioten geworden. In einer Stadt wie Altona wunderte ich mich freilich nicht über eine derartige Geſinnungsloſigkeit. Sogar die „Altonaer Nachrichten", ein Blatt, welches bis vor kaum acht Tagen das däniſche Intereſſe vertreten und im Rufe einer Subvention ſeitens der däniſchen Regierung geſtanden hatte, hatte ſchleunigſt ſeinen däniſchen Rock ausgezogen, den zweiten Titel: „Nordiſcher Courier", vom Kopf des Blattes, und ſeinen däniſchgeſinnten Redacteur aus den Spalten entfernt, und war ſchleswig-holſteiniſch geworden. In Neapel, in Paris, im ſüdlichen Deutſchland würde eine derartige Handlungsweiſe tumultuariſche Auftritte hervorgerufen haben. Der ruhige und

geſetzliche Sinn der patriotiſchen Bevölkerung Altonas begnügte ſich, den auf däniſches Geld und ſchleswig-holſteiniſchen Patriotismus ſpeculirenden Verleger einfach zu ignoriren.

Und dann beſuchte ich meine Freunde und Bekannten, einen nach dem andern, und ſprach mit ihnen von der Stimmung im Lande, von ihren Hoffnungen und Erwartungen. Die Stimmung war voll Mißtrauen in die Abſichten der deutſchen Regierungen. Man konnte ſich durchaus von dem Gedanken nicht losmachen, daß ſich das Spiel aus dem Jahre 1851 in derſelben oder in irgend einer andern Art und Weiſe wiederholen werde. Ueber die Geſinnung unter den ſächſiſchen und hannoverſchen Truppen, ſowohl bei den Soldaten wie bei den Officieren, ſprach man ſich überall mit Zufriedenheit und Vertrauen aus. „Sie wiſſen ſämmtlich, worum es ſich in Schleswig-Holſtein handelt, und werden ſich nicht gegen uns brauchen laſſen," war eine Meinung, welche ich von allen Seiten beſtätigen hörte; „aber die Andern, die Andern!" hieß es dann. Schon der Stillſtand in den Truppenbewegungen, die immer noch verzögerte Anerkennung des Herzogs ſeitens des Bundestages erfüllte ſie mit tiefem Mißtrauen. „Wir kennen den Herzog nicht," hieß es, „aber ſeine Aner-

kennung als Herzog von Schleswig-Holſtein iſt durchaus nothwendig, um das Land für immer von Dänemark loszumachen; wir hegen aber die Erwartung, daß er in freiſinniger Weiſe regieren und freiſinnige Inſtitutionen einführen werde — nur in dieſem Sinne und in dieſem Gedanken haben wir ihn proclamirt." Auch mit der bis jetzt entwickelten Regierungsthätigkeit der Bundescommiſſäre war man nichtsweniger wie zufrieden. „Nicht einmal die obern däniſchen Beamten, welche an der Spitze großer Verwaltungen ſtehen," ſagte man mit vorwurfsvollem Tone, „haben die Bundescommiſſäre aus ihren einflußreichen Stellungen entfernt; da kann man ſich freilich nicht darüber wundern, daß noch geborne Dänen am Zoll ſind; daß man die Poſtbeamten in ihren Stellen läßt, welche dem Könige von Dänemark geſchworen haben."

„Da iſt der Amtmann Levezau in Itzehoe," ſagte ein Anderer; „da iſt Steemann, Amtmann in Neumünſter; da iſt Moltke, Adminiſtrator der Grafſchaft Rantzau; ſie alle vertraten in den letzten Monaten das däniſche Intereſſe, ſie alle ſind Renegaten; Moltke war derjenige, welcher die Pferdelieferung mit Gewalt durchſetzen wollte — und ſie alle ſind noch im Amte; da iſt der Amtmann Springer in Seegeberg,

Etatsrath Hillmers, Stadtsecretär in Altona, beide dänisch gesinnt, beide in bedeutenden, einflußreichen Stellungen — und man läßt sie; was sollen wir davon denken?"

„Aber die Bundescommissäre," erwiederte ich, „haben doch den Propst Nievert, den Polizeimeister Willemoes-Suhm, den Geheimrath von Scheele abgesetzt!"

„Das haben die Bundescommissäre nicht gethan," wurde mir zu meiner Verwunderung gesagt; „das haben wir gethan, die Bundescommissäre fanden diese Absetzungen bereits als fait accompli vor, und mußten sie bestätigen, weil zwei von diesen Leuten bereits aus dem Lande geflohen waren, und die Erbitterung gegen den Propst Nievert zu groß war. Scheele war gerade in Pinneberg, wo er Landvogt ist, als dort eine Volksversammlung stattfand. Eine Deputation ging zu ihm, und stellte an ihn das Verlangen, sofort den Herzog Friedrich proclamiren zu lassen.

„Ich werde das nicht thun," erwiederte er dem Sprecher, „aber ich werde Sie sofort arretiren lassen."

Der Sprecher führte den Landvogt an das Fenster und zeigte ihm die wogenden Volksmassen. In der-

ſelben Nacht floh Scheele, und kam mit ſchaumbedeckten Pferden auf dem Bahnhofe von Wriſt an, von wo er mit dem nächſten abgehenden Zuge nach Flensburg fuhr.“

„Nun und der Polizeimeiſter v. Willemoes?“

„Der Brauereibeſitzer Ecksdorf, früher Officier der ſchleswig-holſteiniſchen Armee, ging in Begleitung einiger anderer entſchiedener Bürger von Altona zu ihm. „Sie müſſen weg, ſofort,“ fuhr er ihn an.

„Wohin?“ fragte der vor den drohenden Worten und Bewegungen erſchreckte Polizeimeiſter.

„Fort aus der Stadt. Ich gebe Ihnen fünf Minuten, um den Rock anzuziehen.“

Der Polizeimeiſter zog den Rock an.

„Haben Sie eine Kaſſe?“ fragte Ecksdorf.

„Nein.“

Dann commandirte der energiſche Brauer einen Polizeidiener, ließ eine Droſchke holen, ſetzte den Polizeidiener neben den Polizeimeiſter hinein, und befahl Erſterem, ſeinen früheren Chef nöthigenfalls mit Gewalt nach Hamburg zu bringen. Der Polizeidiener gehorchte. Von Hamburg floh Willemoes nach Flensburg.“

„Und Nievert, der Propſt, den die Bundescommiſſäre nun beurlaubt haben?“

„Nievert iſt Hannoveraner, kein Holſteiner. Er war ſeiner däniſchen Geſinnung wegen verhaßt und er ſtand in ſehr ſchlechtem Ruf. Sie kennen das aus Ihrem Aufenthalt in Angeln, daß wir die ſchlechten Paſtoren nicht vertragen können. Nievert wollte durchaus nicht weichen, bis der neue Polizeimeiſter Vogler ihn aus der Stadt führte. Er iſt ebenfalls nach Flensburg geflohen.“

Ich konnte, als mir dieſe einzelnen Entſetzungen mißliebiger Perſönlichkeiten mitgetheilt wurden, nicht umhin meinen Freund zu fragen: „Aber weßhalb haben Sie denn dieſe gewaltſamen Entſetzungen nicht überall im Lande vorgenommen? Sie wären dann ſämmtlicher däniſcher Beamten auf einmal los geworden.“

„Nun,“ erwiederte er ſeufzend, „es iſt an dem geſetzlichen, ruhigen Sinne unſerer Bevölkerung geſcheitert, der die Abſetzung durch die Bundescommiſſäre wünſchenswerther erſchien, als eine gewaltſame Entfernung. Sie kennen ja unſer Land, und wundern ſich darüber nicht.“

Ich blieb bis zum Abend in Altona. Zum Abend wurde es lebendiger. Gruppen von Bürgern, welche das Schleswig-Holſtein-Lied ſangen, erſchienen auf der Straße, oft Arm in Arm mit hannoverſchen Sol-

daten. Im Stadttheater wurde ein neues Stück gegeben: „Die Dänen in der Mauſefalle“, und mit großem Enthuſiasmus beklatſcht. In den Bierhäuſern war ein reges Leben. Hannoverſche Soldaten ſaßen überall mit den Bürgern an den Tiſchen. Man ſang das Schleswig-Holſtein-Lied, man ſprach ſich hoffnungsvoller und heiterer aus, manches Hoch wurde dem „verlaſſenen Bruderſtamme“ in Schleswig gebracht. Viel erzählte man ſich von der ſchlechten Stimmung in der däniſchen Armee. Die ſchlechte Stimmung, welche ſich gegen die in Kopenhagen regierende, eiderdäniſche Partei richtet, ſollte auch bereits unter den Officieren platzgegriffen haben. Manche von ihnen hatten, Thränen in den Augen, in Altona von den Bürgern Abſchied genommen. Illuminirt war die Stadt nicht. Ziemlich trübe geſtimmt kehrte ich ſpät nach Hamburg zurück.

Drittes Kapitel.

Von Altona nach Rendsburg.

Der Bahnhof in Altona. — Die Republikaner in Holstein. — Das Unglück im Lande. — Die Bundesexecution und ihre Folgen. — Ein Mädchen aus Friesland. — Hannoversche Einquartierung. — Elmshorn. — Wrist. — Die Stimmung unter den Hannoveranern und Sachsen. — Neumünster. — Gedanken eines sächsischen Unterofficiers über die deutsche Presse. — Anblick von Neumünster. — Ein Schleswiger Bürger. — Dänischer Druck in Schleswig. — Einquartierungslast in Schwansen und Angeln. — Der „Insurgentenlieutenant" Herzbruch. — Ankunft in Rendsburg. — „Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt."

Vor dem Eingange des Altonaer Bahnhofes wehte die deutsche und die schleswig-holsteinische Fahne. Schwarz, roth, gold und blau, weiß, roth. Was würde der dänische Polizeimeister von Willemoes-Suhm vor acht Tagen gesagt haben, wenn er diese Fahnen der „Revolution" vor dem Bahnhofe von Altona gesehen hätte? Unter den Fahnen war eine Proclamation des Herzogs von Schleswig-Holstein und die letzte Bekanntmachung der Bundescommissäre angeschlagen. Sonst war es auf dem Bahnhofe so still und ruhig, als

wenn in Altona während der letzten Tage nichts vorgefallen wäre. Doch dort war ja noch ein revolutionäres Emblem, ein Theaterzettel! Im Stadttheater wurde heute „Struenſee“ gegeben; geſtern gab man ein neues Stück: „Die Dänen in der Mauſefalle“, welches faſt allabendlich unter großem Jubel in Scene ging.

Die Zahl der Perſonen, welche heute mit dem Mittagszug nach dem Norden reiſten, war ſehr gering. Der Warteſaal war faſt leer. Während der Zug zur Abfahrt fertig gemacht wurde, unterhielt ich mich mit dem Inhaber der Reſtauration, der mir eine Taſſe Kaffee brachte und mir Feuer für meine Cigarre gab, über die Zuſtände im Lande. Der Mann machte ein ſehr bedenkliches Geſicht. „Sehen Sie,“ ſagte er, „ich bin Republikaner, und bin ſchon eilf Jahre hier.“

Republikaner, dachte ich, in dem conſervativen Schleswig-Holſtein; der erſte Menſch, der mir heute in dieſem Lande begegnet iſt, Republikaner? Sonderbar. Bei meiner früheren Reiſe durch das Land von der Elbe bis zur Königsau habe ich nie einen Republikaner gefunden. Als Jacob Venedey einſt im Jahre 1848 auf einer Volksverſammlung in Angeln von der Republik ſprach, hatte der jetzt verſtorbene Kloſterpropſt von Itzehoe große Mühe, ihn vor der Erbitterung der Bauern

zu schützen. „Republikaner," sagte ich laut, im ganz verwunderten Tone.

„Ich bin ein Schweizer," erwiederte der Mann. „Aber so geht die Sache hier nicht. Die Truppen hätten längst die Eider überschreiten sollen. Noch sind die holsteinischen Dörfer, welche oberhalb Rendsburg zwischen Eider und Sorge liegen, nicht einmal geräumt, was soll — daraus werden? Sollte es möglich sein, daß sich das verrätherische Spiel aus dem Jahre 1851 nochmals wiederhole? Wird das deutsche Volk eine zweite Auflage dieses traurigen Schauspiels dulden?" —

Ich wunderte mich über diese traurigen Befürchtungen nicht im Mindesten. Hatte ich sie doch gestern bei einem längeren Besuche in Altona leider überall aussprechen hören. Wie ein lähmender Alp drückte diese Furcht auf die Freude über den Abzug der Dänen. Das Zeichen zur Abfahrt ertönte. Ein Coupé dritter Klasse war von einigen Landleuten und einigen Unterofficieren der hannoverschen Bundestruppen eingenommen; in einem Coupé zweiter Klasse saß ein junges Mädchen, halb städtisch, halb ländlich gekleidet. Ich nahm meinen Platz in dem letzteren Coupé; langsam bewegte sich der Zug vorwärts.

Als ich vor zwei Jahren Schleswig bereiste, gab es

jenſeits der Eider immer nur einen Gegenſtand der Unterhaltung: „das Unglück im Lande“. Man verſtand darunter den Druck des däniſchen Regiments und ſeiner Satelliten, der Beamten, Schulmeiſter und Paſtoren. Heute ſprach man in Holſtein nur von der Bundesexecution und ihren möglichen Folgen. So wandte ſich die Unterhaltung zwiſchen mir und meiner hübſchen Nachbarin ganz natürlich auch ſofort dieſem Gegenſtande zu. Sie war eine Frieſin, aus der Umgegend von Tondern gebürtig, und diente als Wirthſchafterin auf einem der in der Nähe von Elmshorn gelegenen Güter. Wir ſprachen von ihrer Heimath, von den reichen Marſchen und hohen Sanddünen Frieslands, von den „Halligen“, jenen einſamen Inſeln in der Nordſee, welche die Sturmfluthen der Weſtorkane zu verſchlingen drohen, und von den Verſuchen, welche die däniſche Regierung ſeit Jahren auch dort macht, die deutſche Sprache und Nationalität zu vertilgen. „Sie glauben nicht,“ ſagte das junge Mädchen, „wie arg der Druck dort ſeit einigen Wochen iſt. Man wagt kaum zu ſprechen, viel weniger zu ſchreiben. Aus den Briefen, welche ich vor einigen Tagen von meinen Verwandten aus Garding bekommen habe, erfahre ich nur die gleichgültigſten Gegenſtände.“

„Werden die deutschen Truppen denn immer noch nicht über die Eider gehen? Diese Zögerung ist ja entsetzlich für Schleswig.“ —

Was konnte ich ihr auf diese Frage antworten? Es war eine Frage, welche die Herzogthümer jetzt täglich, stündlich an Deutschland richteten.

„Haben Sie denn viel Einquartierung auf Ihrem Gute bei Elmshorn?“ fragte ich.

„Sechs Mann, Hannoveraner, mit sechs Pferden.“

„Sind Sie mit ihnen zufrieden?“

Das junge Mädchen lachte. „Nun,“ sagte sie, „das kann ich gerade nicht sagen. Sie sind ziemlich unbescheiden und verlangen fortwährend zu essen und zu trinken. Indeß, das thut am Ende nichts; wir geben's ihnen gern, wenn unsere Sache nur vorwärts ginge.“

Der Zug hielt. Wir waren in Elmshorn, wo kürzlich die große Volksversammlung zur Anerkennung des Herzogs stattgefunden hatte. Links erhoben sich die Häusergruppen des großen Kirchdorfes über der weiten, schneebedeckten Ebene. Meine hübsche Nachbarin stieg aus, um den kleinen Weg nach ihrem Gute zu Fuß zurückzulegen. Ich stieg in das andere Coupé, in dem

die hannoverschen Unterofficiere und die Landleute saßen.

Wieder brauste der Zug vorwärts. Einzelne Gehöfte, in der holsteinischen Weise von rothen Backsteinen gebaut, mit Ziegeldächern oder Strohbedachung, Thüren und Fenster zierlich mit grüner oder weißer Farbe gestrichen, von kleineren, jetzt mit Schnee bedeckten Vorgärten umgeben, flogen vorüber. Da war der Bahnhof von Wrist, wo einer der verhaßtesten dänischen Beamten in Holstein, der berüchtigte Scheele, vor Kurzem flüchtig am Abend ankam, als die Sprecher der Volksversammlung in Pinneberg ihm energisch erklärt hatten, daß seines Bleibens nicht länger in Holstein sei. Von Angst getrieben, fuhr er im gestreckten Trabe nach Wrist, der nächsten Eisenbahnstation. Der Zug stand gerade zur Abfahrt bereit. Es war nicht mehr an der Zeit, ein Billet zu kaufen. Scheele sprang eilig in das nächste Coupé. Der Schaffner verlangte sein Billet. „Ich bin der Geheime Rath von Scheele," rief ihm der einst so mächtige dänische Minister zu. — „Hinaus!" rief der Schaffner, „hier kann man nur fahren, wenn man ein Billet hat." —

Der dänische Conferenzrath und Commandeur des Danebrog, ein deutscher Renegat, mußte aussteigen.

Der Zug fuhr fort. Stundenlang ſtand er einſam auf dem öden Bahnhofe und wartete den nächſten Zug ab, von Jedem gemieden, der in ſeine Nähe kam. Scheele hat derartige Stunden ſchon mehrere erlebt. Er hat allen Parteien gedient, ein ganz charakterloſer Mann. Mit dem letzten Bahnzuge ſtieß er in der Nacht nach Flensburg.

Zwiſchen den holſteiniſchen Landleuten und den hannoverſchen Unterofficieren ging es heftig her. „Das Unglück im Lande“ war wieder der Gegenſtand der Unterhaltung. Sie ſprachen von dem Druck, der augenblicklich durch die Concentration der däniſchen Truppenmaſſen in Schleswig auf dem Bruderſtamme jenſeits der Eider mehr als je laſte. „Wenn das noch lange ſo dauert,“ rief einer von den Landleuten in plattdeutſcher Sprache, „ſo können ſie drüben nur ihre Kühe und Pferde totſtechen, denn ſie werden kein Futter mehr für ſie haben.“

„Und hier liegt Ihr an der Eider, Ihr Hannoveraner und Sachſen, und geht nicht vorwärts. Warum geht Ihr nicht vorwärts?“ —

„Es iſt nicht unſere Schuld,“ erwiederte Einer von den Unterofficieren, „wir griffen die Dänen lieber heute, wie morgen an.“

„Glaubt Ihr, daß wir nicht wüßten, worum es ſich handelt," ſagte ein Anderer, „wir wiſſen's Alle." —

„Und Alle ſind wir einverſtanden," ſagte der Dritte, „auch unſere Officiere. Seht, wir können ja nicht wieder zu Haus kommen, wenn wir die Dänen nicht aus dem Lande geſchlagen haben. Man wird uns verachten und verhöhnen."

Der Unterofficier ſprach mit ſo tiefem Gefühl; auf ſeinen Zügen prägte ſich der Ausdruck von Trauer und Schmerz aus.

„Nein," unterbrach ich das Geſpräch, „Ihr könnt nicht dafür; das haben die deutſchen Regierungen zu verantworten." —

„Nun," murmelte der Unterofficier, „es wird ſich wohl eine Kugel für mich finden. Die Schande, ſo zurückzukehren, erlebe ich nicht. Man wirft uns wahrhaftig mit Schmutz auf der Straße, wenn wir ſo zurück kommen." —

Der gutmüthige Charakter der holſteiniſchen Landleute hatte Mitleid mit den armen Soldaten. Einer von ihnen reichte ihnen die Hand, und ſagte tröſtend: „Nein, wir tragen's Euch nicht nach. Ihr habt keine Schuld. So ſchlimm ſteht's auch noch nicht." —

„Oh, es iſt recht ſchlimm," erwiederte der Unter-

officier, der zuerſt geſprochen hatte, „ich weiß es; in den nächſten Tagen ſollen wir nach Altona zurück, und die Preußen und die Oeſterreicher ſollen hier einrücken. Warum ſoll das?“ —

„Nein,“ rief Einer von den Landleuten, „die Preußen und die Oeſterreicher wollen wir nicht. Wir trauen ihnen nicht. Unter den Oeſterreichern ſpricht keiner deutſch. Ich war geſtern in Hamburg, ich habe ſie geſehen, Rumänen, Slaven und Kroaten ſind es, die ſie geſchickt haben von Wien.“

„Und warum ſollen Preußen und Oeſterreicher die Avantgarde bilden?“ riefen die Unterofficiere durch einander, „wir können es ebenſo gut.“ —

„Wie denken denn die Sachſen?“ fragte ich dazwiſchen.

„Gerade wie wir,“ erwiederte Einer von den braven Leuten, „die Unterofficiere und Soldaten gerade ſo. Die Officiere ſind ſchlechter, wie die unſrigen. Aber die Leute thun, was die Unterofficiere ſagen. Sie ſagen auch, ſie können nicht wieder nach Dresden kommen, wenn ſie nicht die Dänen aus dem Lande jagen.“

Der Zug hielt. Wir waren in Neumünſter, dem Knotenpunkte, wo die Eiſenbahnſtränge nach Rendsburg

und nach Kiel ſich ſcheiden. Die Unterofficiere und Landleute fuhren nach Kiel. Ich ſtieg aus, um den Zug zu erwarten, der mich nach dem Norden führen ſollte. Als ich im Begriff war, den Wagen zu verlaſſen, ſagte einer der Unterofficiere zu mir: „Die Preſſe muß in Deutſchland darauf dringen, daß wir vorwärts gehn; wir leſen hier nur die holſteiniſchen Blätter; thut die Preſſe das auch?“

Ich war überraſcht durch die verſtändige Frage des Mannes. „Die Preſſe thut gewiß ihre Pflicht,“ erwiederte ich ihm, „aber die deutſchen Regierungen thun ihre Pflicht nicht; denn ſie hören nicht darauf. Aber Eure Meinung werde ich in Deutſchland erzählen, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen.“ —

Es war eine Stunde Zeit, ehe der Zug nach Rendsburg abging. Ich machte zuerſt einen Gang durch das ſchöne, ſtädtiſch ausſehende Kirchdorf. Stattliche, ſehr reinlich gehaltene Häuſer, breite Straßen, faſt alle Häuſer mit deutſchen und holſteiniſchen Fahnen geſchmückt. Auf dem Markte wehte eine große holſteiniſche Fahne an hoher Flaggenſtange. Es dunkelte bereits mächtig. Ein ſcharfer kalter Wind fuhr über den Schnee. Ich ging zurück nach dem Bahnhof, und trat in das Gaſtzimmer des hart an der Straße liegenden

Bahnhofs-Hôtel, um den Abgang des Zuges dort zu erwarten. Auf dem runden Tiſche vor dem Sopha lagen Zeitungen und Journale. Ich ſetzte mich an den Tiſch, wo die meiſten Plätze bereits eingenommen waren. Die Unterhaltung ſchien ſehr erregt zu ſein. Ein junger Mann von einigen dreißig Jahren führte das Wort. Er war aus Schleswig, und wartete den Abgang des Zuges nach Altona ab. „Kann man hier jetzt ſprechen, was man will?“ rief er, indem er ſich etwas ängſtlich umſchaute.

Er ſchien gerade erſt eingetreten zu ſein.

„Hier können Sie ſprechen, was ſie wollen,“ rief Einer der anweſenden Holſteiner.

„Nun,“ erwiederte er, „in Schleswig iſt's deſto ſchlimmer. Man muß ſich dort mit jedem Wort in Acht nehmen. So ſtark iſt der Druck dort nie geweſen. Ueberall Spione, welche jedes Wort erlauſchen. Allein in der Stadt Schleswig liegen 15000 Dänen.“

„Eine ſolche Einquartierungslaſt muß die Bürger in Schleswig ja vollkommen arm machen?“ fragte ich.

„Arm machen?“ rief er, „wenn wir nicht ſchon vollkommen arm wären! Seit zehn Jahren haben die Dänen die Stadt grundſätzlich ruinirt. Ich muß beiſpielsweiſe täglich 6 Bankthaler für Einquartierung bezahlen.

Kaufmann Toft hat 84 Mann im Quartier, das iſt ja gar nicht zu erſchwingen. Wo ſoll das hinaus? Die Stadt wird vollkommen ruinirt. — Und in Schwanſen wird's binnen einigen Tagen ebenſo ſein. Fürchterliche Requiſitionen ſind geſtern ausgeſchrieben. Jeder Pflug Landes ſoll 6000 Pfund Stroh liefern; $1^1/_2$ Pflug Landes ſoll einen zweiſpännigen Wagen ſtellen. Das ſind für die ganze Landſchaft $2^1/_2$ Millionen Pfund Stroh und ungefähr 250 Wagen."

Eine allgemeine Aufregung bemächtigte ſich aller im Gaſtzimmer Anweſenden. Sie traten an den Tiſch hinan, um ſich die Zahlen nochmals wiederholen zu laſſen.

„Und in Angeln?" fragte ich.

„Ganz Angeln liegt voll Soldaten," ſagte der Schleswiger, „lauter geborne Dänen aus Seeland. Requiſitionen ſind in Angeln noch nicht ausgeſchrieben; aber es wird in einigen Tagen kommen. Mit Schwanſen haben die Dänen den Anfang gemacht. Das ganze Land wird ausgeſogen, wenn die Bundestruppen nicht bald einrücken."

Dann trat ein Mann zu mir heran, und bot mir freudig die Hand zum Gruß. Er trug das Kreuz der ſchleswig-holſteiniſchen Feldzüge an einem Bande mit,

den Farben des Landes im Knopfloch. Es war der Buchhändler Herzbruch aus Flensburg, den ich aus meinen frühern Beſuchen in den Herzogthümern kannte. Herzlich ſchüttelte ich ihm die Hand. Herzbruch war einer der energiſchſten Streiter für die deutſche Sache in Schleswig.

„Inſurgentenlieutenant,“ rief ich — „das iſt ja der Ehrentitel, den die Dänen Ihnen geben, ſind Sie herüber gekommen über die Eider? Das iſt recht. Sie würden die Dänen gewiß mit nach den Inſeln ſchleppen.“

„Nun ja,“ erwiederte er, „wir kennen das ja von früher. Ich habe hier in Neumünſter auch ein Geſchäft. Es war wohl beſſer, daß ich mich jetzt aus Flensburg entfernte.“

„Nun, und wie iſt jetzt die Stimmung in Flensburg?“

Der „Inſurgentenlieutenant“ lachte. „Nun“, erwiederte er, „man merkt dort, daß es zu Ende geht mit der däniſchen Herrlichkeit in Schleswig-Holſtein. Alle Renegaten ſchlagen um.“

Ein Schaffner der Eiſenbahn trat herein und rief: „Nach Rendsburg, Schleswig, Flensburg einſteigen.“ Ich drückte nochmals dem braven „Inſurgentenlieute-

nant“ die Hand, und eilte zum Bahnhof. In einigen Minuten ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Meine neuen Reiſegefährten waren entſetzlich monoton. Stumm ſaßen ſie, Cigarren rauchend, in ihre Pelze gewickelt, in den Ecken. Es war kein Geſpräch mit ihnen zu beginnen. Die Noth des „verlaſſenen Bruderſtammes“ in Schleswig ſchien ſie gleichgültig zu laſſen. Es waren Hamburger Kaufleute, welche in Handelsgeſchäften nach Flensburg reiſten. Draußen war es ganz dunkel. Ein dichter Nebel lag auf den Schneefeldern. In einer Stunde hielten wir an der Halteſtelle in der Stadt Rendsburg. Ich ſah den Hausdiener des Beſitzers von Pahls Hôtel, des Hauptmanns von Kolb, auf dem Perron ſtehen. „Iſt der Hauptmann zu Hauſe?“ rief ich ihm zu.

„Ja,“ ſagte der Mann, „ſeitdem die Dänen Rendsburg verlaſſen haben, iſt er zurückgekehrt. Er war vier Wochen in Hamburg.“

Ich wußte es bereits. Der Hauptmann von Kolb, früher Officier in der ſchleswig-holſteiniſchen Armee, iſt von den Dänen ſehr gehaßt. Er erinnerte ſich auch der gewaltſamen Mitſchleppungen nach den Inſeln, welche im Jahre 1851 vielfach vorgekommen ſind, und

war seinen Feinden auf einige Wochen aus dem Wege gegangen.

Am „Südjütlands-Brückenkopf", wie die Dänen die neuen Festungswerke getauft haben, welche die Altstadt von der Neustadt trennen, vorüber gingen wir nach dem Paradeplatz. Auf „Südjütlands-Brückenkopf" wehten die holsteinischen und die deutschen Fahnen. Aus dem Erdgeschoß des Kolb'schen Gasthofes tönte mir Männergesang entgegen. Es war das Lied: „Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt."

Viertes Kapitel.

Rendsburg während der Bundesexecution.

Rendsburg, seine Geschichte, seine Lage, seine Umgegend. — Der **Widerstand** der Rendsburger gegen die dänische Herrschaft. — **Sächsische Truppen** auf dem Paradeplatze. — Advokat Fischer. — **Vor zwei Jahren.** — Neuwerk. — Der Jungfernstieg. — Die **Altstadt.** — Dänischer Vandalismus. — Pallisaden. — Der **Abzug** der Dänen aus Rendsburg. — Der Einzug der sächsischen **Truppen.** — Dänische Raub- und Zerstörungssucht. — **Südjütlands-Brückenkopf.** — Im Kronwerk. — Erdschanzen **im Kronwerk.** — Die Schleußenbrücke. — Stimmung unter **den** sächsischen Truppen. — Die holsteinischen Dörfer und die **dänischen** Requisitionen. — Schwertfeger von Megger Koog. — **Eine Million** Pfund Heu. — „Hannemann, kannst mi kriegen?" — „Hannemann, kennst Du dat?" — Die Danewerkstellung mit ihren Schanzen und Geschützen. — „Das Unglück **im Lande.**" — „Der verlassene Bruderstamm." — Rendsburger Damen und hannoversche Officiere.

Rendsburg ist meine liebste Stadt zwischen Elbe nd Königsau. Ich liebe Rendsburg in seiner Gehichte, in seiner Lage, in seiner charakteristischen Altadt, in seinen Bürgern. Rendsburg liegt gerade in er Mitte Schleswig-Holsteins; es ist der Knoten in er Vertheidigungslinie der Eider, die natürliche Brücke on Holstein nach Schleswig. In Rendsburg und

ſeiner Umgegend, welche keineswegs von der Natur ſo begünſtigt iſt, wie die üppigen Diſtricte des Oſtens, wohnt der edelſte Theil der Ureinwohner des Landes, der Kern des nordalbingiſchen Sachſenſtammes. Von dieſem zwiſchen Eider und Stör gelegenen Theile Holſteins, welcher heute das Amt Rendsburg umfaßt, gingen die großen und hiſtoriſchen Ereigniſſe des Landes aus. Bei dieſem energiſchen und kräftigen Menſchenſchlage fand Karl der Große auf ſeinen verheerenden Raub- und Eroberungszügen den kräftigſten Widerſtand. Von hier aus wurden die Dänen nach dem Norden, die Wenden nach dem Oſten zurückgeworfen; die Heldenſchaar, mit der Gerhard der Große das däniſche Reich unterwarf, war aus der Gegend zwiſchen Eider und Stör.

Seit uralter Zeit war die Eiderinſel, auf der Rendsburg liegt, befeſtigt. Sie führte den Namen Reinoldesburg. Als Stadt trat Rendsburg mächtig unter den Städten der Herzogthümer hervor unter dem großen Grafen Gerhard, der in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Chriſtian der Fünfte erweiterte den Ort auf ſeine heutige, doppelte Größe, und ſchuf ihn zu einer Feſtung um. Und von jeher haben ſich die Bewohner von Rendsburg durch ihre kräftige

Energie, durch ihre patriotiſche Geſinnung, durch ſeltenes, geſundes Urtheil, durch geiſtiges Leben und edle Bildung ausgezeichnet.

Rendsburg war immer und zu allen Zeiten ein Fels des Landes. An ſeiner kernigen und muthigen Bürgerſchaft brach ſich die Macht der Schweden im dreißigjährigen Kriege. Und dieſe Stadt wurde im Jahre 1851 mit ihren Kriegsvorräthen, welche für eine Armee von 50,000 Mann ausreichen, mit ihrem Feld- und Belagerungsgeſchütz ſo ſchmählich den Dänen ohne Schwertſtreich, ohne Schuß geopfert! — Sie zerſtörten alle nach dem Norden gelegenen Feſtungswerke, bauten zwiſchen Altſtadt und Neuſtadt die Forts, welche ſie zum Hohn Deutſchlands „Südjütlands-Brückenkopf“ nannten, und machten ſie zu einem Bollwerk däniſcher Herrſchaft gegen die deutſche Nation. Aber auch rund um die Stadt herum wohnt ein gar gediegener und tüchtiger Bauernſtand, ein Bauernſtand, der ſich durch aufgeweckten, geſunden Verſtand, durch ſeltene Intelligenz, durch kräftigen Unternehmungsgeiſt, durch gemeinnützige Geſinnung, durch wahrhaft deutſchen Sinn auszeichnet. Hier liegen die alten, großen und hiſtoriſchen Dörfer des Landes.

Ueber die heutige militäriſche Bedeutung der Fe-

ſtung Rendsburg ſagt ein norddeutſcher Officier*): „Die Feſtung Rendsburg, dieſer für die Sicherheit Norddeutſchlands ſo unendlich wichtige Punkt, iſt im däniſchen Intereſſe in Folge der Verträge von 1852 geſchleift worden, ohne daß leider von Seiten Deutſchlands ein energiſcher Proteſt dagegen erhoben worden wäre. Das ſogenannte „Neuwerk“ am ſüdlichen Ufer der Eider iſt jedoch als Brückenkopf für die wichtige Eiderlinie erhalten geblieben, was den Standpunkt Dänemarks gegenüber Deutſchland, in Anbetracht, daß Rendsburg eine deutſche Stadt iſt, ſehr treffend kennzeichnet. Die Befeſtigung des Neuwerks, die auf holſteiniſchem Grund und Boden liegt, wird durch ſechs ziemlich reguläre Baſtionen und Ravelins, ſowie durch eine Inundation beſchützt, zu deren Vertheidigung ſieben Außenwerke, worunter eine ſtarke Redoute bei Nobiskrug, angelegt ſind. Von großer militäriſcher Bedeutung iſt dieſer iſolirte Poſten für Dänemark jedoch nicht, da nach Schleifung des nördlich der Eider belegenen Kronwerkes die Stellung leicht im Rücken gefaßt,

*) S. Dänemarks Wehrkraft gegenüber Deutſchland. Von einem norddeutſchen Officier. Berlin, Verlag von E. S. Mittler und Sohn. S. 24.

und dadurch die Räumung derſelben erzwungen werden kann. Jedenfalls, und das iſt die Hauptſache, verurſacht dieſelbe einer nordwärts vordringenden Armee einen unbequemen Aufenthalt, welcher der däniſchen Armee geſtattet, in aller Ruhe ſich in der rückwärts liegenden Danewerkſtellung auf den feindlichen Angriff vorzubereiten."

Es ſind nun zwei Jahre, daß ich zum letzten Male in Rendsburg war. Die Stadt lag damals voll von däniſchen Truppen; däniſche Beamten und däniſche Polizei unterdrückten alle bürgerliche und individuelle Freiheit. In der Preſſe knebelte die däniſche Regierung die Freiheit des Gedankens und die öffentliche Meinung. Das nationale deutſche Bewußtſein der Bürger ſollte dem Dänenthum weichen. Aber die Energie und die Zähigkeit der Bevölkerung war ſtärker, als alle Anſtrengungen des däniſchen Regierungsmechanismus. Wie ehemals in der Lombardei, wie heute noch in Venetien, ſetzten Alle einmüthig den Dänen den zäheſten Widerſtand entgegen. Den Dänen öffnete ſich kein deutſches Haus, noch weit weniger ein deutſches Herz. In keiner Geſellſchaft hatten die däniſchen Beamten und Officiere Zutritt; zu keinem Feſte, zu keinem Balle wurden ſie geladen; man ſprach nicht mit ihnen, man

grüßte ſie nicht, man ſaß nicht mit ihnen im Gaſthauſe an demſelben Tiſche. Sie lebten einſam, wie in einer menſchenleeren Wüſte, nur auf den Umgang mit ſich ſelbſt und mit ihren Familien angewieſen. Wer dieſen Bann brach, den man um die Dänen gezogen, der war ſelbſt von der ganzen Geſellſchaft ausgeſtoßen. Verachtet ging er ebenſo einſam umher. Zwölf Jahre haben die Rendsburger Bürger dieſen Widerſtand mit einer ſeltenen Conſequenz und Ausdauer durchgeſetzt, mit einer zähen Energie, um welche die Lombarden in Mailand und Brescia ſie hätten beneiden können. Jetzt ſah ich Rendsburg wieder, das von der däniſchen Herrſchaft befreite Rendsburg. Alle Häuſer waren mit deutſchen und ſchleswig-holſteinſchen Fahnen geſchmückt, in den Straßen erklang das Schleswig-Holſtein-Lied, vor der Hauptwache am Paradeplatze und auf „Südjütlands-Brückenkopf“ wehten die Fahnen Schleswig-Holſteins und des gemeinſamen großen deutſchen Vaterlandes fröhlich im Morgenwinde. Und als ich Morgens erwachte, da hörte ich auf dem Paradeplatze die Signale ſächſiſcher Hörner und deutſche Commandoworte: „Gewehr auf, Marſch, Marſch!“ und eine ſächſiſche Jägercompagnie zog vorüber, um die Stellung an der Schleußenbrücke und an den Schanzen zu

setzen. Und ein lieber Freund, der Advocat Fischer, at zu mir in die Stube und sagte: „Wollen wir nicht nen Gang durch Rendsburg machen? Vor zwei Jah- n habe ich Sie auch durch die Stadt geführt. Da- nals war es anders. Heute sollen Sie Rendsburg hne Dänen sehen."

„Ja," rief ich. „Vor zwei Jahren war es an einem warmen und heitern Sommertage, heute liegt eine dichte Schneedecke und ein grauer Nebel über der Stadt; aber das Herz ist ebenso heiter und fröhlich, wie es da- mals traurig war."

Und aus der kasernenhaft und regelmäßig gebauten Neustadt gingen wir durch die herrliche Allee von Ulmen und Linden über den Jungfernstieg nach der noch im mittelalterlichen Styl aufgebauten Altstadt. Zu beiden Seiten des Weges dehnte sich in weiter Fläche die Eider aus. Den Wasserspiegel bedeckte heute eine schimmernde Eisdecke. Auf dem Jungfernstieg waren bei einigen prächtigen Bäumen die Krone und ein Theil der Aeste abgeschlagen; manche trugen die Spuren von Arthieben auch an den Stämmen; drüben auf der anderen Seite des Wassers war eine lange Reihe herrlicher Ulmen in ähnlicher Weise verunstaltet. Eine prächtige Trauer- weide, welche vor zwei Jahren weit über den Wasser-

ſpiegel hinabhing, fehlte heute ganz. „Wer hat denn dieſe prächtigen Bäume in ſo barbariſcher Weiſe verunſtaltet? Wo iſt denn die ſchöne Trauerweide geblieben, welche ich damals ſo bewunderte?“ fragte ich, erſtaunt über dieſe Verwüſtung, meinen Freund.

„Glauben Sie,“ erwiederte er, „daß dieſe Barbarei Jemand anders begangen haben kann, als die Dänen? Es fiel ihnen plötzlich ein, daß die Altſtadt zu Schleswig gehöre, und ſie hatten die Abſicht, Rendsburg nur bis „Südjütlands-Brückenkopf“ zu räumen, der, wie Sie ſehen, dort am Ende der Promenade des Jungfernſtieges die Altſtadt von der Neuſtadt trennt. Hinter den Forts dort wollten ſie ſich feſtſetzen und ſämmtliche Bäume hier auf der Promenade niederhauen, um für ihre Kanonen freien Spielraum zu haben, wenn die Sachſen durch die Neuſtadt heranzögen. Sehen Sie da und dort, zwanzig Schritte weiter die Vertiefungen im Boden quer über den Weg?“

„Ja, ich ſehe ſie. Woher rühren ſie?“

„Die Dänen hatten zwei Paliſſadenreihen quer über die Straße gebaut, um hinter ihnen den Durchgang zwiſchen den beiden Forts nach der Altſtadt zu vertheidigen.“

„Nun, und wo ſind die Paliſſadenreihen geblieben?“

„Es war zu lächerlich,“ ſagte der Advocat, „zweimal haben ſie die Paliſadenreihen in zwei Tagen aufgebaut, und wieder niedergeriſſen. Ihre Unentſchloſſenheit war eben ſo groß, wie die Luſt, hier, mitten in Rendsburg Halt zu machen in ihrer Retirade.“

„Und wie war ihr Abzug?“

„Kläglich, ganz ſtill und lautlos. Es lag ein dichter Nebel. Sie verſchwanden faſt ungeſehen. Dann ſtieg die Sonne hinter den grauen Nebelvorhängen empor, feurig, glänzend, die Häuſer und der Waſſerſpiegel erſchienen wie in goldenes Licht getaucht. Und mit der Sonne zogen die Sachſen ein, von unendlichem Jubelruf begrüßt, und aus allen Fenſtern flatterten in demſelben Moment die ſchleswig-holſteiniſchen und die deutſchen Fahnen. O, es war ein herrlicher Augenblick nach ſo langer, trüber Zeit!“

„Iſt es denn wahr, daß die Dänen Alles fortgenommen und mitgeſchleppt haben, was nicht niet- und nagelfeſt war?“

„O nein,“ erwiederte er lachend, „ſie haben ſogar das mitgenommen, was niet- und nagelfeſt war. Sie haben die Oefen aus den Baracken gebrochen, ſie haben die Laternenpfähle dort drüben ausgeriſſen; in den Kaſernen, im Lazareth fehlt Alles, ſie haben ſogar die

Nägel aus der Wand geriſſen, an denen ſie Kleidungsſtücke aufgehängt hatten. Im Telegraphenamt fehlen alle telegraphiſchen Inſtrumente. Man erzählte mir, daß ſie ſogar die Fußböden aufgeriſſen und aus den Bretern Kiſten gezimmert haben."

„Und das Geld in den Kaſſen?"

„Glauben Sie etwa, daß die Dänen Geld liegen laſſen? Nein, das wäre doch zu naiv!"

Wir waren am „Südjütlands-Brückenkopf" angekommen. Der Name umſchließt eine koloſſale Frechheit, und zwar eine zweifache Frechheit, einmal, indem Schleswig „Südjütland" genannt wird, dann, indem ſie mit dieſer Benennung die Grenze Schleswigs bis mitten in die Stadt Rendsburg verlegen. Aber wenn es auf däniſche Anmaßung ankommt, da kann man ja über gar nichts erſtaunen! Nun gingen wir links an dem Fort abwärts, immer an der Eider entlang, durch den ſogenannten Schlangenweg und über die Schiffbrücke nach der Schleuße zu. Im Sommer iſt dieſer Weg ein ſehr angenehmer Spaziergang. Links ſchweift das Auge über die blaue Waſſerfläche des Fluſſes, welcher ſich hier zu einem weiten Becken ausdehnt, rechts erheben ſich hinter duftigen Wieſen die charakteriſtiſchen Häuſer der Altſtadt. Heute deckte die ganze Umgebung eine

weiße Schnee- und Eisdecke. „Wohin führen Sie mich denn eigentlich hier, Freund?“ fragte ich den in schnellem Schritt neben mir gehenden Advocaten.

„Wohin? nun, nach dem Kronwerk. Sie sollen doch die Hannemänner ganz in der Nähe sehen. Sehen Sie da drüben den Danebrog? Er ist auf halben Stock aufgezogen, wegen der Trauer.“

Richtig, drüben am andern Ufer des Flusses flatterte lustig der Danebrog, das weiße Kreuz im rothen Felde auf hoher Stange. Noch einige hundert Schritt, und wir waren im Kronwerk angekommen. Die Scenerie war sehr belebt. Hier, gleich neben uns, waren eine Compagnie sächsischer Infanterie und eine Abtheilung Pioniere beschäftigt Erdschanzen aufzuwerfen. Mühsam arbeitete der Spaten in dem gefrornen Boden. Drüben am andern Ufer des Flusses standen das Zollhaus und einige andere Gebäude, welche dänische Infanterie besetzt hielt. „O,“ sagte der Advocat, „kommen Sie, Sie können die Dänen noch näher haben. Auf zehn Schritte sollen Sie Hannemann sehen.“ Wir gingen an dem Wasserbecken entlang bis dahin, wo dasselbe durch eine Schleuße mit einem zweiten, weiten Wasserbecken verbunden war. Die Schleuße hatte eine Breite von ungefähr zwanzig Schritt. Ueber derselben

lag eine Brücke, welche aufgezogen werden konnte. Jenſeits derſelben ſtanden zwei däniſche Poſten. Hier, auf der andern Seite ſtanden ihnen zwei ſächſiſche Poſten gegenüber. Die Dänen hatten das Gebäude, welches ihnen als Wachthaus diente, durch eine hohe Paliſſadenreihe gegen die Brücke zu geſchützt. Hier drüben hatten die Sachſen ihre Wache ebenfalls in einem hart am Ufer liegenden Gebäude eingerichtet, und eine Paliſſadenreihe gerade derjenigen der Dänen gegenüber erbaut. Officiere und Soldaten gingen ab und zu. Viele Soldaten ſtanden an der Schleußenbrücke und ſchauten plaudernd hinüber. Vor dem ſächſiſchen Wachthauſe wehten die ſchleswig-holſteiniſche und die deutſche Fahne. So nahe haben ſich Deutſche und Dänen lange nicht gegenüber geſtanden.

„Was meint ihr, Kinder?“ fragte ich die neben uns ſtehenden Unterofficiere und Soldaten, „wollen wir nicht hinüber über die Brücke und die Hannemänner aus dem Lande treiben?“

„O,“ erwiederte einer der Unterofficiere, „wenn wir nur dürften, wie wir wollten, die Dänen wären auch ſchon aus Schleswig. Aber da ſtehen wir hier und dürfen nicht vorwärts, und da drüben plündern die Dänen die ſchleswigſchen Dörfer aus. Nie dürfen wir

wieder nach Dresden kommen, wenn wir die Dänen nicht aus dem Lande getrieben haben. Man wird uns verachten. Und ſo denken wir Alle, die Soldaten und die Unterofficiere. Und es liegt doch nicht an uns."

„Ja, ſo denken wir Alle," ſagte ein zweiter Unterofficier, „alle Sachſen. Auch die Hannoveraner denken ſo. Wir gehen nicht wieder zurück nach Altona."

Da trat ein Rendsburger Bürger heran, als er uns bemerkte. Ich kannte ihn recht gut, noch von früher her. „Schändlich," rief er, „iſt das nicht ſchändlich? Sehen Sie da drüben die ſechs holſteiniſchen Dörfer, welche zwiſchen Eider und Sorge liegen. Bis jetzt hat kein Menſch in der Welt beſtritten, daß ſie zu Holſtein gehören. Und die Dänen halten ſie beſetzt und plündern ſie aus, und wir ſtehen hier und ſehen zu, und der Bundestag — ſetzt keine Sitzung an. So eben erzählt mir ein Mann aus Büdelsdorf, aus dem größten Dorfe da drüben, daß geſtern bereits Execution angeſagt iſt, wegen der eigentlich erſt am 14. Januar fälligen Steuern. Es iſt den Dänen plötzlich eingefallen, ſie zum 5. Januar einzufordern. Und eine Requiſition iſt angeſagt, die die Dörfer vollkommen ruiniren muß. Von Heu und Stroh ſoll die Hufe Landes 3—4000 Pfund liefern. Schwertfeger, der den „Megger Koog"

beſitzt, ſoll allein eine Million Pfund Heu liefern. Und es iſt ſo leicht, jetzt die ganze Danewerkſtellung zu nehmen," fuhr er fort, „jetzt, wo die Treene und die Schlei gefroren ſind; faſt ohne Verluſt kann man ſie nehmen, während, wenn das Waſſer wieder auf iſt, zehntauſend Menſchen dabei umkommen können. Es iſt eine ſchändliche Geſchichte."

„Kennen Sie die Stellung ſo genau?" fragte ich ihn.

„Ganz genau. Ich habe darin gearbeitet. Ich kenne jede Schanze, jedes Geſchütz. Wenn Sie wollen, will ich Ihnen die Stellung ganz genau beſchreiben. Aber ich muß ſchleunig nach der Stadt. Sie müſſen mit mir zurückgehn."

Wir gingen der Eiſenbahn entlang bei der Schanze, welche dort die Hannoveraner bauen, vorüber nach der Stadt. „Unſinn," murmelte der Rendsburger Bürger, als wir bei den Schanzarbeitern vorüberkamen, „dieſe Schanze! Was ſoll die Schanze? Sie wird nur angelegt, um die Leute zu beſchäftigen." Auf dem Eiſe liefen halberwachſene Knaben Schlittſchuh. Sie hatten bunte Bänder in den ſchleswig-holſteiniſchen Farben in Händen, und wenn ſie ganz in der Nähe der drüben poſtirten däniſchen Schildwachen waren, hielten ſie

ihnen die Bänder hin und riefen: „Hannemann, kennſt Du dat?“ oder: „Hannemann, kannſt mi kriegen?“ worauf ſie dann eilig zu dem andern Ufer zurückjagten.

„Unſere Lage iſt wahrlich zu ernſt zu ſolchem Kinderſpiel,“ ſagte der Rendsburger Bürger, als wir neben dem Flüßchen hin zur Stadt zurückgingen. „Aber hören Sie jetzt, nun will ich Ihnen die Danewerkſtellung ſchildern, Herr Doctor; aber bringen Sie's in Deutſchland in die größte Zeitung. Die Dänen werden ſich ſchändlich darüber ärgern. Allein können Sie nicht Schleswig-Holſtein erobern, leider nicht; aber ſo geärgert hat die Dänen, wie Sie, bis jetzt ſelten Jemand. Alſo hören Sie: Friedrichsſtadt bildet den rechten Flügel der Stellung. Es hat drei Schanzen, eine ſtarke Schanze und zwei Lünetten. Sie ſind mit 13 Kanonen armirt, 6pfünder bis 84pfünder. Der Brückenkopf iſt zerſtört. Nun weiter nach links. Die nächſten Schanzen ſind bei Hollingſtedt. Zwiſchen Friedrichsſtadt und Hollingſtedt bildet die Treene die Ueberſchwemmung des Treenethals. Zwiſchen Hollingſtedt und Kurburg ſind neun ſtarke Schanzen. Sie ſind armirt mit einem 84pfünder, zwei 24pfündern, zwei 18pfündern und zwei 6pfündern. Von Kur-

burg bis Danewerk sind fünf Schanzen. Sie sind ebenso armirt, wie die vorigen. Das Terrain ist dort flach. Von Danewerk bis Bustorf sind acht Schanzen. Davon sind drei Schanzen nicht armirt. Das Terrain ist hügelig. Hier ist die Stellung am leichtesten angreifbar, weil das vorliegende Terrain aus Moorgrund und Wiesen besteht, und das gegenüberliegende Terrain hügelig ist. Jetzt ist das ganze Terrain gefroren. Hier ist die Stellung also bei dem gefrornen Terrain, und weil die Schanzen nicht armirt sind, leicht zu nehmen. Bei Friedrichsberg ist eine Schanze mit vier Geschützen, zwei 18pfündern und zwei 6pfündern. Hier beginnt nun die Schley. Jetzt ist sie gefroren und haltlos. Die nächsten Schanzen sind bei Missunde. Es sind ihrer drei, jede mit acht Geschützen armirt. Bei Missunde ist die leichteste Uebergangsstelle über die Schley. Die ganze Schanzenreihe hat bis Schleswig eine Länge von sieben Meilen, von Schleswig bis Missunde dritthalb Meilen. Zu ihrer Besetzung sind wenigstens 2400 Artilleristen nöthig. Es ist gar nicht zu verantworten, daß die Stellung nicht jetzt augenblicklich angegriffen wird. Wie ich Ihnen sage, sie wäre fast ohne Blutverlust zu nehmen."

„Aber warum armiren die Dänen die Schanzen

nicht jetzt vollständig?“ mußte ich doch meinen Begleiter fragen, der ſich nach und nach in eine Entrüſtung hineingeredet hatte, wie ſie mir bei einem Schleswig-Holſteiner noch nicht vorgekommen war.

„Das wäre ein Kunſtſtück,“ rief er aus, „was ſelbſt die Energie der däniſchen Regierung nicht fertig bringen würde. Materiell iſt die ganze Vertheidigungslinie noch höchſt unvollſtändig; vor acht Tagen waren die Pulvermagazine noch nicht fertig. Die Dänen werden auch nie im Stande ſein, die Linie zu beſetzen. Bei der Anlage iſt auf Mitwirkung einer ſchwediſchen Armee von 40—50,000 Mann gerechnet. Leider bleibt die Armee nur aus.“

Wir waren wieder bei „Südjütlands-Brückenkopf“ am Jungfernſtieg angekommen.

Am Abend wäre ich durch einen Zufall faſt den Dänen in die Hände gerathen. Ich war im Begriff, vor Pahl's Hôtel am Paradeplatze in eine Droſchke zu ſteigen, um nach dem Bahnhof zu fahren. Da ſprang der Hauptmann von Kolb, der jetzige Beſitzer des Gaſthofes, der während der Feldzüge eine Compagnie der ſchleswig-holſteiniſchen Armee führte, hinzu und rief: „Was Teufel, wo wollen Sie denn hin?“

„Nun, ich will nach Kiel und fahre nach dem Bahn-

hof," entgegnete ich, ganz verwundert über die an dem sonst so ruhigen Hauptmann ungewohnte Hitze.

„Haben Sie denn vergessen, daß die dänische Regierung seit zwei Jahren schon befohlen hat, Sie, sowie Sie sich in den Herzogthümern betreten lassen, zu verhaften und gefangen nach Kopenhagen zu führen? Den Bahnhof haben die Dänen ja noch besetzt. Steigen Sie aus. Ich will Sie nach der Haltestelle in der Stadt führen."

Ich ging mit dem braven Hauptmann nach der Haltestelle. Dort brachten wir noch eine halbe Stunde im Wartezimmer zu, bis der Zug ankam, um mich nach Kiel zu fahren. Das Wartezimmer war voll von Reisenden, mehrere Damen und Bürger aus Rendsburg, hannoversche Officiere und Fremde, welche ebenfalls nach Kiel und Altona wollten. Das „Unglück im Lande" und der „verlassene Bruderstamm" in Schleswig gab zu einer Menge leidenschaftlicher Ausbrüche Veranlassung. Am heftigsten traten die Damen auf, welche von den Officieren die Zurückforderung der in der dänischen Armee dienenden Schleswig-Holsteiner und die sofortige Vertreibung der Dänen aus Schleswig verlangten. Alle waren vollkommen miteinander einverstanden. Hätte es an den im Wartezimmer der Eisen-

nſtation zu Rendsburg befindlichen Perſonen gele-
, die Dänen wären noch heute Abend aus den ſechs
ſteiniſchen Dörfern zwiſchen Eider und Sorge ge-
rſen worden.

Fünftes Kapitel.

Von Rendsburg nach Kiel.

er Bahnhof zu Rendsburg. — Der Angeliter Landmann. — Zuſtände in Angeln unter däniſcher Herrſchaft. — Paſtor Barfoed. — Paſtor Höch. — Apotheker Funk. — Däniſche Truppen und Requiſitionen in Angeln. — Der Bahnhof in Neumünſter. — Erbitterung und Mißtrauen. — Däniſche Gewaltthaten in Schleswig. — Däniſche Beamte in Holſtein. — Däniſche Plünderungen in Holſtein. — Die Stimmung gegen den Bundestag. — Ein Kieler Patriot und die Berliner. — Apathie und Gleichgültigkeit. — Ankunft in Kiel.

Endlich kam der Zug, welcher Abends von Flensburg nach Kiel führt, an der in der Stadt Rendsburg elegenen Halteſtelle an. Der Bahnhof war, wie wähnt, noch in der Gewalt der Dänen ebenſo wie ie ſechs holſteiniſchen Dörfer, welche zwiſchen Eider

und Sorge liegen. Es war unbegreiflich, ebenso
begreiflich, wie daß die Zoll- und Postverwaltung
in allen holsteinischen Städten noch in den Hän
dänischer Beamten war. Es war nicht möglich,
Holstein einen Brief mit der Sicherheit aufzugeben,
er an seinem Bestimmungsorte ankommen würde.
Zug war wenig besetzt, wie alle Züge, welche Abe
von Norden nach Holstein führen. In dem Coupé,
ich meinen Platz nahm, saß nur ein einzelner ältere
Mann von halb städtischem, halb ländlichem Aussehen
Das Abfahrtssignal ertönte. Der Zug brauste vor
wärts nach Süden.

„Kommen Sie aus Flensburg?“ fragte ich meinen
mir gegenübersitzenden Reisegefährten.

„Nein,“ erwiederte er, „ich komme aus Angeln.“—

Angeln ist der nordöstliche Theil von Schleswig,
der auf der einen Seite von der von Schleswig nach
Flensburg führenden Landstraße, auf der andern Seite
von der Ostsee begrenzt wird. Angeln gehört zu den
reichsten Districten von Schleswig-Holstein. Mit
Stolz sagten mir oft die Bauern in Angeln: Die Dä-
nen hätten uns lange ruinirt, wenn wir nicht zu wohl-
habend wären. Aber Angeln steht auch unter den Di-
stricten des schleswigschen Landes, welche den Dänen

während der verfloſſenen elf Jahre den zäheſten und bedeutendſten Widerſtand geleiſtet haben, denn der Angeliter iſt außerordentlich zäher Natur. Langſam, bedächtig, oft mißtrauiſch in ſeiner Langſamkeit und Bedächtigkeit, hält er eiſern feſt an dem, von deſſen Wahrheit und Richtigkeit er überzeugt iſt; nichts erſchüttert ihn in ſeinem Willen und in ſeiner Ueberzeugung. Er iſt noch weit hartnäckiger und zäher, wie der Frieſe, welcher an der Weſtküſte und auf den ſturmumflutheten Inſeln der Nordſee wohnt. Nie würden die Dänen, und wenn ſie hundert Jahre lang Angeln beſetzt hielten, bei dieſer zähen Bevölkerung mit ihren Daniſirungsmaßregeln Fortſchritte machen. Angeln fiel faſt ganz unter die ſogenannten „gemiſchten“ Diſtricte. „Gemiſchte“ Diſtricte nannte die däniſche Regierung diejenigen Landestheile des Herzogthums Schleswig, wo ſie in Schule, Kirche und Verwaltung mit Gewalt die däniſche Sprache eingeführt hatte, weil ſie behauptete, daß in dieſen gemiſchten Diſtricten Deutſche und Dänen durcheinander wohnten. Für Angeln war dieſe Behauptung eine dreiſte und freche Lüge. Ich habe ganz Angeln nach allen Richtungen der Windroſe bereiſt, und mich überall nach der numeriſchen Ziffer der däniſchen und deutſchen Bevölke-

rung auf das ſorgfältigſte bekümmert, und ich fand, daß in allen „gemiſchten“ Diſtricten Angelns, außer den däniſchen Beamten, Schulmeiſtern und Paſtoren, und außer einigen ausgewanderten Jüten, welche da als Knechte dienen, gar keine Dänen anſäſſig waren. Es giebt keine einzige Familie in Angeln, in der die däniſche Sprache geſprochen wird. Die wenigen alten Leute, welche hie und da durch Zufall ſporadiſch über die reichen Fluren Angelns zerſtreut ſind, verſtehen und reden höchſtens die plattdäniſche Sprache, die däniſche Schriftſprache iſt ihnen vollkommen unverſtändlich. Was ſoll man alſo von der Daniſirungswuth der däniſchen Regierung in Kopenhagen ſagen, dieſe Diſtricte „gemiſchte“ Diſtricte zu taufen, und dort gewaltſam der Bevölkerung die däniſche Sprache zu octroyiren? Und doch iſt dies ſeit den letzten elf Jahren mit einer Zähigkeit geſchehen, welche nur von der noch größeren Zähigkeit der Angeliter überwunden werden konnte. Außer den Renegaten, welche ſich den Daniſirungsideen der Regierung in Kopenhagen gefügt hatten, waren in Angeln ſeit den letzten zehn Jahren alle Deutſchen aus ihren Stellen als Beamte, Schulmeiſter und Paſtoren gewaltſam entfernt und mit der größten Brutalität aus dem Lande getrieben. Die Stellen waren dagegen mit

Dänen besetzt worden, welche sich blindlings den Anordnungen aus Kopenhagen fügten, und blinde Werkzeuge der dort regierenden eiderdänischen Partei waren. Es giebt übrigens in Dänemark eine große Partei, welche mit diesen Regierungsmaßregeln ganz und gar nicht einverstanden war. So kam es, daß selbst auf den dänischen Inseln, wo der Eiderdanismus vertreten ist, Männer von Ueberzeugung und Ehre sich durchaus weigerten, sich in Angeln als Werkzeuge des dänischen Despotismus verwenden zu lassen, so daß die Regierung oft gezwungen war, ganz charakterlose und unwissende Subjecte als ihre Satelliten in Angeln zu verwenden. Seit elf Jahren war Angeln voll von Skandalgeschichten, welche sich die Bauern von der Dummheit, Immoralität und Charakterlosigkeit ihrer Beamten, Schulmeister und Pastoren erzählten. Sehr selten waren diese Geschichten übertrieben, so oft wie sie auch ans Fabelhafte zu streifen scheinen — es liegt nicht im Charakter des Angeliters, zu übertreiben. Daß diese Menschen oft die deutsche Sprache gar nicht verstanden oder ein unverständliches Kauderwelsch redeten und aller geistigen und wissenschaftlichen Bildung entbehrten, gehörte gar nicht unter die Seltenheiten, genug, wenn sie nur einen Vorzug hatten, der der

däniſchen Regierung in Kopenhagen zu ihrer Anſtel-
lungsfähigkeit vollkommen genügte, nämlich den, die
Befehle ihrer Regierung behufs Daniſirung des un-
glücklichen Landes ſchonungslos und mit der größten
Conſequenz zu vollziehen. So wurde in Angeln in den
Schulen, außer zwei Stunden in der Woche, welche in
manchen Schulen auf eine reducirt wurde, der Unter-
richt in däniſcher Sprache ertheilt. Unterricht in allen
Fächern der Wiſſenſchaft, in der Geographie, in der
Geſchichte, in den Naturwiſſenſchaften, in der Literatur
nach däniſchen Lehrbüchern in däniſcher Sprache, von
der die Kinder weder etwas verſtehen noch verſtehen
wollten! Und von welchen Subjecten wurde dieſer
Unterricht oft ertheilt! Ich kannte Schulmeiſter in
Angeln, welche ſo dumm waren, daß mancher Angeliter
Bauer ſie nicht als Knecht hinter dem Pfluge verwendet
haben würde; die ganze Jugendbildung ging dabei
ſelbſtverſtändlich zu Grunde. Ebenſo war es in der
Kirche. Abwechſelnd wurde in allen gemiſchten Di-
ſtricten in deutſcher und däniſcher Sprache gepredigt.
Die Bauern beſuchten aber weder die deutſche noch die
däniſche Predigt. Die Kirchen ſtanden vollkommen
leer. Ich bin am Sonntage durch Dörfer in Angeln
gekommen, wo Niemand in der Kirche war, als der

Paſtor, der Küſter, der Gensdarm, einige däniſche Beamten und die Schulkinder, welche durch enorme Strafen, welche man ihren Eltern auferlegt, zum Beſuche der Kirche und Schule gezwungen wurden. In der Verwaltung, in der Akten- und Geſchäftsſprache wurden alle Verfügungen in däniſcher Sprache erlaſſen. Ob Diejenigen, denen dieſe Verfügungen zugingen, dieſelben verſtanden oder nicht verſtanden, war den Beamten natürlich vollkommen gleichgültig. Durch enorme Geldſtrafen wurden ſie gezwungen, in däniſcher Sprache dieſe Verfügungen zu beantworten. Gutsbeſitzer, bei denen ich auf meinen Reiſen durch Angeln verkehrte, wurden in 50 und 100 Bankthaler Brüche verurtheilt, weil ſie Verfügungen des däniſchen Hardesvogts nicht in däniſcher, ſondern in deutſcher Sprache beantwortet hatten. Sie verſtanden kein Wort däniſch, noch weniger waren ſie im Stande, däniſch zu ſprechen; ſie waren alſo gezwungen, ſich durch ihren däniſchen Schulmeiſter, welcher auch ein wenig deutſch radebrechte, ihre Berichte in das Däniſche überſetzen zu laſſen, wenn ſie nicht neuerdings in 50 oder 100 Bankthaler Brüche verurtheilt werden wollten, welche mit der größten Strenge nach wenigen Tagen executiviſch beigetrieben wurden. Sogar die Inſchriften auf den

Wegweiſern wurden in däniſcher Sprache angeſchrieben. Die deutſchen Namen der Dörfer und der Städte verſchwanden officiell aus den Regiſtern und Liſten. Aber der Angeliter Bauer iſt zäher, wie die Conſequenz der Dänen. Er ging gar nicht mehr in die Kirche, er beſuchte weder die däniſche, noch die deutſche Predigt; er ließ ſeine Kinder wild aufwachſen, oder ſchickte ſie zur Erziehung in die Fremde; er erlitt lieber den größten materiellen Schaden, als daß er däniſch ſprach; er entzog ſich jedes Umganges, ja jeder Berührung mit dem däniſchen Paſtor, mit dem däniſchen Beamten, mit dem däniſchen Schulmeiſter; er redete ihn nicht an und erwiederte ſeinen Gruß nicht; er lud ihn nicht ein in ſein Haus, er ſetzte ſich im Kruge mit ihm nicht an denſelben Tiſch, er gab ihm kein Feuer für ſeine Pfeife; er ließ in der Kirche taufen, um den däniſchen Paſtor nicht in ſeinem Hauſe zu ſehen; er ließe lieber gar nicht taufen, wenn er nicht durch hohe „Brüche“ dazu gezwungen würde. Mitten in einem bewohnten Lande lebte der däniſche Beamte, der däniſche Paſtor wie in einer Wüſte, nur auf den Umgang mit ſeinen Collegen und mit ſeiner Familie angewieſen. Aber er hatte alle Scham, alles Ehrgefühl verloren. Er blieb und erfreute ſich ſeiner fetten Pfründe, oder vergrößerte die

nkünfte dieſer Pfründe durch ungerechte Sportulirun-
n und Bedrückungen. Für ihn war ſeine Stelle ſein
:evebrod". Selbſt der Officier der däniſchen Armee
rachtete ihn und nannte ihn den „Levebröder".

Aus dieſem charakteriſtiſchen Lande war alſo mein
eiſegefährte.

„Wo wohnen Sie in Angeln?" fragte ich.

„In der Nähe von Sörup."

Sörup iſt eines der reichſten Kirchſpiele in Angeln.

„Iſt denn der Barfoed dort noch Paſtor?"
agte ich.

„Gewiß. Wie ſollten wir ihn los werden, wenn
e deutſchen Truppen nicht die Dänen aus dem Lande
gen? Aber er gehört nicht zu den ſchlechteſten Pa-
oren, wenn er auch nicht ordentlich deutſch ſpricht."

„Wer iſt denn Paſtor in Störup?"

„In Störup iſt Höch Paſtor."

„Wird denn die Kirche in Störup jetzt beſucht?"

„Kein Menſch geht in die Kirche. Der Höch ſteigt
uch nicht mehr auf die Kanzel. Schon ſeit Jahren iſt
: ſo kränklich und ſchwach, daß er nur vor dem Altar
ie Predigt abliest. Aber es iſt ja ganz gleich. Er hat
ie einen Zuhörer gehabt, und wird auch keinen be-

kommen. Ich ſelbſt bin ſchon ſeit acht Jahren niemals mehr in der Kirche geweſen.“

„Und wie ſteht es mit dem däniſchen Apotheker in Quern?“

Die däniſche Regierung hatte nämlich ſeit den letzten Jahren in ihrer tollen Daniſirungswuth auch das Medicinalweſen daniſirt, und die Stellen aller Medicinalbeamten, Aerzte und Apotheker in die Hände geborner Dänen gelegt. In Quern war ein deutſcher Apotheker, Namens Funk, den die däniſche Regierung aus dem Lande hinausmaßregelte, weil ſie ſeinen Einfluß auf die deutſche Bevölkerung fürchtete. Wie einſt den unglücklichen Karberg in Apenrade, zwangen die däniſchen Behörden den deutſchen Apotheker, zu einem Spottpreis ſeine ſchöne und einträgliche Apotheke einem einfältigen däniſchen Pharmaceuten zu verkaufen, und maßregelten ihn dann aus dem Lande hinaus. Aber die Dänen hatten die Rechnung, wie man ſagt, ohne den Wirth gemacht. Die Apotheke in Quern ſtand von dem Tage an, wo der brave Funk ſie verließ, einſam und verlaſſen. Niemand kaufte, außer den däniſchen Beamten, dort für einen Schilling mehr. Vergebens gab ſich der Däne alle erdenkliche Mühe. Er war ſogar bereit, zu der deutſchen Partei überzugehen. In den erſten Tagen

seines Antritts stellte er sich, als wenn er kein deutsches Wort weder spräche, noch verstände. Nach vier Wochen sprach er deutsch und nach acht Wochen gab er sich alle erdenkliche Mühe, zu den umwohnenden Hofbesitzern in irgend ein näheres Verhältniß zu treten. Aber vergebens. Alle wiesen ihn zurück. Die Bauern richteten einen regelmäßigen Botendienst ein, der sich von dem Dorfe Steinberg nach dem großen Kirchdorfe Satrup erstreckte, um aus der dortigen deutschen Apotheke den ganzen Distrikt mit Apothekerwaaren zu versorgen. Der Bote ging alle Tage und berührte alle Dörfer der Umgegend. „Wir wollen den Dänen aushungern", sagten die Bauern, dann wird er von selbst gehen. Schließlich ließ ihm die dänische Regierung regelmäßige Unterstützungen zukommen, damit er nicht verhungerte. Nach diesem Manne erkundigte ich mich bei dem Angeliter Landmann.

„Wie es mit dem Jessen steht, mit dem dänischen Apotheker in Quern?" erwiederte er mir, „nun, daß er noch nicht verhungert ist, hat er nur den Unterstützungen der dänischen Regierung zu verdanken. Kein Angeliter kauft dort für einen Bankschilling."

„Und geht der Bote von Steinberg nach Satrup noch alle Tage?" —

„Alle Tage. Er wird so lange gehen, wie der Däne in der Apotheke sitzt.“

„Was macht denn der Pastor Bock in Eschgruß?“

„Nun, er predigt nach wie vor, vor leeren Bänken. Kein Mensch geht in Eschgruß zur Kirche. Aber er empfindet es, glauben Sie's nur. Er ist kränklich vor Aerger geworden. Neulich war er einmal ein Vierteljahr verreist, wahrscheinlich um sich von dem Aerger zu erholen.“

„Haben Sie denn viel Truppen im Lande?“

„Es steckt Alles voll, meistens Reiterei aus Seeland.“ —

„Wie betragen sich denn die Dänen?“ —

„Darüber können wir nicht klagen. Sie betragen sich gut. Es wäre Unrecht, anders zu sagen. Aber sie fressen uns auf. Die Einquartierungslast ist sehr groß. Wären wir nicht so wohlhabend, so könnten wir es nicht aushalten.“ —

„Wie ist denn die Stimmung unter den Truppen für die dänische Regierung?“ —

„Nicht gut. Ich bin überzeugt, sie würden, wenn sie jetzt sofort angegriffen würden, keinen großen Widerstand leisten.“

„Sind denn schon Requisitionen in Angeln ausgeschrieben?“ —

„Noch nicht, aber wir fürchten es alle Tage. Von den großen Requisitionen in Schwansen an Heu, Stroh und Wagen werden Sie wohl schon gehört haben. Ganz Schwansen wird ruinirt, wenn das so fort geht, und wir nicht bald Hilfe bekommen. Oh, es ist schändlich.“ —

„Kennen Sie auch den Hagemann auf Ohrfeldt?“ —

„Den Oberpolizeiverwalter von Angeln, wer sollte ihn in Angeln nicht kennen? Es ist der verhaßteste Mensch im ganzen Lande.“ —

„Und wollt Ihr an diesem dänischen Oberpolizeimeister nicht ein Exempel statuiren, wenn die deutschen Truppen ins Land kommen? Wollt Ihr ihn nicht todtschlagen?“ —

„Todtschlagen? Nein, das wäre nicht christlich. Mag er gehen.“ —

Ich war über diese Antwort nicht erstaunt. In Parma, in Modena, in Neapel, in Venetien wäre ein bourbonischer oder österreichischer Polizeimeister vor fünf Jahren, wenn er wie Hagemann gewirthschaftet hätte,

längſt getödtet worden. In Schleswig-Holſtein nicht. Wie oft habe ich in Angeln Abends mit den Hofbe- ſitzern im „Peſel“ (Saal — das größte Zimmer eines angliſchen Hauſes) geſeſſen und ihnen, wenn ſie mir Thränen in den Augen, klagten, wie ſie von dem Lum- pengeſindel, welches ihnen die däniſche Regierung von den Inſeln als Paſtoren und Beamte ins Land ſchicke, gepeinigt und geknechtet würden, gerathen, an dieſen Elenden einige Mal ein Exempel zu ſtatuiren; immer ſchüttelten ſie dann den Kopf und erwiederten mir mit ernſter und trauriger Miene: „Ne Hähr, dat is nich uſe Ohrt“ (Nein Herr, das iſt nicht unſre Art).

Von dieſem Bewußtſein der Ordnung und Geſetz- lichkeit war auch der Angeliter Landmann beſeelt, der mir hier im Coupé der Eiſenbahn gegenüber ſaß. Der Zug hielt. „Neumünſter, Neumünſter“ riefen die Schaffner wieder in die geöffneten Coupé's. Der Angeliter Hofbeſitzer fuhr mit demſelben Zuge nach Altona; ich mußte den nach Kiel abgehenden Zug er- warten. Als ich im Begriff war, aus dem Wagen zu ſpringen, hielt mein Reiſegefährte mich einen Moment zurück. „Sagen Sie mir doch,“ fragte er mich in platt- deutſcher Mundart, „wer Sie eigentlich ſind, der Sie unſer Land ſo genau kennen?“ —

Ich lachte. „Oh,“ rief ich, „Sie kennen mich recht gut. Ich bin Guſtav Raſch.“

Da ſchüttelte mir der Angeliter in der herzlichſten Weiſe die Hand, und ſah mich ſo freundlich an, wie dies einem Angeliter bei ſeinem ruhigen Geſichtsausdrucke überhaupt nur möglich iſt. „Das freut mich, Sie zu ſehen,“ rief er, „wie haben Sie die Dänen ſchon geärgert!“

Ich ſprang aus dem Wagen. „Sagt dem Hagemann,“ rief ich noch dem Manne zu, „daß, wenn die deutſchen Truppen nach Angeln kommen, er ſo ſchnell, wie ſeine Pferde ihn fahren können, zu den Dänen entfliehen möge. Finde ich ihn in Angeln, ſo ſoll er ſeiner Strafe nicht entgehen.“

„Guten Abend, Herr Doctor,“ hörte ich neben mir eine bekannte Stimme ſagen. „Sie haben über eine halbe Stunde Zeit nach Kiel, trinken Sie erſt ein Glas Grog; es iſt ſehr kalt.“

Es war der Hausdiener aus dem hart neben der Eiſenbahn gelegenen Bahnhofshôtel. Sein Rath war zu gut, um ihn nicht zu befolgen. In dem Geſellſchaftszimmer des Gaſthofes ging es noch weit lebendiger her, wie vorgeſtern Abend. Flüchtlinge aus Schleswig, Reiſende aus Friesland, Geſchäftsleute aus

Altona und Kiel, sächsische und hannoversche Officiere. Auch der brave „Insurgentenlieutenant", Buchhändler Herzbruch aus Flensburg, war wieder da. Als ich eintrat, berichtete gerade ein Rendsburger Kaufmann, der nach Kiel reiste, von den Zuständen in Rendsburg. „Es ist unverantwortlich von den Bundescommissären," rief er, „daß sie uns diese dänischen Beamten nicht vom Halse schaffen. Auch in Rendsburg kann man mit Sicherheit keinen Brief auf der Post aufgeben. Noch immer ist der Kammerjunker v. Meyern Postmeister. Der Kerl ist ein geborener Däne, war früher Postmeister in Preetz und ist im Jahre 1848 dort von der Bevölkerung fortgejagt worden. Was er für Gesinnungen gegen die Deutschen hat, können Sie daraus ersehen, daß kurz vor dem Abzuge der Dänen in seinem Hause ein Toast darauf ausgebracht wurde, daß doch bald die Zeit käme, wo man drei unserer besten Patrioten in Rendsburg, Böse, Wiggers und Lehmann hängen könne."

„Das ist ja schändlich," rief man von allen Seiten, „und solch' einen Kerl lassen die Bundescommissäre in Dienst? Da ist das Briefgeheimniß in guten Händen."

„Nun," erwiederte der Rendsburger, „darüber ist doch nicht zu erstaunen. Der Stadtpräsident Wridt

und der Stadtſekretär Schreiter ſtehen ja auch noch an der Spitze der Geſchäfte. Der Eine iſt ein geborener Däne, der Andere ein Renegat aus Kiel. Einer ſo ſchlecht, wie der Andere. Auch der Controleur Böttcher iſt noch im Amte, auch die Kammerräthe Stoldt und Krüger, welche an der Spitze der holſteiniſchen Centralkaſſe ſtehen. Es iſt ja gar keine Ausſicht, daß die Gelder nicht anders verwandt werden."

— „Nun und die andern Zoll- und Kaſſenbeamten?" fragte ein hannoverſcher Officier.

— „Haben ſämmtlich Chriſtian dem Neunten geſchworen, ſind aber unſchädliche Subjecte." —

„Ihr ſeid ſelbſt Schuld an der Geſchichte," konnte ich nicht unterlaſſen, dem Rendsburger zu ſagen, „Ihr hättet alle däniſchen Beamten zum Teufel jagen ſollen, als die Sachſen einzogen. Sie wären alle davon gelaufen, wenn man eine ordentliche „Preſſion" ausgeübt hätte."

„Ja, Recht haben Sie," riefen mehrere Stimmen.

„Nun, zum Teufel, warum iſt es denn nicht geſchehen?" —

Man blieb mir die Antwort ſchuldig. Ich wußte die Antwort wohl.

„Nun, und wie viel Truppen liegen jetzt in Rends-

burg," fragte der hannoverſche Officier einen neben ihm ſitzenden Schleswiger Kaufmann, der ebenfalls nach Kiel wollte.

„Ungefähr 2500 Mann, Sachſen, Hannoveraner und öſterreichiſche Pionniere." —

„Ja, daß ſie uns nicht zu Hilfe kommen, daß ſie hier ſtill liegen," rief der Schleswiger, „das iſt gar nicht zu verantworten. Jetzt, bei dem ſtarken Froſt, könnten die Schanzen in der Danewerkſtellung ohne Verluſt genommen werden."

„Es iſt nicht unſere Schuld," ſagte der hannoverſche Capitän, „wir rückten lieber heute, wie morgen vor. Meſſen Sie uns das nicht zu."

„Nein," ſagte ich, „ich komme aus Rendsburg. Ich habe mit vielen hannoverſchen und ſächſiſchen Unterofficieren und Soldaten geſprochen. Die Armee iſt nicht Schuld. In ihr herrſcht der beſte Geiſt, der beſte Wille und klares Verſtändniß der Lage. Die Vorwürfe gebühren nur dem Bundestage."

„Und wie wir ausgeſogen werden im ſüdlichen Schleswig," rief der Schleswiger erbittert. „Wir werden ja Alle ruinirt. Die Einquartierungslaſt, die Requiſitionen, Alles das iſt ja gar nicht mehr zu ertragen. In manchen Häuſern ſind 20—50 Dänen als Ein-

quartierung. Jetzt wird Südſchleswig ruinirt, dann kommt Mittelſchleswig, dann Nordſchleswig an die Reihe. Die Dänen können dieſe Maſſen von Stroh und Heu, welche ſie jetzt mit Gewalt in „Däniſchwohld“ wegnehmen, gar nicht gebrauchen; ſie ſchleppen Alles mit fort.“

„Wiſſen Sie, was in der Hauptkaſſe in Lauenburg war, als die Dänen abzogen,“ ſagte zu mir ein Bürger aus Neumünſter, der neben mir ſaß und Thee trank, „wiſſen Sie's?“

„Nein, ich weiß es nicht.“

„Zwei Thaler und 20 Schillinge.“

Man lachte. „Iſt das wirklich wahr?“ fragte ich.

„Es iſt wirklich wahr. Ich habe es aus ganz ſicherer Quelle. Sie können's wiedererzählen.“

„Nun, mich wundert nur Eins. Wiſſen Sie was? Daß die Dänen nicht auch dieſe 2 Thaler 20 Schillinge mitgenommen haben.“

Man lachte wiederum. Eigentlich war darüber nicht zu lachen. Wären die Bundestruppen ſchneller in Holſtein eingerückt, ſo hätten die Dänen dieſe ſyſtematiſche Ausplünderung Holſteins nicht vornehmen können. Die Ausführung der Requiſition der 1300 Pferde wurde nur durch das endliche Vorgehen der Sachſen und der

Hannoveraner gehindert. Sonst würde ohne Zweifel auch dieser Pferderaub vor sich gegangen sein. Unter noch weit stärkerem Druck litt jetzt der unglückliche, „verlassene Bruderstamm“ in Schleswig. Das Herzogthum wurde vollkommen ausgeplündert, während der Bundestag seine Sitzungen vertagte. Nur in Deutschland sind derartige Zustände möglich.

„Und wie die dänische Armee demoralisirt und herunter ist,“ sagte der Schleswiger. „Unglaubliche Dinge kommen vor. Die Disciplin hat aufgehört, sowohl unter den Soldaten, wie unter den Officieren. Ein Theil der Letzteren ist gegen den König erbittert, weil er dem deutschen Bund Zugeständnisse gemacht hat, ein anderer Theil, weil er nicht die Gesammtverfassung aufhebt, ein dritter Theil, weil er überhaupt da ist, und Dänemark nicht mit Schweden und Norwegen vereinigt wird. Wenn der Oberst und Regiments-Commandeur ein Hoch auf den König ausbringt, gehen die Officiere fort, und Keiner antwortet. Die in der Armee dienenden Jüten haben die Sache ganz satt, und gingen lieber heute als morgen nach Hause. Die Schleswiger sind unter die dänischen Regimenter gesteckt. Wie erbittert sie sind, brauche ich wohl nicht zu sagen. Neulich sind wieder 400 aus der Stadt Schleswig einbe-

rufen, lauter Familienväter. Es ist zum Verzweifeln, und hier geht die Sache durchaus nicht vorwärts."

Eine allgemeine Erbitterung begann im Saale Platz zu greifen. Die Erzählungen des Schleswigers regten Alle auf. Die stärksten Ausfälle fanden gegen den Bund, gegen die österreichische und preußische Regierung statt. Am größten äußerte sich aber die Erbitterung gegen Bismarck. Auch die Fortschrittspartei und der Nationalverein kamen sehr schlecht weg. „Mit Adressen und Petitionen sind die Dänen nicht aus Schleswig zu treiben," rief Einer; „auch nicht mit den Reden der Fortschrittspartei in der Berliner Kammer", rief ein Zweiter.

„Ich war neulich in Berlin", erzählte ein mir recht wohl bekannter Kieler Patriot; „als ich Freunde in der Kammer anfeuern wollte, doch für unsere Sache eine Demonstration zu machen, da erwiderte man mir: „Ja, Du kommst hier in ein Leichenhaus; solche Dinge sind hier nicht zu bewerkstelligen. Leichenhaus? fragte ich ganz entrüstet, was habt Ihr denn gemacht? Warum seid Ihr denn so gedrückt? Habt Ihr denn eine Revolution gemacht, habt Ihr Euch geschlagen, wie die Polen, steht Ihr denn unter dem Belagerungszustand? Nichts von alle dem. Den passiven Wider-

ſtand habt Ihr erfunden und dieſen paſſiven Widerſtand ſeit ſechszehn Jahren feſtgehalten. Statt für unſer Land Euch zu erheben, wie es in Süddeutſchland geſchieht, treibt Ihr Volksdiplomatie. Schämt Euch, Ihr ſeid mir ekelhaft." —

Gelächter vermiſchte ſich mit Ausrufungen des Zornes und des Hohnes. „Ja, ſo iſt es; es iſt nicht anders", rief man von allen Seiten.

„Aber iſt denn das wirklich wahr?" fragte der Bürger aus Neumünſter, der mir den Beſtand der däniſchen Hauptkaſſe in Lauenburg angegeben hatte, „daß die ſächſiſchen Truppen ſchleswig-holſteiniſche Deſerteure in Rendsburg zurückgewieſen und ſogar einen Dragoner ausgeliefert haben?"

Der hannoverſche Officier beſtritt die Thatſache als unmöglich. Der Rendsburger, der die Mittheilungen über die noch in Rendsburg befindlichen däniſchen Beamten gemacht hatte, behauptete, ſie ſei allerdings leider wahr. Ich theilte dem Fragenden das Reſultat meiner Nachforſchungen in Rendsburg mit, welches darin beſtand, daß man die Thatſache von der einen Seite ebenſo beſtimmt leugnete, wie ſie von der andern beſtätigt wurde, und daß man mir in Rendsburg geſagt

habe, man wolle Deſerteure aufnehmen, wenn ſie nicht in Uniform kämen, weil kein Krieg ſei. Die Unzufriedenheit über derartige „Spitzfindigkeiten“ äußerte ſich wiederum in der ſtärkſten Weiſe. „Nun“, rief Jemand in plattdeutſcher Sprache, „ich ſehe die ganze ſchändliche Verrätherei aus dem Jahre 1851 ſchon von Neuem herankommen.“

Der Schaffner rief wieder, wie vorgeſtern, zur Abfahrt nach Kiel. Schnell eilte ich, dem „Inſurgentenlieutenant“ im Vorbeigehen die Hand reichend, aus dem Zimmer nach dem Bahnhofe, und nach einigen Minuten brauſte der Zug oſtwärts nach Kiel. Mit meinen Reiſen von Neumünſter aus, mag es nun nach Rendsburg, nach Kiel oder nach Altona gehen, ſcheine ich keinen Treffer zu haben. Meine Reiſegeſellſchaft iſt dann immer entſetzlich monoton. So war es auch heute. In meinem Coupé ſaßen fünf wohl in Pelze eingehüllte Männer. Alle waren, wie ich aus dem Dialekte ganz deutlich hörte, Holſteiner. Sie ſprachen auf der ganzen Fahrt nach Kiel auch nicht ein Wort. Wenn ich nach dieſen und jenen Dingen, welche die Zuſtände im Lande betrafen, fragte, erhielt ich höchſtens ein „Ja“ und „Nein“ zur Antwort. Schließlich fragte Einer den Andern, wie ihm das Bier in Neumünſter geſchmeckt

habe? Nichts schien diese Gesellschaft zu interessiren, wie ihr eigenes, augenblickliches Wohlbehagen. Die Noth und Gefahr des Vaterlandes schien ihnen ganz gleichgiltig zu sein. Man trifft eine derartige Stagnation im geistigen Bewußtsein leider dann und wann in Holstein. Es ist ähnlich, wie in Mecklenburg. Man hat mir im vergangenen Jahre dort grausam von den Gutsbesitzern geprügelte Menschen vorgeführt. Selbst die grausamen Stockprügel hatten sie nicht aus ihrer Stagnation erweckt. Sie kannten weder den Haß, noch die Rache. So ist es freilich in Holstein nirgends. Aber meine Reisegefährten wurden mir auf der kurzen Tour bis nach Kiel ordentlich widerlich. Ich war froh, wie der Zug auf dem Bahnhofe von Kiel hielt. Der Droschkenkutscher, der mich von dort nach meiner höchstens acht Minuten entlegenen Wohnung und von dort zurück nach dem Hause des bekannten schleswig-holsteinischen Patrioten, des Architekten Martens fuhr, welches auch nur eine Entfernung von acht Minuten war, nahm mir für die Fahrt einen preußischen Thaler ab, da ich vergessen hatte, mit ihm zu accordiren. Wenn mir derartige Räubereien in Neapel passiren, wundere ich mich nicht. Für eine deutsche Stadt sind dergleichen Dinge eine Schande. Ich theile dies

keine Ereigniß deshalb mit, um jeden Reiſenden, der nach Kiel kommt, vor ähnlichen Spitzbübereien zu warnen.

Sechstes Kapitel.

Kieler Zuſtände während der Bundesexecution.

Freudige Stimmung in Kiel. — Fahnen, Blumen und Kränze. — Zähigkeit des Widerſtandes der Kieler Bürger gegen die däniſche Herrſchaft. — Charakteriſtik Kiels und ſeiner Bewohner. — Abzug der Dänen. — Straßenexceſſe der däniſchen Officiere und Soldaten. — Ein ächt däniſcher Streich. — Der Kieler Umſchlag. — Die Bundescommiſſäre. — Däniſche Beamte und deutſche Renegaten und Kiel. — Kieler Patrioten. — Der Lehrer Meſter. — Der brave Zimmermeiſter Riepen. — Hauptmann Wiggers. — Bülow von Bootkamp.

Alle Straßen und Häuſer waren noch aus den Tagen des Jubels und der Freude mit Kränzen, Blumengewinden und Fahnen in den deutſchen und ſchleswig-holſteiniſchen Farben geſchmückt, als ich nach Kiel kam. Kiel hat immer in dem nun zwölfjährigen Widerſtande, den die Herzogthümer der däniſchen Herrſchaft entgegengeſetzt haben, vorangeſtanden, warum ſollte es nicht auch vor den anderen Städten in Schleswig-Hol-

ſtein in der Freude vorangehen, von der däniſchen Herrſchaft erlöſt zu ſein! Niemals haben die däniſchen Beamten und Officiere mit ihren Familien im Kieler geſelligen Leben irgend Boden faſſen können; trotz aller Bemühungen, Schmeicheleien, Intriguen, welche ſie mit unermüdlicher Zähigkeit in Bewegung ſetzten, um in die Monotonie ihres Lebens in Kiel irgend eine Abwechslung zu bringen, wurden ſie mit einer Beharrlichkeit zurückgewieſen, welche ſelbſt däniſche Zähigkeit zu Schanden machte. Niemals hat ein Däne in der „Harmonie“, dem Verſammlungsorte der beſten Geſellſchaft in Kiel, Aufnahme finden können; man lud ſie zu keiner Geſellſchaft, zu keinem Ball, zu keiner geſelligen Vereinigung ein; nicht weit von dem Kaffeehauſe auf Düſternbrook, welches das Ziel der gewöhnlichen Nachmittagspromenaden der Kieler vornehmen Welt iſt, mußten ſie in einem daneben liegenden kleinen Hauſe auf ihren Spaziergängen ihren Kaffee trinken; man grüßte ſie nie auf der Straße, man erwiederte ihren Gruß nicht einmal; die Conſequenz der braven Kieler Bürger ging ſelbſt ſo weit, daß ein Dienſtmädchen keinen andern Dienſt fand, wenn es bekannt wurde, daß ſie eine Bekanntſchaft mit einem unglücklichen däniſchen Soldaten angeknüpft habe. Schon vor

vei Jahren wurden mir bei meiner Anwesenheit in Kiel Scenen aus diesem hartnäckigen Widerstande erzählt, welche fast an's Unglaubliche streiften. Die dänische Regierung muß toll und blind gewesen sein, daß sie diesen Widerstand nicht sah, oder vielmehr nicht sehen wollte.

Kiel ist überhaupt immer ein Mittelpunkt deutscher Bildung und deutscher Gesinnung gewesen; die dortige Hochschule hat das Ihrige dazu beigetragen. „Kiel ist," sagt Biernatzki in seinen gewiß mit großer Unparteilichkeit und ohne Ueberschätzung des Bruderstammes zwischen Elbe und Königsau geschriebenen Schilderungen Schleswig-Holsteins, „immer die einzige Pflegemutter des wenigen zerstreuten Geistes in diesen Landen gewesen; es war die Zuflucht, die einzige entgegenkommende Freistatt des Talents; es bildete durch seine wissenschaftliche Macht den geistigen, nicht ohne eine leise vornehme Haltung dominirenden Hofstaat der Herzogthümer. Der eigentliche Kieler ist zu mobil, um historisch, zu erweckt, um positiv, und dabei doch zu schleswig-holsteinisch materiell, um poetisch zu sein. Eine gewisse Vergnügungssucht geht durch alle Kreise der bürgerlichen Gesellschaft. Dieses leichtfüßige Wesen sondert die Kieler iemlich streng von den übrigen Schleswig-Holsteinern; elbst das weibliche Geschlecht hat in Kiel ein lebendi-

geres Auge, als es ſonſt Regel im Lande iſt; es iſt beweglicher und geiſtvoller, und weniger knochig und weniger fett, ähnlich ſich von den übrigen Holſteinerinnen unterſcheidend, wie die Berlinerinnen von einer Norddeutſchen.“ Bei einer ſolchen Individualität war es wohl natürlich, daß ſich die Freude in Kiel auch oſtenſibler zeigen mußte, als etwa in Altona, in Itzehoe oder in Rendsburg. Bald nach dem Abzug der Dänen folgte der Einzug des Herzogs. Alſo ein unverhoffter Freudentag kam nach dem andern. Da war es alſo kein Wunder, daß die ganze Stadt drei Tage lang aus dem Illuminiren, aus dem Singen des Schleswig-Holſtein-Liedes und aus dem Fahnenſchwenken gar nicht herauskam. Die Dänen haben ſich übrigens, wie mir hier allgemein von ſehr achtbaren und in ihrer Geſinnung gemäßigten Leuten verſichert wurde, vor ihrem Abzuge aus Kiel recht ſchlecht betragen. Sie provocirten Exceſſe, um Grund zu brutalen Handlungen zu finden. Ganz unſchuldige Leute, Männer, welche zu der in den letzten Tagen der däniſchen Herrſchaft ſich bildenden Sicherheitswache gehörten, wurden auf der Straße mit der flachen Klinge geſchlagen; Kinder wurden ohne alle Gründe geohrfeigt, Fenſter eingeworfen, Alles nur, um Grund und Veranlaſſung zu Er-

ceſſen zu finden. Dieſe kleinlichen und erbärmlichen Handlungen wurden nicht von den Soldaten, ſondern von den Officieren verübt, oder wenigſtens durch die Officiere veranlaßt. Ich würde eine ſolche Behauptung nicht aufſtellen, wenn ſie mir nicht aus den verſchiedenſten Quellen authentiſch nachgewieſen wäre. Es kamen bei dieſer Gelegenheit Dinge vor, welche mir ſonſt unglaublich erſcheinen würden. Beiſpielsweiſe fand ſich die Fahnenſtange vor der Hauptwache halb durchgeſägt. Die Dänen erwarteten, daß in wenigen Stunden die deutſche oder die ſchleswig-holſteiniſche Fahne an derſelben Stange aufgezogen werden würde, welche kurz vorher den Danebrog getragen hatte. Der Gedanke war zu verlockend, die deutſche Fahne plötzlich, wenn die Stange nun zuſammenbräche, in den Schmutz fallen zu ſehen. Deshalb ſägte man die Fahnenſtange durch. Es iſt das ein ſo echt däniſcher Streich.

In der erſten Hälfte des Januar, als ich nach Kiel kam, war die Stadt wieder nüchtern geworden. Man beſchäftigte ſich wieder mit den gewöhnlichen Dingen des Tages. Dazu kamen die Geſchäfte des ſogenannten Kieler „Umſchlages“, wo alle großen Schuldner und Creditoren des Landes in Kiel ihre egoiſtiſchen Rendezvous halten, und wo für die größeren Landwirthe und

Gutsbesitzer insbesondere hier seit den Jahrhunderten nach dem Sinken der Hansa der hauptsächlichste Zahlungstermin und die Hauptgeschäftstage sind. Aber die Fahnen und die Kränze schmückten noch die Häuser, man hörte das so lange verpönte Schleswig-Holstein-Lied auf allen Straßen auf den Drehorgeln spielen, und wenn ein Knabe vor mir herging und sang, so konnte ich sicher darauf rechnen, daß das Lied, was er sang, das Schleswig-Holstein-Lied war. Der Patriotismus und das Nationalitätsgefühl scheint hier überhaupt den Kindern im Blut zu stecken. Ein vierzehnjähriges Mädchen schrieb, als die Beamten in Holstein zur Eidesleistung von der Regierung aufgefordert wurden, an ihren Vater, welcher Advocat in einer kleinen holsteinischen Stadt war, einen feurig und energisch gehaltenen Brief, worin sie ihn beschwor, den Eid nicht zu leisten. Das Kind konnte sich Tag und Nacht gar nicht in dem Gedanken beruhigen, daß ihr Vater doch am Ende sich durch die Umstände veranlaßt sehen möchte, den Eid zu leisten. Oft weckte es während der Nacht das mit ihr in demselben Zimmer schlafende junge Mädchen, die Tochter eines Arztes, welche mir die Thatsache mittheilte, um mit ihr von ihren Besorgnissen zu sprechen. Bei diesem heißblütigen Charakter der Kieler kann man sich dann

freilich auch nicht darüber wundern, wenn die Sorge um die Zukunft des Landes hier den Leuten mehr im Kopfe ſteckt, als überall anderswo. Schon der bloße Gedanke der Möglichkeit der Rückkehr der Dänen kann die Menſchen in Erbitterung und Schmerz verſetzen. Immer wieder mit dem Ausdrucke des Zornes werden mir die Aeußerungen der däniſchen Beamten und Officiere bei ihrem Abzuge erzählt, als wenn ihre Trennung von Kiel nur eine zeitweiſe ſein würde. Man war deshalb auch mit dem Verhalten der Bundescommiſſäre nichts weniger als zufrieden. „Aufräumen unter den däniſchen Beamten, welche ſeit den letzten Jahren immer nur das däniſche Intereſſe gewahrt haben,“ höre ich alle Tage, „iſt die Pflicht dieſer Bundescommiſſäre, und wie wird ſie gewahrt! Da ſitzen die Dänen und die Renegaten noch immer in ihren Stellen und ſpioniren und horchen, immer bereit, wieder umzuſchlagen, wenn der Wind wieder anders weht.“ Und es iſt richtig. Man konnte nicht einen Brief mit Sicherheit auf die Poſt geben, weil der Poſtmeiſter von Holſtein ein immer däniſch geſinnt geweſener Renegat iſt.

Der Bürgermeiſter von Kiel, der ehemalige Advocat Bargum, iſt eine auch über die Grenzen der Herzogthümer hinaus übel beleumundete Perſönlichkeit. Es

gab einen bekannten Scandal in der ganzen deutſchen und engliſchen Preſſe, als derſelbe, trotz aller Proteſtationen des Magiſtrats und der Communalvertretung, der Stadt als Bürgermeiſter von der däniſchen Regierung octroyirt wurde. Trotz alledem war Bargum noch immer Bürgermeiſter von Kiel. Er war nur vor Verdruß über die ganz unerwartete Aenderung der Dinge krank geworden. Aber er war immer noch im Amte. Bargum iſt eine Verhöhnung des politiſchen und moraliſchen Bewußtſeins der Kieler. Seine Abſetzung hätte der erſte Act der Bundescommiſſäre ſein müſſen. Aber neben ihm liefen noch eine ganze Menge ſchädlicher und gefährlicher Subjekte umher, mit denen man denn doch, weil ſie ſich im Beſitz bedeutender und einflußreicher Stellen befanden, endlich einmal ein Ende machen mußte. Wenn die Kieler darüber außer ſich geriethen, mußte man ihnen vollkommen Recht geben. Was ſoll man denn von der Zukunft erwarten? Zugleich bieten dieſe Leute zu allen däniſchen Intriguen, welche überall im Lande wieder im beſten Gange ſind, bereitwillig die Hände. Welche Mittel die Dänen bereit und im Stande ſind, zur Realiſirung ihrer Intriguen ins Werk zu ſetzen, wird aus zwei Thatſachen hervorgehen, welche hier ganz notoriſch ſind. Ein Lehrer, Meſter mit Na-

men, wurde ſeiner Stelle in der Nähe von Kellinghuſen vor einer Reihe von Jahren von der däniſchen Regierung, ſeiner deutſchen Geſinnung wegen, entſetzt. Dieſem Mann wurde kürzlich Seitens eines Agenten der däniſchen Regierung ein Gehalt von 800 Thalern geboten, wenn er ſich für Durchführung däniſcher Intereſſen in Holſtein gewinnen laſſen wollte. Der brave Mann ſchlug das Anerbieten ab. Eine allgemein bekannte und unter den kleinen Bürgern und Handwerkern einflußreiche Perſönlichkeit in Kiel iſt der Zimmermeiſter Riepen. Von einem Agenten der däniſchen Regierung wurde ihm vor anderthalb Jahren die coloſſale Summe von 60,000 Bankthaler geboten, wenn er in Kiel die däniſchen Intereſſen befördern wollte. Man muß den braven und energiſchen Zimmermeiſter kennen, um ſich ſagen zu können, mit welchem Hohn er das Anerbieten ausſchlug.

Ich führe abſichtlich alle dieſe Namen und Details an, um nicht in den Verdacht zu kommen, daß ich die Thätigkeit der Bundescommiſſäre, welche man im übrigen Deutſchland gern als revolutionär verſchreien möchte, ungerechterweiſe tadle. Sie ſind ſogar ſo wenig revolutionär, daß ſie das Verbot der däniſchen Regierung gegen ein Organ der ſchleswig-holſteiniſchen Partei, die „Zeit“, wel-

ches bisher in Hamburg erschien, aufzuheben sich geweigert haben, weil dieses Blatt auffordere, die dänischen Beamten aus ihren Stellen zu vertreiben. Die Redaction war deshalb genöthigt gewesen, ein neues Organ unter dem Titel „Schleswig-holsteinische Blätter“ in Kiel zu gründen. Was sagt man zu dieser scrupulösen Gesetzlichkeit? Nur dem Sinne für Ordnung und Gesetzlichkeit haben die Bundescommissäre es zu verdanken, daß, obschon den gerechten Wünschen der Bevölkerung in Betreff Absetzung der notorisch dänisch gesinnten Beamten keine Rechnung getragen wird, keine Excesse bis jetzt vorgekommen sind. In Italien, in Frankreich, im südlichen Deutschland hätte der Volksgeist längst reinen Tisch gemacht. In den Herzogthümern begnügt man sich mit dem gerechtesten Tadel, mit fruchtlosen Deputationen und Petitionen, ohne zu gewaltthätigen Handlungen zu schreiten, und mit der Verachtung gegen die Renegaten, welche jetzt verständlicherweise alle umgeschlagen haben, oder in Angst und Sorge ihre Entsetzung erwarten. In Kiel kam kein Exceß vor. Nur eine einzige Persönlichkeit, welche in Kiel sehr verhaßt war, der Stempelverwalter Repsdorf, mußte während der letzten Tage der dänischen Herrschaft von der Polizei in Schutz genommen werden. Er wurde von dänischen Soldaten

auf ein im Hafen liegendes däniſches Kriegsſchiff geleitet.

Daß die Freude über die Befreiung Holſteins von däniſcher Herrſchaft das ganze Land ergriffen hat, und ſelbſt die apathiſcheſten Diſtrikte aus ihrer Lethargie reißt, davon lieferte Kiel täglich Beweiſe genug. Die Deputationen aus allen Theilen des Herzogthums wiederholten ſich, man kann ſagen, von Stunde zu Stunde. Sie kamen, um ihre Huldigung dem Herzoge darzubringen, oder um die Dienſte, das Geld, die Pferde ihrer Gemeinden anzubieten. Der Widerwille gegen die Dänen war ſo groß und hatte ſo um ſich gegriffen, daß ich überzeugt bin, wenn die Bundestruppen plötzlich das Land verließen und den Herzog mit den Holſteinern ſich ſelbſt überließen in acht Tagen 20,000 Bewaffnete daſtehen würden, um die Dänen zurückzuſchlagen. „Man überlaſſe uns nur uns ſelbſt, wir werden allein Schleswig erobern," konnte man alle Tage hören. „Man kann das Stück aus dem Jahre 1851 hier nicht zum zweiten Male aufführen; es würde zu den bedauerlichſten Conſequenzen führen." Auch die in Kiel liegenden ſächſiſchen Soldaten äußerten ganz offen, wo man es nur hören wollte, daß ſie das Land nicht verlaſſen würden, ohne die Dänen vorher aus Schleswig

getrieben zu haben; wolle man sie gegen die Holsteiner selbst verwenden, so würden sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. Mit Schmerz und Erbitterung wurde jede Nachricht aus dem unglücklichen Schleswig aufgenommen. Flüchtlinge, welche dort gewaltsam zum dänischen Militärdienst gepreßt werden sollten, kamen täglich herüber. Allein aus der Umgegend von Kappeln, in Angeln an der Ostküste des Landes gelegen, waren über sechszig Flüchtlinge hier, Schiffer, welche zum Seedienst auf der dänischen Flotte gepreßt werden sollten.

Wie immer in Holstein sind die Frauen und Mädchen in ihren Aeußerungen leidenschaftlicher und energischer, als die Männer. Wie oft bin ich in Kiel Zeuge von äußerst heftigen Scenen gewesen! Um einen Beweis zu geben, wie die Bewegung in Holstein um sich gegriffen hatte, wie man zu Allem bereit war, will ich aus einer langen Reihe von Beispielen der Aufopferung und des Patriotismus, womit ich Bogen füllen könnte, nur zwei anführen. Der Gutsbesitzer Bülow von Bootkamp übersandte dem Herzoge die Summe von 25,000 Thalern zur Verwendung für das Wohl des Landes, und schrieb dazu: „Ich werde 125,000 Thaler außerdem senden, sobald die Vertreibung der Dänen aus Schleswig in Angriff genommen worden ist.“ Der Hauptmann

Wiggers war ein tapferer und verdienstvoller Officier der schleswig-holsteinischen Armee. Nachdem er, wie die meisten Officiere der Armee, nach ihrer Auflösung lange in nichts weniger als glänzenden Verhältnissen gelebt hatte, fand er endlich vor einigen Jahren eine sehr gute Anstellung als Wasserbau-Director in Curhaven. Der Mann hat Familie und lebt in Curhaven in sehr guten Verhältnissen. Trotz alledem kam er nach Kiel, um dem Herzoge seine Dienste anzubieten, bereit, ohne irgend eine Garantie seine Stelle in Curhaven aufzugeben und wieder den Säbel in die Hand zu nehmen, um die Dänen aus Schleswig zu treiben. Und derartige Beispiele kamen täglich vor, und man muß dies besonders hervorheben — ohne jede Ostentation. Sie versöhnen mich immer von neuem mit den Holsteinern, wenn ich über ihr Phlegma oft außer mir gerathen möchte.

Auf die Schilderung der Kieler Zustände werde ich noch einmal im letzten Kapitel dieses Bandes zurückkommen, wenn ich die Thätigkeit der Bundescommissäre in ihrem Zusammenhange und die Regierung des Herzogs von Schleswig-Holstein und seiner Minister beschreibe. Für jetzt unterbreche ich für wenige Seiten den Gang meiner Darstellung, um zwei traurige Episoden

„vom verlaſſenen Bruderſtamm“ zu ſchildern. Die eine betrifft die wirklich gräuelvolle Wirthſchaft, welche die Dänen in Friesland geführt haben, die andere den Tod des Märtyrers von Apenrade, des unglücklichen Karberg. Von der erſten erzählte mir eines Abends in der „Harmonie“, jenem Verſammlungsort der Kieler vornehmen Welt, ein Advocat aus Leck; den Tod des Märtyrers von Apenrade erzählte mir ſeine Pflegerin in den letzten Jahren. Derartige däniſche Schändlichkeiten und Erbärmlichkeiten müſſen der Geſchichte aufbewahrt werden.

Siebentes Kapitel.

Zwei traurige Episoden vom „verlassenen Bruderstamm“.

I.

Dänische Pastoren und Beamte in Friesland.

Die größte Landplage Schleswigs. — Die edlen freien Friesen. — Land der Friesen und Volkscharakter. — Stolz und steife Nacken. — Der Hardesvogt in Niebel und der gestohlene Hahn. — Ein Stück Gerechtigkeitspflege des Hardesvogts in Niebel. — Die zweite Instanz. — Das Schleswig-Holstein-Lied und die schwarzen Gendarmen in Leck. — Der Pastor Riis-Lauffen in Leck. — Seine Postwagenreise und sein Leberthranhandel. — Der Zwang zum Homagialeide.

Die größte Landplage, womit die dänische Regierung seit zehn Jahren die Herzogthümer heimsuchte, bestand in den Beamten, Pastoren und Schulmeistern, welche sie zur Ausführung ihrer Danisirungsplane alljährlich von den Inseln nach dem Festlande schickte. Die gelehrte und wissenschaftliche Bildung der Theologen, der Ärzte und Juristen steht in Dänemark auf einer sehr guten Stufe, ebenso wie die Ausbildung der Schulmänner. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt darin

dem däniſchen Lehrſyſtem, welches ſich vorzüglich mit dem Einpauken und Auswendiglernen, weit weniger aber mit dem Geiſte der Wiſſenſchaft beſchäftigt. Schon Arthur Schopenhauer giebt in ſeinen Schriften eine vernichtende Kritik des wiſſenſchaftlichen Lebens in Kopenhagen. Moritz Buſch hat die Gründe dieſer auffallenden Erſcheinung ſo ausführlich in ſeinem vortrefflichen Buche über die Herzogthümer (Schleswig-holſteiniſche Briefe von Moritz Buſch) erörtert, daß ich dieſe Zuſtände als bekannt vorausſetzen und darüber hier hinweggehen kann. Genug, es iſt ſo, und es iſt leider ſo. Daß die Herzogthümer ſeit den letzten zehn Jahren, in denen die däniſche Regierung grundſätzlich die deutſchen Lehrer, Beamten, Paſtoren und Aerzte aus ihren Stellen entfernte, mit däniſchen Lehrern, Geiſtlichen und Beamten geſegnet worden ſind, würde alſo, auch wenn die däniſche Regierung ihre beſten Kräfte herübergeſandt haben würde, für die geiſtige Entwickelung der Herzogthümer gerade nicht von Vortheil geweſen ſein; die däniſche Regierung hat aber grundſätzlich während des letzten Jahrzehents den Ausſchuß unter ihren Beamten, Paſtoren und Lehrern nach dem Feſtlande geſchickt — oder, wenn man darin einen Entſchuldigungsgrund für die däniſche Regierung finden will, ſchicken müſſen. Die

Beamten, welche eine Stelle auf dem Festlande erhielten, wußten, daß die erste Aufgabe ihrer Stelle darin bestand, der dänischen Regierung in ihrer Unterdrückung der deutschen Nationalität und in ihren Danisirungszwecken nach allen Richtungen hin Vorschub zu leisten, und sie mit allen Mitteln der Macht und des Einflusses, welche das Amt überhaupt verleiht, zu unterstützen; sie wußten auch, daß ihnen der höchste Widerwille und der zäheste Widerstand auf dem Festlande überall entgegentrat, daß ihre Stellung also, abgesehen von den gewöhnlich reichen Einkünften, welche ihr neues Amt mit sich brachte, eine in jeder Beziehung unangenehme sein würde.

In Norder-Brarup in Angeln war in den letzten Jahren ein Däne als Pastor angestellt, welcher, obschon er in seiner theologischen Bildung nicht zu den schlechtesten dänischen Pastoren gehörte, durch eine famose Leichenrede in ganz Angeln sprichwörtlich geworden ist. Pastor Hartnack sprach und verstand die deutsche Sprache in einem nur geringen Grade; die famose Leichenrede war die Folge dieses mangelhaften Verständnisses. Aber der Pastor war Eiderdäne von Herzen und Ueberzeugung; seine politische Ueberzeugung hob ihn eine Zeit lang über alle Mißhelligkeiten und

[illegible] [illegible] [illegible] [

d. h. zu den edlen freien Frieſen zu gehören, verleitet die „edlen freien Frieſen“ manchmal zu der Behauptung, daß ſie die Ideale der Schöpfung, daß ſie die ſchönſten, die tapferſten, die freiheitsliebendſten, die klügſten Menſchen ſeien, welche überhaupt auf der Erde exiſtiren. Ich fuhr in Geſellſchaft mehrerer dieſer edlen, freien Frieſen von Wyk auf der Inſel Föhr nach der Oſtküſte, um eine ſogenannte „Vogelkoje“ zu ſehen, einen Vogelherd von koloſſalen Dimenſionen, in dem die „Krickenten“ auf ſehr künſtliche Weiſe gefangen werden. Mich und die „edlen, freien Frieſen“ fuhr ein Kutſcher, welcher mir ſeiner Geſichtsbildung nach nicht zu dieſem „edeln, freien Volksſtamme“ zu gehören ſchien. „Wer iſt denn unſer Kutſcher?“ fragte ich, „es iſt doch kein Frieſe.“ — „Gott bewahre,“ erwiederte mir einer von den Männern, indem er den unglücklichen Kutſcher mit den Blicken tiefſter Verachtung maß, „es iſt ſo ein elender Jüte, der hier in's Land gekommen iſt und eine unſerer Wittwen gefreit hat.“ Es gilt nämlich in Friesland für eine Schande, eine Wittwe zu freien. Ein geborner Frieſe gibt ſich niemals zu einer ſolchen Heirath her. „Es iſt ein elendes Volk, dieſe Jüten,“ fügte er dann mit dem Ausdruck größten Stolzes auf ſeinem Geſichte hinzu, „Freiheit, Wahrheit und Ehre ſind ihnen ganz

unbekannte Dinge.“ Aber die Frieſen haben nicht ganz Unrecht, wenn ſie ſtolz auf ihre Abſtammung und ihre Nationalität ſind. Sie haben ſich immer durch Freiheitsgefühl, durch enorme Zähigkeit im Widerſtande, durch Tapferkeit und Wahrheitsliebe vor allen Diſtrikten des ſchleswigſchen Landes ausgezeichnet, wenn auch ein großes Phlegma, welches oft in Trägheit ausartet, einen nicht zu leugnenden Charakterzug im Weſen der Frieſen bildet. Ihre ganze hiſtoriſche Vergangenheit iſt ein fortwährender Kampf mit den Dänen und mit den Wogen der Nordſee. „Lever dued als Slaw“ (Lieber todt als Sklave) iſt ein frieſiſches Sprüchwort, und „die Nordſee iſt eine Mordſee“ ſagen die Schiffer auf den Inſeln und Halligen, aber mit noch weit größerem Recht dürfen die Bauern in den Marſchen die Nordſee ſo nennen. Den größten Theil der Todten, welche das Frieſenland zu beklagen hat, hat die See hinweggerafft. Und „die Frieſen haben einen ſteifen Nacken,“ wurde mir immer in Friesland erwiedert, wenn ich mich nach der Wahrheit der Anekdote erkundigte, daß ein däniſcher König den immer widerſpenſtigen und rebelliſchen Frieſen, als er ſie bezwungen, geboten habe, fortan niedrige und ſchmale Thüren in ihren Häuſern anzubringen, damit ſie durch tägliche Uebung, wenn ſie in ihren Häuſern

ein- und ausgingen, lernen möchten, ſich zu ſchmiegen und den ſteifen Nacken zu beugen. Die niedrigen und ſchmalen Thüren habe ich allerdings in den frieſiſchen Häuſern vorgefunden, aber die „ſteifen Nacken“ haben ſich unter dieſen ſchmalen und niedrigen Thüren nicht beugen gelernt.

Dieſem freien, widerſpenſtigen Volksſtamme der Frieſen hat die däniſche Regierung alſo ſeit den letzten fünf Jahren ihre ganz beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet. Sie hat däniſchen Schulunterricht und däniſche Kirchenſprache eingeführt, in der Akten- und Gerichtsſprache alle deutſche Namen und Benennungen daniſirt, die Kommunalbehörden und die Deputirtencollegien von deutſchen Mitgliedern geſäubert, die deutſchen Paſtoren, Schulmeiſter und Beamten abgeſetzt und das Land mit dem Ausſchuß ihrer Werkzeuge zur Daniſirung von den Inſeln beglückt. Es ſind unglaubliche Dinge ſeit den letzten fünf Jahren in Friesland vorgefallen. Die Frieſen haben einen ebenſo zähen Widerſtand wie die Angeliter geleiſtet — aber, wenn das rechtliche und religiöſe Bewußtſein, ſowie die geiſtige Bildung in Friesland nicht vollkommen zu Grunde gegangen iſt, ſo hat das wahrlich nicht an den Bemühungen der Dänen gelegen, ſondern an dem im

Stamme der Frieſen liegenden Kern von **Wahrheits**liebe, Stolz, Widerſtandskraft und nationaler **Geſin**nung, der noch weniger zu vertilgen iſt, wie die **deutſche** und nationale Geſinnung der braven **Bewohner von** Angeln. Die deutſche Preſſe und deutſche **Literatur** hat dieſem Kampf des Deutſchthums mit dem **Dänenthum** auf der Weſtküſte des ſchleswigſchen Landes **bis jetzt** weniger ihre Aufmerkſamkeit geſchenkt; ich erfülle **deß**halb nur meine Pflicht gegen den „verlaſſenen **Bruder**ſtamm“ in Friesland, wenn ich hier ein Blatt ſeiner Leidensgeſchichte der neueſten Tage aufrolle. Es iſt nur ein Blatt eines großen Bandes, welcher jährlich in neuer Auflage erſchien. Ich bemerke noch, um allen Widerſpruch, welcher ſich gegen die Glaubwürdigkeit meiner Schilderungen erheben könnte, im Voraus zu beſeitigen, daß alle meine Mittheilungen aktenmäßig ſind und von demſelben Advokaten herrühren, der der gerichtliche Beiſtand der Gemaßregelten war.

„Der Hardesvogt in Niebel heißt Chriſtenſen“, erzählte mir dieſer Advokat Abends in der Harmonie in Kiel. „Daß er von dem in Friesland geltenden Recht keine Idee hat, verſteht ſich von ſelbſt. Aber die Proben ſeiner Gerechtigkeit ſind ſämmtlich von der Art, daß die Eingeſeſſenen ſeines Gerichtsbezirks gerechten Grund

haben, an ſeinem Verſtande zu zweifeln. Nach ſchleswigſchem Criminalrecht wird bei der Beſtrafung des Diebſtahls der Unterſchied angenommen, ob der Diebſtahl ein großer oder ein kleiner iſt. Wenn der Gegenſtand des Diebſtahls den Werth von 16 Thalern däniſcher Reichsmünze überſteigt, iſt der Diebſtahl ein großer und wird mit einer ſchweren Strafe geahndet. Beeidigte Taratoren haben den Werth des geſtohlenen Gegenſtandes abzuſchätzen. Bei dem Hardesvogt Chriſtenſen in Riebel ging die Denunciation ein, daß ein Hahn geſtohlen ſei. Die Unterſuchung wurde eingeleitet, und der Diebſtahl erwieſen. Jetzt handelte es ſich nur um Abſchätzung des geſtohlenen Hahns, um zu ermitteln, ob der Diebſtahl ein großer oder ein kleiner wäre. Die Sache hatte ihre Schwierigkeiten, da der Dieb mit ſeiner Familie den geſtohlenen Hahn verzehrt hatte. Was that nun der Hardesvogt? Er ließ einen ähnlichen Hahn, wie der geſtohlene und verzehrte geweſen ſein ſollte, aufſuchen. Dieſer Hahn wurde taxirt, und nach dem Ausfall der Taxe dem Diebe die Strafe zudictirt. Doch weiter! " —

„Ein däniſcher Kirchſpielvogt benahm ſich gegen einen Schmied in Riebel in ſehr gröblicher und beleidigender Weiſe. Am Ende lief dem Frieſen die Galle

über, und er ſagte dem däniſchen Kirchſpielvogt ſeine Meinung in derben Ausdrücken. Da wurde er von dem Hardesvogt wegen Beleidigung eines däniſchen Kirchſpielvogtes in Unterſuchung gezogen und zu einer Gefängnißſtrafe von fünf Tagen bei Waſſer und Brod, außerdem in die Koſten verurtheilt, welche, da die däniſchen Beamten dieſe nicht nach einem Tarife, ſondern nach dem geltenden Uſus anſetzen, von enormer Höhe waren. Auf den Einwand des Angeſchuldigten, daß der Kirchſpielvogt ihn zuerſt ſogar geſchlagen habe, wurde keine Rückſicht genommen. Da legte der Verurtheilte die Nichtigkeitsbeſchwerde ein, und es fand ſich, daß der Hardesvogt ſämmtliche Protokolle beglaubigt und unterzeichnet hatte, obſchon er bei keiner Vernehmung zugegen geweſen war, ſondern ein Schreiber die ganze Unterſuchung geführt hatte. Dem Appellationsgericht war eine derartige Formverletzung denn doch zu ſtark. Es vernichtete das Erkenntniß; aber es befahl demſelben Hardesvogt Chriſtenſen, eine neue Unterſuchung gegen den Schmied einzuleiten. Der Schmied ſupplicirte, daß nach dem, was nun bereits in erſter Inſtanz vorgekommen wäre, der Hardesvogt unfähig ſei, eine zweite Unterſuchung gegen ihn zu führen. Das Appellationsgericht entſchied, daß, wenn der

Hardesvogt Chriſtenſen auch die erſte Unterſuchung ordnungswidrig geführt habe, er doch die neue Unterſuchung ordnungsmäßig führen könne, und die neue Unterſuchung wurde von dem Hardesvogt Chriſtenſen gegen den Schmied eingeleitet. Natürlich fiel das Erkenntniß gerade ſo aus, wie das erſte Mal. Der Schmied wurde neuerdings zu fünf Tagen Gefängniß bei Waſſer und Brod und in Tragung der Koſten verurtheilt, welche jetzt noch einmal ſo groß geworden waren. Nun ſupplicirte der Verurtheilte nochmals, und was that das Appellationsgericht? Es änderte das Erkenntniß ab, verwandelte die fünftägige Gefängnißſtrafe in fünf Bankthaler Brüche und ſelbſtverſtändlich in Tragung der Koſten, welche jetzt auf mehrere hundert Bankthaler aufgelaufen waren. Es geſchah dies in den letzten Tagen. Der Verurtheilte erwartet die Bundesexecution zu ſeiner Hülfe, um ſich gegen die ihm bereits angedrohte Auspfändung zu ſchützen.“

„Leck iſt eines der größten und ſchönſten Dörfer in Nordfriesland. Vor einigen Monaten wurde ein dort ſich aufhaltender Webergeſelle, Dithmarſer von Geburt, bei dem Hardesvogt in Leck denuncirt, das Schleswig-Holſtein-Lied geſungen zu haben. Der Webergeſelle fragte: „Wer iſt der Denunciant?“ — Zwei däniſche

Gendarmen, welche die Frieſen zum Unterſchiede von den Paſtoren, welche „ſchwarze Gendarmen“ heißen, „blaue Gendarmen“ nennen, wurden als Zeugen und Denuncianten vorgeführt. Der Webergeſelle bewies nun durch Zeugen, daß, während er an der über die Leckau führenden Brücke das Schleswig-Holſtein-Lied geſungen haben ſollte, beide Gendarmen auf einer Kegelbahn geweſen waren, welche vom Orte der That wenigſtens dreihundert Schritte entfernt liegt; natürlicher Weiſe fiel der Zeugenbeweis durch die beiden Gendarmen nun weg. Jetzt meldete ſich der ſchwarze Gendarm in Leck, Paſtor Riis-Lauſſen als eigentlicher Denunciant. Da indeß der Angeklagte eine Menge Entlaſtungszeugen aufführte, welche beſchworen, nichts vernommen zu haben, ſo konnte der Hardesvogt auf keine Strafe erkennen. Da er indeß doch nun einmal beſtraft werden ſollte, ſo wies er ihn auf ein Jahr aus Leck aus.“

Als Gegenſtück dieſer Probe däniſcher Gerechtigkeitspflege gegen einen Deutſchen in Friesland, will ich nun einen Akt däniſcher Gerechtigkeitspflege gegen einen Dänen mittheilen. Ich laſſe wiederum den Advokaten ſelbſt ſprechen. „Am 9. September vergangenen Jahres ſingt der däniſch geſinnte Abgeordnete Peter Marcuſſen mit zwei Andern das verbotene Lied von Schleswig-

Holſtein. Die däniſchen Gendarmen denunciren die Sänger bei dem Hardesvogt; aber dieſer ſchlägt die Unterſuchung nieder, als ihm bekannt wird, wer das Lied geſungen habe. Durch eine direkte anderweitige Denunciation wurde eine neue Unterſuchung indeß unvermeidlich. Alle Schuldigen wurden nun vor den Hardesvogt vorgeladen. Der Hardesvogt nahm kein Protokoll auf, ſondern führte die Unterſuchung mündlich. Es ſtellte ſich bis zur Evidenz heraus, daß Marcuſſen nebſt ſeinen zwei Genoſſen das Lied geſungen hat. Dann verurtheilt der Hardesvogt die zwei Genoſſen Peter Marcuſſen's jeden zu acht Bankthaler Strafe, während er Peter Marcuſſen ſelbſt freiſpricht. Die zwei Verurtheilten waren Frieſen, Peter Marcuſſen ein Däne."

„Nun noch eine Probe däniſcher Gerechtigkeitspflege in Friesland. Der Hofbeſitzer Tüchſen zu Langstoft in der Marſch ſagte in Gegenwart eines Gendarmen: „Ich bin ein echter Schleswig-Holſteiner." Der Mann wurde von ſeinem Hardesvogt in fünf Thaler Strafe verurtheilt, und zwar wegen Beleidigung eines Gendarmen und wegen öffentlichen Aergerniſſes."

Möge ſich an dieſe Proben däniſcher Gerechtigkeitspflege in Friesland eine Geſchichte anſchließen, welche

Gendarmen, welche die Frieſen zum Unterſchiede von den Paſtoren, welche „ſchwarze Gendarmen“ heißen, „blaue Gendarmen“ nennen, wurden als Zeugen und Denuncianten vorgeführt. Der Webergeſelle bewies nun durch Zeugen, daß, während er an der über die Leckau führenden Brücke das Schleswig-Holſtein-Lied geſungen haben ſollte, beide Gendarmen auf einer Kegelbahn geweſen waren, welche vom Orte der That wenigſtens dreihundert Schritte entfernt liegt; natürlicher Weiſe fiel der Zeugenbeweis durch die beiden Gendarmen nun weg. Jetzt meldete ſich der ſchwarze Gendarm in Leck, Paſtor Riis-Lauſſen als eigentlicher Denunciant. Da indeß der Angeklagte eine Menge Entlaſtungszeugen aufführte, welche beſchworen, nichts vernommen zu haben, ſo konnte der Hardesvogt auf keine Strafe erkennen. Da er indeß doch nun einmal beſtraft werden ſollte, ſo wies er ihn auf ein Jahr aus Leck aus.“

Als Gegenſtück dieſer Probe däniſcher Gerechtigkeitspflege gegen einen Deutſchen in Friesland, will ich nun einen Akt däniſcher Gerechtigkeitspflege gegen einen Dänen mittheilen. Ich laſſe wiederum den Advokaten ſelbſt ſprechen. „Am 9. September vergangenen Jahres ſingt der däniſch geſinnte Abgeordnete Peter Marcuſſen mit zwei Andern das verbotene Lied von Schleswig-

olstein. Die dänischen Gendarmen denunciren die
änger bei dem Hardesvogt; aber dieser schlägt die
nterſuchung nieder, als ihm bekannt wird, wer das
ied geſungen habe. Durch eine direkte anderweitige
Denunciation wurde eine neue Unterſuchung indeß un-
ermeidlich. Alle Schuldigen wurden nun vor den
Hardesvogt vorgeladen. Der Hardesvogt nahm kein
Protokoll auf, ſondern führte die Unterſuchung münd-
lich. Es ſtellte ſich bis zur Evidenz heraus, daß Mar-
cuſſen nebſt ſeinen zwei Genoſſen das Lied geſungen
hat. Dann verurtheilt der Hardesvogt die zwei Ge-
noſſen Peter Marcuſſen's jeden zu acht Bankthaler
Strafe, während er Peter Marcuſſen ſelbſt freiſpricht.
Die zwei Verurtheilten waren Frieſen, Peter Marcuſſen
ein Däne."

„Nun noch eine Probe däniſcher Gerechtigkeitspflege
n Friesland. Der Hofbeſitzer Tüchſen zu Langstoft in
er Marſch ſagte in Gegenwart eines Gendarmen:
Ich bin ein echter Schleswig-Holſteiner." Der Mann
urde von ſeinem Hardesvogt in fünf Thaler Strafe
erurtheilt, und zwar wegen Beleidigung eines Gen-
armen und wegen öffentlichen Aergerniſſes."

Möge ſich an dieſe Proben däniſcher Gerechtigkeits-
flege in Friesland eine Geſchichte anſchließen, welche

eben ſo ſehr däniſche Paſtoren wie däniſche Hardesvögte in Friesland charakteriſirt. Die Geſchichte iſt aktenmäßig feſtgeſtellt. Paſtor Riis-Lauſſen in Leck — es iſt derſelbe, der gegen den dithmarſiſchen Webergeſellen als Denunciant auftrat, — reiſt mit der Poſt von Tondern nach Lügum. Im Poſtwagen trifft er ein junges Mädchen allein. Er macht ihr Liebesanträge, gibt ſich für einen Landmann, Namens Freitag aus, ſagt, er ſei unverheirathet, ſchimpft auf däniſche Beamte und Gendarmen, um ſich ihre Sympathien zu erwerben, verſpricht ihr ſeidene Kleider und wird ſchließlich ſo zudringlich, daß das junge Mädchen den Poſtillon zu ihrer Hülfe herbeirufen muß. Sie wendet ſich ſpäter mit einer Klage an die dem Paſtor vorgeſetzte Dienſtbehörde. Und was thut dieſe däniſche Oberbehörde? Sie ſchickt dem Paſtor Riis-Lauſſen die Denunciation zu. Und der Paſtor? Er ſtellt gegen das junge Mädchen die Verläumdungsklage an. Daß ſie nicht verurtheilt wurde, hatte ſie nur dem Umſtande zu verdanken, daß das Benehmen des Paſtors durch einen Brief, den derſelbe an einen Amtscollegen geſchrieben hatte, conſtatirt wurde. Die Sache ſollte zu keinem Eclat kommen, deßhalb wurde der Paſtor mit ſeiner Verläumdungsklage zurückgewieſen. Nun veröffent-

chte aber Jemand den ganzen Verlauf der Sache in rei inländischen Zeitungen. Trotz alledem blieb der Pastor Riis-Lauffen im Amte und ist heute noch im Amte. Neben seinem geistlichen Amte hat er kürzlich einen Handel mit Leberthran angefangen. Ist er nicht ein würdiges Gegenstück zu dem Hauptpastor Martens in Schleswig, der, als er noch Pfarrer in Friesland, und zwar in Tönningen, war, neben seinem geistlichen Amte eine Branntweinschenke hielt?

Nun noch eine Probe dänischer Verwaltungspflege in ganz neuester Zeit. Es ging kurz nach dem Ableben des kürzlich verstorbenen Dänenkönigs vielen Gutsbesitzern die Aufforderung zu, den Huldigungseid zu leisten. Sie ließen dieselbe, als ganz unbegründet, unbeantwortet. Da wurden sie aufgefordert, binnen drei Tagen ihrer Pflicht nachzukommen. Jetzt wandten sie ein, ein Homagialeid sei ja niemals von ihnen gefordert worden; sie seien ja keine angestellte Beamte. Da ging ihnen der Befehl zu, binnen 24 Stunden bei Verlust ihrer Gutsobrigkeit den Eid zu leisten. Nun wendeten sie ein, ein solcher Zwang sei ja Verleitung zum Meineide, die Leistung eines Eides sei ein freiwilliger Akt. Nach 24 Stunden ging ihnen ein bereits fertig gewesenes Ministerial-Rescript zu, welches dahin lau-

[illegible] Ihnen entzogen und [illegible] Auf diese Beraubung [illegible] gewesen, wie sich [illegible] In der Aufforderung [illegible] gefunden worden

---

Achtes Kapitel.

II.

Der Tod des Flüchtigen von Apenrade.

[illegible] von Apenrade. — Die [illegible] des dänischen Kammerherrn v. Heltzen. — [illegible] — Karen Thusen. — De[illegible] — Die Schwester des Er[illegible] von Schleswig-Holstein. — Karen Thusen's [illegible] — [illegible] des Medicinalinspecto[illegible] — Die Jahre der Einsamkeit i[illegible] — [illegible] in Wandsbeck. — Sei[illegible] in Sonderburg. — Ver[illegible]

[illegible] zu geben, in welcher Art un[illegible] seit zwölf Jahren i[illegible] mit der Person, mit der Freiheit und m[illegible]

em Eigenthum der Deutschen verfahren, wenn sie ihnen
n ihren Plänen, ein deutsches Land zu danisiren, hin-
erlich sind oder wenn es sie überhaupt gelüstet, sich in
Besitz ihres Eigenthums zu setzen, habe ich vor zwei
Jahren in öffentlichen Blättern die Geschichte des Apo-
hekers Karberg in Apenrade erzählt. Die dänischen
Beamten hatten ihn vermittels einer Reihe perfider Ver-
folgungen und Gewaltthaten, zu denen das Gesetz die
Form hergeben mußte, seines Eigenthums, der Apotheke
in Apenrade, beraubt und ihn aus einem reichen, ange-
sehenen und glücklichen Manne zu einem armen Wahn-
sinnigen gemacht, der von der Gnade mildthätiger Men-
schen und deutscher Apothekervereine sein trauriges Leben
fristete, bis der Tod endlich seinen entsetzlichen Leiden
ein Ende machte. Die Vergewaltigung, welche an dem
Manne verübt war, bildete eine lange Reihe siebenjäh-
riger Verfolgungen, Perfidien und nichtswürdiger Kniffe
oft der kleinlichsten Natur, oft roher Brutalität, wie
man sie nur in der Leidensgeschichte des verlassenen
Bruderstammes in Schleswig findet. Ich schrieb meine
Darstellung der Leiden des Märtyrers von Apenrade
nach einem Manuscript, welches mir ein Mann in Hol-
tein übergab, dessen Name als Arzt, als wissenschaft-
cher Schriftsteller, als Mensch und als Kämpfer für

das Recht wie für die Freiheit seines Landes hochgeehrt ist. Das Manuscript war auf Grund der von Karberg über die an ihm geschehene Vergewaltigung zusammengestellten Aktenstücke gearbeitet. An der Glaubwürdigkeit des entsetzlichen Inhalts war also gar kein Zweifel. Das Manuscript reichte aber nur bis zu Ende der Leiden des Apothekers Karberg in Apenrade. Seine Krankheit, sein Leben als Bettler, sein Ende in Wahnsinn und fürchterlichen Schmerzen war darin nur mit wenigen Worten berührt. Der Verfasser des Manuscripts kannte es nicht aus eigener Anschauung, sondern nur durch einzelne, ihm bruchstückweise zugegangene Nachrichten.

Die Geschichte des Märtyrers von Apenrade war eine fortlaufende Kette so unerhörter Perfidien und Gewaltthaten, daß sie großes Aufsehen erregen mußte. Selbst die kalten und ruhigen Menschen im Norden des deutschen Vaterlandes geriethen über die an dem braven Apotheker verübten Gewaltthätigkeiten in Zorn und Erbitterung. Die dänische Regierung hatte die Veröffentlichung der Geschichte Karberg's höchst unangenehm berührt. Mir gingen vielfach Briefe zu, in denen mir mit dem Tode gedroht wurde, wenn ich in der begonnenen Weise in meiner Agitation gegen die dänische

Regierung und gegen ihre Trabanten in Schleswig weiter fortfahren würde. Als man ſah, daß man weder mit Drohungen noch mit Anerbietungen und Verſprechungen bei mir zu dem gewünſchten Zweck kam, erſchien eines Tags der Amtmann aus Apenrade, der däniſche Kammerherr von Heltzen — derſelbe Beamte, der neben dem Medicinalinſpector Schleißner in Schleswig die an dem unglücklichen Karberg verübte Verfolgung geleitet hatte, in Norburg auf der Inſel Alſen bei dem Schwager Karberg's, dem Arzte Dr. Eckermann. Dr. Eckermann und Karberg's Bruder waren die zu letzter Stelle auf die Apotheke in Apenrade eingetragenen Gläubiger geweſen und hatten bei dem von den däniſchen Behörden eingeleiteten Zwangsverkauf der Apotheke, wodurch dieſelbe um 17,950 Thaler unter ihrem eigentlichen Werth losgeſchlagen wurde, die Summe von 6750 Thalern eingebüßt. Der däniſche Unterhändler machte dem durch ſeinen Verluſt arm gewordenen Arzt das Anerbieten, ihm die verlorene Summe baar auszahlen zu wollen, wenn er eine zu veröffentlichende Erklärung unterſchriebe, daß die von mir erzählte Geſchichte ſeines unglücklichen Schwagers eine von mir in belletriſtiſcher Manier ausgeſchmückte Erfindung ſei. Der brave Arzt hat ſich natürlicherweiſe geweigert, ſich

zu einem ſo ſchändlichen Streiche herzugeben. Er ſchlug die Summe aus.

Aber ich glaube, es iſt nun an der Zeit, den Schluß meiner Geſchichte des Märtyrers von Apenrade zu erzählen; ich meine ſeinen Tod, deſſen, wie ich erwähnte, in dem mir bei meiner frühern Darſtellung zu Grunde liegenden Manuſcript nur mit einigen Worten gedacht war. Ich habe bei meiner jetzigen Anweſenheit in Kiel einen Zeugen für den entſetzlichen Tod des Märtyrers von Apenrade gefunden, deſſen Ausſage gerade jetzt in Deutſchland der däniſchen Regierung noch unangenehmer ſein wird wie vor zwei Jahren meine Erzählung der an Karberg verübten Vergewaltigung. Ich werde meinen Zeugen ſelbſt ſprechen laſſen. Mögen ſeine klagenden Worte von Neuem Haß und Erbitterung in Deutſchland gegen die Trabanten der däniſchen Regierung in Schleswig hervorrufen! Der „verlaſſene Bruderſtamm“ jenſeit der Eider bedarf zu ſeiner Befreiung des Haſſes und der Erbitterung. Nur der Haß und die Rache ſind im Stande, die Bewegung in Deutſchland energiſcher zu machen.

Karen Thuſen aus Barsmark bei Apenrade ſaß vor mir an einem runden, mit Schreibmaterialien bedeckten Tiſche in dem eleganten Zimmer der Wohnung einer

patriotiſchen Familie in Kiel. An demſelben Tiſche ſaß die Schweſter des Erziehers des Herzogs von Schleswig-Holſtein, des Profeſſors Steffenſen in Baſel, um bei den Erklärungen Karen Thuſen's gegenwärtig zu ſein. Karen Thuſen iſt ein Mädchen von einigen dreißig Jahren, welche dreizehn Jahre lang die Köchin und Pflegerin Karberg's war. Sie kam im Jahre 1848 in die Apotheke von Apenrade, hat der an dem unglücklichen Apotheker verübten Vergewaltigung in allen ihren einzelnen Stadien beigewohnt, kennt alle Peiniger ihres unglücklichen Herrn, den Amtmann von Heltzen, den Medicinalinſpector Schleißner, den neuen Apotheker Vorſan und den Polizeimeiſter in Apenrade perſönlich, reiſte mit ihrem Herrn, als er aus einem reichen, glücklichen und angeſehenen Mann ein armer, kranker Bettler geworden war, von Apenrade nach Norburg auf Alſen und blieb ſeine treue und ſorgſame Pflegerin bis zu ſeinem traurigen Tode, der, wie ſie mir angiebt, erſt am 20. April 1860, alſo faſt fünf Jahre nach dem Zwangsverkauf der Apotheke, erfolgt iſt. Sie hat das ruhige und gleichmäßige Weſen der Schleswigerinnen, welches nicht einmal der Haß und die Rache — ich glaube auch nicht einmal die Leidenſchaft der Liebe — aus ſeinem Gleichgewicht bringen kann. Um, ganz dem Charakter

der Schleswiger gemäß, ſich auch nicht in den kleinſten Unweſentlichkeiten zu irren, hat ſie ihr Notizbuch in der Hand, in dem ſie die zu ihrer Erzählung nöthigen Daten und Zahlen verzeichnet hat. Vor ihr liegt ein Brief Karberg's, den er in ſeinen letzten Tagen ſchrieb. Das brave Mädchen hat den Brief mitgebracht, um mir einen Beweis von der Geiſtesabweſenheit zu geben, welche ſich ihres unglücklichen Herrn in ſeinen letzten Lebensjahren bemächtigt hatte. Die genaueſte Wahrheitsliebe iſt ein hervorragender Charakterzug in dem Weſen des verlaſſenen Bruderſtammes jenſeits der Eider.

Karen Thuſen erzählte: „Am 1. December 1855 fuhr ich mit meinem armen ſeligen Herrn in einer kleinen Yacht aus Apenrade nach der Inſel Alſen. Dort wohnte einige Minuten von dem Städtchen Norburg auf einem kleinen Landgütchen ſein Schwager, der Arzt Dr. Eckermann. Doctor Eckermann war ein nichts weniger als wohlhabender Mann. Sein kleines Vermögen, welches er zur letzten Stelle auf der Karberg'ſchen Apotheke in Apenrade ſtehen hatte, hatten ihm die Dänen geraubt. Er hatte zwei geiſtesſchwache Kinder, aber er war gern bereit, ſeinen Schwager, der ein Bettler geworden war, aufzunehmen. Der Arme war, als ich mit ihm Apenrade verließ, bereits ſo elend, daß er nicht allein gehen

und stehen konnte. Er bewegte sich nur, auf mich und auf einen Stock gestützt, langsam vorwärts. Vierzehn lange Stunden waren wir in dem kleinen Boot an jenem stürmischen und kalten Wintertage auf dem Wasser. Erst zwei Uhr Nachts landeten wir an der Küste von Alsen. Dann mußte ein Bote nach Norburg geschickt werden, um einen Wagen herbeizuholen. So langten wir erst um fünf Uhr Morgens in Norburg an. Sie können sich denken, wie angegriffen und elend der arme Karberg war!"

„Glauben Sie," unterbrach ich Karen Thusen, „daß die Krankheit Karberg's sich in Folge der Quälereien, deren Opfer er in Apenrade war, so verschlimmert hatte?"

„Gewiß," erwiederte das Mädchen, „davon bin ich fest überzeugt! Karberg hatte sich sein Rückenmarksleiden durch Erkältungen, Ueberanstrengungen und Nachtwachen im Jahre 1848 in Apenrade zugezogen, als er Anführer der Bürgerwehr war. Aber dasselbe hatte so rasche Fortschritte gemacht, weil der Amtmann und der Medicinalinspector Schleißner ihn so schändlich behandelten. Jedesmal, wenn die Commission in unserm Hause gewesen war, um die Apotheke zu untersuchen, hatte er neue und heftigere Anfälle seiner Krankheit. Ich führte ihn dann, wenn er mit dem Schleißner in

der Apotheke umherging, um ihm alle Apothekerwaaren zu zeigen. Außerdem stützte er sich auf einen Stock. Der Medicinalinspector behandelte ihn bei diesen Untersuchungen immer schlecht."

Ich erinnere daran, daß, um Karberg in einer unerhörten Weise zu chicaniren, die dänische Regierung ein besonderes Sanitätscollegium für Apenrade einsetzte und als Mitglieder desselben den Medicinalinspector Schleißner und den neuen dänischen Apotheker in Apenrade ernannte. Den Medicinalinspector Schleißner nennt die von mir veröffentlichte preußische ministerielle Denkschrift „einen der fanatischsten und rücksichtslosesten Eiderdänen, welcher nach seiner Anstellung in Schleswig sofort der Sprachpropaganda die eingehendste Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuwandte, mit großer Rücksichtslosigkeit das Recht der Communen verachtete, Armenärzte anzustellen, und sowohl diese Stellen wie diejenigen der Kreisphysici mit ihm und den danisirenden Tendenzen huldigenden Subjecten besetzte." Es ist derselbe, der das Irrenhaus in Schleswig danisirt hat.

„Gegen diesen Schleißner," fragte ich, „hegte Karberg wohl die größte Erbitterung?"

„Ja," erwiederte Karen Thusen, „mein Herr war so gut und so brav, aber wenn er an Schleißner dachte,

dann erreichte seine Erbitterung in Norburg den höchsten Grad. „Seine Nieren," rief er, „möchte ich kleingehackt sehen, kleingehackt, auch wenn ich sie essen müßte!""

Der Haß liegt sonst nicht im Charakter der Schleswig-Holsteiner. Auch heute noch, wo die Erinnerung an die schrecklichen Leiden ihres Herrn wieder lebendig vor ihre Seele trat, war der Ausdruck auf dem Gesicht des Mädchens nicht der des Zorns und der Erbitterung, sondern der Ausdruck des Schmerzes und des Kummers.

„Erzählen Sie weiter!" sagte ich.

„Eine kleine einfensterige Stube in einem Gartenhause," fuhr Karen Thusen fort, „wurde ihm zur Wohnung eingeräumt. Die Aussicht ging nicht auf das Meer, nicht auf den Wald, sondern auf einen Hof. Es war kein anderer Platz für meinen Herrn, da seine Verwandten selbst sehr beschränkt wohnten. In dieser kleinen, öden Stube wohnte der arme Karberg, der einst ein so großes, schönes Haus hatte, dritthalb lange Jahre, von den schrecklichsten Schmerzen gefoltert. Es waren schreckliche Jahre! Er lebte einsam und allein. Der Schwager war zu viel mit seiner eigenen Praxis beschäftigt. Zuweilen besuchte ihn Pastor Ahlemann aus Schwensberg, welches eine Stunde von Nor-

burg entfernt ist. Er kannte die Frau des Pastors Ahlemann. Sie war die Tochter des Professors Wegscheider aus Halle, wo Karberg studirt hatte. Jeder Besuch war für ihn in dieser Einsamkeit und Abgeschlossenheit immer ein Fest. Briefe erhielt er aus Flensburg. Ich las ihm die Zeitungen vor. Dann ging er eine halbe Stunde spazieren, von mir gestützt, weil er nicht mehr allein gehen konnte. Länger wie eine halbe Stunde konnte er sich nicht aufrecht erhalten. Zuweilen schob ich ihn auf einem kleinen Rollwagen nach Norburg vor die Apotheke. Der Besitzer derselben hatte mit ihm in Halle studirt. Dann fuhr ich ihn wieder zurück in seine Einsamkeit. „Ich sehe hier nichts und höre hier nichts," seufzte er oft, „als die Pumpe auf dem Hofe." Die langen, traurigen Winterabende waren schrecklich. Die Schmerzen traten oft mit solcher Heftigkeit auf, daß er laut aufschrie. Die Kraft des Morphium, das er täglich nahm, mußte ihm den Schlaf bringen. Aber Morphium ist ein gefährliches Mittel. Am kommenden Abend kamen die Schmerzen nur um so heftiger wieder. Armer Herr, wie hat er gelitten! Und er war ganz arm. Nicht einen Schilling besaß er mehr. Die Dänen hatten ihm Alles genommen. Er lebte von den Almosen der deutschen Apothekervereine.

Der Doctor Eckermann gab ihm, was er beſaß. Auch er hatte ja durch die Dänen Alles verloren. Aber er war ein unbeſchreiblich guter Mann; er gab dem Schwager von ſeinem Wenigen. Er hatte ja ſelbſt ſeine Leiden, zwei geiſtesſchwache Kinder."

Karen Thuſen ſchwieg. Sie dachte an dieſe jammervollen Tage, welche ſie mir ſoeben ſchlicht und einfach geſchildert hatte. Dann fuhr ſie fort:

„Eine neue Hoffnung war ihm aufgegangen. Ein weitläufiger Verwandter Karberg's war Arzt in Wandsbeck. Er ſchrieb an ihn, ob er nicht zu ihm kommen wollte, weil es doch ſo einſam und traurig in Norburg wäre, wo er nur die Pumpe auf dem Hofe ſähe. Mit großer Freude nahm Karberg das Anerbieten an. Im Juli des Jahres 1858 fuhren wir beide mit der Fähre nach Sundewitt über und von dort zu Wagen nach Wandsbeck. Der Arme konnte die lange Fahrt auf der Eiſenbahn nicht mehr aushalten. In Wandsbeck hatte er eine mehr heitere Exiſtenz. Die freundliche und ſtille ländliche Umgebung wirkte um ſo beſſer auf ſeinen Gemüthszuſtand, weil ihn nichts in derſelben an Dänemark erinnerte. Er war oft im Garten. Auch fuhr ich ihn dann und wann in ſeinem Handwagen. Aber gegen den Winter hin wurde es wieder ſehr trübe. Die

Beſuche wurden ſeltener. Auch nahm ſeine Krankheit eine neue, ſchreckliche Wendung. Mein armer Herr wurde gemüthskrank. Er war nicht ſchwermüthig, nein, aber ſeine Gedanken verwirrten ſich. Sehen Sie da dieſen Brief! Er ſchrieb ihn in dieſen traurigen Tagen."

Das Mädchen legte mir einen Brief vor. Er beſtand aus einigen zwanzig Zeilen. Der Brief war mit zitternder Hand geſchrieben. Sein Inhalt war ganz verwirrt. Zuerſt ſprach der Arme darin von ſeiner Armuth, für eine Geldſendung dankend, dann von Todten und Verwundeten. Die Bilder des Kriegs und ſeiner Schrecken waren wohl vor das umnachtete Auge ſeines Geiſtes heraufgeſtiegen. Dann von ſeinem Haß gegen die Dänen. Der Brief war ohne Schluß. Die zitternde Hand des Kranken hatte nicht weiter zu ſchreiben vermocht. Ich gab den Brief dem Mädchen zurück.

„Es trieb ihn nach dem einſamen Norburg zurück," ſchloß Karen Thuſen ihre traurige Geſchichte. „Im Herbſt des Jahres 1858 bezog er wieder die kleine Stube auf dem einſamen Hofe, wo er nur „die Pumpe ſah und hörte." Sein Irrſinn trat nun immer ſtärker hervor. Aber der Irrſinn wurde für ihn eine Wohlthat. Heitere Bilder zogen in dieſer Geiſtesnacht vor ſeinem

umflorten Auge vorüber. Er träumte von einem ſchönen Landhauſe bei Baden-Baden, wo er wohnen würde und welches ihm gehörte. Und dann erſchienen die Dänen in dieſen Träumen gar nicht. Die Träume waren eine Wohlthat des gütigen Gottes. Aber ſein Haß gegen Dänemark wuchs doch von Tag zu Tag. Er konnte kein däniſches Wort hören, ohne in den größten Zorn zu gerathen. Und doch war dies in Norburg zuweilen nicht zu vermeiden. Wenn die Kinder ſeines Schwagers einmal ausnahmsweiſe ein däniſches Wort ſprachen, mußte ich ſie ſofort aus der Stube entfernen. Auch die Schmerzen waren nicht mehr ſo ſtark wie früher. Aber dann erwachte ſeine Erbitterung gegen die Dänen gleichſam von Neuem. In der heftigſten Weiſe fuhr er auf und verfluchte die Feinde Schleswig-Holſteins und den Medicinalrath Schleißner. Der Tod kam nun heran. Beim Beginn des Frühjahrs, wo die Blumen blühen und die Bäume grün werden, klagte er über Bruſtſchmerzen. Am 20. April wurden die Schmerzen gegen Abend immer heftiger. Bis Nachts 3 Uhr dauerten ſeine Klagen. Dann wurde er von Krämpfen befallen. Sie dauerten bis $10^1/_2$ Uhr Morgens. Seine Schweſter und ich waren die ganze Nacht bei ihm. Dann wurde er ſtill und ruhig. Leicht und ſanft trat der Tod zu ihm

heran. Das Bewußtsein war geschwunden. Eine Thräne glitt dann und wann aus seinen Augen über die bleiche Wange. In Sonderburg, im Grabe seiner Aeltern wurde er begraben. Er ist nur zweiundfunfzig Jahre alt geworden; dreizehn Jahre litt er an der schrecklichen Krankheit."

Karen Thusen schwieg. Die Erinnerung an die Leiden des Märtyrers von Apenrade schien sie tief ergriffen zu haben. Auch die Schwester des Erziehers des Herzogs von Schleswig-Holstein war tief ergriffen von dieser Geschichte voll Jammer und Elend eines von dänischen Beamten zu Tode gemarterten Mannes. Aber „der Däne kennt keine Thräne, ihn schmerzt nicht einmal der Tod der Seinen." Mein Herz schwoll von Haß und Erbitterung. Der Märtyrer von Apenrade verfluchte die Dänen und den Medicinalinspector Schleißner; doch die Frauen, welche hier mir gegenüber am Tische saßen, empfanden nur das Gefühl der Trauer und der Wehmuth. Je weiter man von der Elbe nach der Königsau hinaufkommt, desto ruhiger und kälter pulsirt das Blut in den Adern der Menschen. Es war spät geworden. Als ich die lange Holstenstraße hinabging, um nach meiner außerhalb der Stadt liegenden Wohnung zu kommen, war auch in Kiel Alles ruhig

und still. Geſpenſtiſch rauſchte der Nachtwind in den Falten der deutſchen und ſchleswig-holſteiniſchen Fahnen. Ich dachte an den heißen Haß und an die glühende Begeiſterung der Sicilianer, wenn ſie unter dem tauſendfachen Rufe: „Evviva l'Italia! Evviva Garibaldi!“ vor Capua in die Schlacht ſtürmten. Aber in Italien wächſt der rothe Thränenwein neben den glühenden Lavaſtrömen eines Feuerbergs, und der Dichter ſingt:

Doch die Meeresfluth am Strande
Toſet ſo gewaltig nicht
Wie die Menſchenfluth am Lande,
Die ſich im Toledo bricht.

Neuntes Kapitel.

Die Huldigung der Dithmarsen.

Vor zwei Jahren. — Das Verbrüderungsfeſt Schleswig-Holſteins. — „Op ewig ungedeelt.“ — Der Zug der Dithmarſen nach Düſternbrook. — Die dithmarſiſche Fahne. — Die alte Bauernrepublik. — Die Schlacht am Duſenddüwelswall und der Ruhm eines halben Jahrtauſend. — Harms, Niebuhr, Klaus Groth, Müllenhofen. — Der Empfang im Curſaal. — Der Herzog von Schleswig-Holſtein. — Das Freiheitsgefühl, der Stolz und der Unabhängigkeitsſinn der alten Bauernrepublik. — Dr. Chriſtiany. — Paſtor Hanſen aus Meldorf. — Der Lehrer Sönnichſen. — Die Antwort des Herzogs.

Es ſind nun mehr wie zwei Jahre, daß ich zum letzten Male in Kiel war. Ich war in der Nacht mit dem Dampfſchiff von Kopenhagen über das Meer gefahren. Die Sonne erhob ſich leuchtend aus dem blauen Spiegel der Oſtſee und ein azurblauer Himmel wölbte ſich über die in allen Häuſern und Straßen mit Blumen und Laubgewinden geſchmückte Stadt Kiel. Der Himmel und die Erde hatten ſich geſchmückt und ihr ſchönſtes Gewand angelegt, wie die Menſchen, um das neue Verbrüderungsfeſt Schleswig-Holſteins zu feiern und Deutſchland zu beweiſen, daß der Muth und

der Widerstand gegen die dänische Herrschaft in den Herzogthümern nicht erloschen sei. Da rollten hundert Wagen in die Stadt und herab stiegen die Männer von Eckernförde, von Rendsburg, die Hofbesitzer und Bauern aus der Umgegend. Um zehn Uhr segelte ein großes Dampfschiff die Ostsee hinab und als es am Strande, dort, wo die Eichen und Buchen in Düsternbrook die grüne Hügelreihe umschatten, in den Kieler Hafen einfuhr, da ertönte ein Schuß vom Verdeck und tausendstimmiger Jubel erscholl von den Hügeln. Der Schuß war das Zeichen, daß das Dampfschiff die Männer von Flensburg, von Apenrade, von Hadersleben und von Tondern führte. Und aus dem Schiffe stiegen fünfhundert Männer aus Schleswig, um Zeugniß abzulegen, daß das ganze nördliche Schleswig deutsches Land und nicht dänisch geworden sei. Eine Stunde später rollte ein endloser Zug von Wagen auf der von Norden führenden Eisenstraße in den Bahnhof, und aus den Wagen stiegen tausend Männer aus allen Städten Holsteins und des südlichen und mittleren Schleswig, um Zeugniß abzulegen, daß Schleswig-Holstein deutsches Land sei nach wie vor, daß es nicht dänisch geworden sei, sondern mannhaften Widerstand leiste, nach wie vor, zu Deutschlands Ehre. Und als

wir am Mittag beim festlichen Mahle unter den Eichen und Buchen von Düsternbrook zu Tische saßen und die Städte aufgerufen wurden, wie einst die Gemeinden der Schweiz in der stillen Mondscheinnacht auf der grünen Wiese an dem dunkeln, tiefen See der vier Waldstädte, wo die Schneehörner ihre mit blitzenden Eiskronen geschmückten Häupter in den smaragdenen Fluthen spiegeln, da antworteten sie alle, die alten Städte der Holsten, der Friesen, der deutschen Männer, welche bis zu den jütischen Haiden, bis zur Königsau wohnen. Keine einzige fehlte, jede hatte ihre Vertreter gesandt. „Hätten wir's nur gewußt," sagten mir die Bauern in Angeln acht Tage später, „zu zehntausend wären wir gekommen, mit unsern Frauen und Kindern!" Und dann sprachen die Männer aus Schleswig zu den Brüdern aus Holstein und forderten sie auf, standhaft im Widerstand zu verharren, bei Deutschland gegen Dänemark, die Schleswiger und die Holsteiner, die Einen für die Andern; niemals dürfe Schleswig-Holstein getheilt werden, es sei ein und dasselbe Land von der Elbe bis zur Königsau; und als am Abend die prächtige Buchen- und Eichenallee, welche von dem Orte der Feier nach der Stadt führte, in rothen und blauen bengalischen Flammen erglänzte, als alle Fen-

ſter in Kiel ein Meer von Licht ausſtrahlten, daß es ſo hell war, wie am Tage, da zog ein unabſehbarer Zug von Menſchen nach der Stadt und zum Bahnhofe, um die Brüder aus Schleswig zu geleiten, da ertönte der Geſang des Schleswig-Holſtein-Liedes, welches vor zwölf Jahren auf den Schlachtfeldern erklungen war, im Zuge und ein ganzes Land legte Zeugniß ab, daß Schleswig-Holſtein mannhaft gegen Dänemark Widerſtand leiſte und jeder Deutſche in den Herzogthümern für den Wahlſpruch weiter kämpfen werde, der in weithin leuchtenden Gasflammen über den Thüren ſtrahlte: „Op ewig ungedeelt“.

* * *

Das war vor zwei Jahren an einem der letzten Tage des Monats Auguſt. Jetzt war ich wieder in Kiel. Es war ein kalter Januartag; ein ſchneidender Oſtwind wehte aus der See über die Eisdecke des Kieler Hafens und um die ſchneebedeckten Höhen von Düſternbrook. Und wieder bewegte ſich langſam ein langer Zug ernſtblickender Männer durch die Holſtenſtraße in Kiel und dann die Buchenallee nach Düſternbrook hinan. Alle Häuſer in der Holſtenſtraße waren mit deutſchen und ſchleswig-holſteiniſchen Fahnen geſchmückt. Es war das von der Herrſchaft der Dänen

hatten. Da war ein Mädchen aus Heide, welches ſich Telſche nannte. Sie hatte ſich dem Heilande verlobt. Mit dem Crucifix in der einen, mit dem Schwerte in der andern Hand, ſprach ſie den vierhundert Bauern Muth zu, die in der Schanze ſtanden und den langen Zug des Dänenkönigs herankommen ſahen. Wie die Bauern aber ſahen, daß das fromme Mädchen den Muth nicht verliert, ſondern ſie anfeuert, tapfer zu kämpfen, da kriegen ſie auch Vertrauen in ihre Kraft und halten tapfer Stand. Weil es aber ſchlechtes Wetter iſt und die Wege knietief ſind, können die ſchweren Ritter nicht recht vorwärts kommen, und wie ihnen die Kugeln aus der einzigen Kanone der Dithmarſen um die Ohren ſauſen, wollen ſie ausweichen und gerathen in die tiefen Marſchgräben, daß ſie zu Hunderten elend umkamen. Da tritt denn der Oberſt der ſchwarzen Garde vor und fordert die Dithmarſen auf, ihm einen Mann zu ſtellen, der mit ihm kämpfen wolle im ehrlichen Kampfe, und wie kein Anderer vortreten will, kommt der Schmied von Hemmingſtade und ſtellt ſich dem Ritter und wirft ihn in den Schlamm, daß er elend zu Grunde gegangen iſt. Wie aber die Dithmarſen das ſahen, ſtürzen ſie aus ihren Schanzen hervor und ſchlagen mit ihren Schwingkloben auf die

ſtufe. Die Gallerie war mit Damen aus Kiel gefüllt. In dieſen Saal zogen die Dithmarſen ein, um dem Herzog Friedrich von Schleswig-Holſtein als ihrem Herzog zu huldigen.

Die alte Bauernrepublik der Dithmarſen hat ſich immer durch ein kräftiges, ſtarkes Freiheitsgefühl, durch Unabhängigkeitsſinn, durch das Gefühl des Stolzes auf die Heimath ausgezeichnet. Ohne den leiſeſten Anſatz einer wirklich monarchiſchen Gewalt, hat ſie faſt ihr einziges vollkommenes Seitenſtück in der Verfaſſung der Urkantone. Faſt drei Jahrhunderte hindurch behauptete dies wunderbare Gemeinweſen ſeine Unabhängigkeit trotz großer Gefahren. Aus jener Zeit erinnere ich nur an den in der Freiheitsgeſchichte der Dithmarſen vor allen andern glänzenden Tag, wo Wolff Isbrand im Jahre 1550 mit dreihundert Bauern dreißigtauſend Dänen und Holſteiner ſchlug. „Der Dänenkönig," erzählt Graf A. Baudiſſin*), „welcher glaubte, daß er mit ſeinen dreißigtauſend Mann die paar hundert Bauern leicht beſiegen könne, marſchirte auf die Schanze los, welche ſie auf dem Duſenddüwelswall errichtet

*) „Chriſtian VII. und ſein Hof" von Graf A. Baudiſſin. 2. Abthlg. 1. Bd. S. 78.

Müllenhofen hervorgegangen sind, kamen diese dreihundert Männer, welche dem Herzoge von Schleswig-Holstein ihre Huldigung darbringen wollten.

Als die Deputation sich in einem großen Halbkreis um den Thronsessel aufgestellt hatte, erschien der Herzog. Ich hatte ihn bis dahin noch nicht gesehen. Er ist in seiner Gestalt, im Gesicht, in der Sprache, kurz in seinem Wesen das Prototyp eines Schleswig-Holsteiners. Blond, von mittlerer Größe, tragen seine Züge den Stempel der holsteinischen Gesichtsbildung; sogar seine Sprache hat etwas Schwerfälliges, wie es vielfach im Lande vorkommt, und die Tonfärbung des Dialekts zwischen Elbe und Königsau.

Das war der Mann, der jetzt in den Saal zu der Deputation der Dithmarsen trat. Der Empfang war dem Unabhängigkeitsgefühl derselben und dem holsteinischen Wesen würdig. Es ertönte kein serviles „Hoch", sondern die Bauern, die Gewerbtreibenden, die Pastoren und die Lehrer traten zu dem Herzog heran, gaben sich gegenseitig die Hände und sprachen ihre Freude aus, einander in Schleswig-Holstein zu sehen. Dann, nachdem dieser herzliche und freundschaftliche Empfang einige Minuten gedauert hatte, trat der Herzog auf den Teppich, auf dem der Sessel aufgestellt war, und nun be-

gann die Ansprache der drei Sprecher der Deputation. Sie sprachen ganz dem Stolze, dem Freiheitsgefühl und dem Unabhängigkeitssinn ihres Landes, der ehemaligen freien Bauernrepublik gemäß, langsam und deutlich, Jeder mit dem dem Holsteiner eigenen schweren Ton in der Sprache.

„Wir sind gekommen", begann Dr. Christiany aus Brunsbüttel, „aus beiden Dithmarsen, Geistliche, Lehrer, Landleute und Gewerbtreibende, um Ihnen nochmals zu bethätigen, was wir bereits in der Adresse ausgesprochen haben, um Ihnen zu wiederholen, daß wir Sie anerkennen, daß wir keinen Andern wollen, daß wir Ihnen getreue Unterthanen sein werden. Wir sind erfüllt von Freude und Dank gegen die Vorsehung, daß sie uns einen Herzog gegeben hat, der die Eigenschaften des Herrschers mit denen des deutschen Mannes vereinigt. Wir sind beglückt, das Antlitz des geliebten Fürsten zu sehen, ihm bestätigen zu können, daß er nicht nur ihr Herzog sei als der legitime Erbe des Landes, sondern daß auch dann, wenn die freie Wahl uns zustände, wir Sie zu unserm Fürsten erwählt haben würden. Wir wollen, da Sie die Rechte unseres Landes anerkannt haben, da Sie gelobt haben, das Volk zu lieben, es zu schützen, es glücklich zu machen, — wir

wollen Sie lieben und zu Ihnen ſtehen feſt und immerdar. Gott ſegne Sie, Hoheit, Gott ſegne das Vaterland!“

Die Anrede war ächtdithmarſiſch. Auf die Freiheit des Landes, auf die freiwillige Anerkennung, auf die freie Wahl war das hinreichende Gewicht gelegt.

Dann trat Paſtor Hanſen von Meldorf vor, im langen ſchwarzen Talare. Auch er ſprach in würdiger, nationaler Weiſe von der großen Geſchichte und von der Freiheit ſeines Landes. „Die Geiſtlichkeit des Landes Dithmarſen,“ begann er mit langſamer, tönender Stimme, „iſt gekommen, um Sie, Hoheit, als den von Gott gegebenen, rechtmäßigen Landesherrn anzuerkennen. Dithmarſen iſt ſtolz auf die Thaten ſeiner Vorfahren; es hat eine große Geſchichte. Aber als es aufgehört hat, ein freies Volk zu ſein, da hat es wohl mit Schmerz dieſe Freiheit dahingegeben, aber es hat ſeitdem ſtets mit Liebe und Treue dem rechtmäßigen Landesherrn angehangen. Das dithmarſiſche Volk iſt nie leibeigen geweſen; es ſteht keinem Landestheil nach an Adel der Geſinnung, welche es mit vollem Herzen ſeinem Fürſten darbringt. Möge Gott der Herr Sie und Ihr Haus ſegnen.“

dritte Redner war Lehrer Sönnichſen aus Mel-

gann die Anſprache der drei Sprecher der Deputation. Sie ſprachen ganz dem Stolze, dem Freiheitsgefühl und dem Unabhängigkeitsſinn ihres Landes, der ehemaligen freien Bauernrepublik gemäß, langſam und deutlich, Jeder mit dem dem Holſteiner eigenen ſchweren Ton in der Sprache.

„Wir ſind gekommen", begann Dr. Chriſtiany aus Brunsbüttel, „aus beiden Dithmarſen, Geiſtliche, Lehrer, Landleute und Gewerbtreibende, um Ihnen nochmals zu bethätigen, was wir bereits in der Adreſſe ausgeſprochen haben, um Ihnen zu wiederholen, daß wir Sie anerkennen, daß wir keinen Andern wollen, daß wir Ihnen getreue Unterthanen ſein werden. Wir ſind erfüllt von Freude und Dank gegen die Vorſehung, daß ſie uns einen Herzog gegeben hat, der die Eigenſchaften des Herrſchers mit denen des deutſchen Mannes vereinigt. Wir ſind beglückt, das Antlitz des geliebten Fürſten zu ſehen, ihm beſtätigen zu können, daß er nicht nur ihr Herzog ſei als der legitime Erbe des Landes, ſondern daß auch dann, wenn die freie Wahl uns zuſtände, wir Sie zu unſerm Fürſten erwählt haben würden. Wir wollen, da Sie die Rechte unſeres Landes anerkannt haben, da Sie gelobt haben, das Volk zu lieben, es zu ſchützen, es glücklich zu machen, — wir

wollen Sie lieben und zu Ihnen ſtehen feſt und immerdar. Gott ſegne Sie, Hoheit, Gott ſegne das Vaterland!“

Die Anrede war ächtdithmarſiſch. Auf die Freiheit des Landes, auf die freiwillige Anerkennung, auf die freie Wahl war das hinreichende Gewicht gelegt.

Dann trat Paſtor Hanſen von Meldorf vor, im langen, ſchwarzen Talare. Auch er ſprach in würdiger, nationaler Weiſe von der großen Geſchichte und von der Freiheit ſeines Landes. „Die Geiſtlichkeit des Landes Dithmarſen,“ begann er mit langſamer, tönender Stimme, „iſt gekommen, um Sie, Hoheit, als den von Gott gegebenen, rechtmäßigen Landesherrn anzuerkennen. Dithmarſen iſt ſtolz auf die Thaten ſeiner Vorfahren; es hat eine große Geſchichte. Aber als es aufgehört hat, ein freies Volk zu ſein, da hat es wohl mit Schmerz dieſe Freiheit dahingegeben, aber es hat ſeitdem ſtets mit Liebe und Treue dem rechtmäßigen Landesherrn angehangen. Das dithmarſiſche Volk iſt nie leibeigen geweſen; es ſteht keinem Landestheil nach an Adel der Geſinnung, welche es mit vollem Herzen ſeinem Fürſten darbringt. Möge Gott der Herr Sie und Ihr Haus ſegnen.“

Der dritte Redner war Lehrer Sönnichſen aus Mel-

dorf. „Ich habe die feste Ueberzeugung," sagte er, „daß alle Lehrer Dithmarsens gekommen sein würden, wenn nicht äußere Verhältnisse sie abgehalten hätten; alle aber halten fest und unerschütterlich an ihrem Fürsten. Wir werden keine Opfer scheuen, Ihr Recht, Hoheit, sowie unser Recht zur Geltung zu bringen. Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, wo die Lehrer sich endlich der schönen Aufgabe hingeben können, nationale Gesinnung, Treue und Ergebenheit gegen Vaterland und Fürst in die Herzen der Kinder zu pflanzen."

Die Art und Weise, wie der Herzog antwortete, war eben so würdig wie die Anrede der drei Sprecher. Der Herzog sprach langsam, aus dem Stegreif. Die Art und Weise seiner Rede, der holsteinische Ton seiner Worte war von sichtlicher Wirkung. „Ich danke Ihnen," sagte er, „für die Gefühle der Treue, der Liebe und der Ergebenheit, welche Sie mir dargebracht haben. Gott hat mir die Pflicht auferlegt, meine Rechte geltend zu machen. Ich fühle mich erhoben durch die Uebereinstimmung mit meinem Volke. Denn nur dadurch, daß mein Recht in der Ueberzeugung des Volkes wurzelt, daß es eins ist mit dem Rechte des Volkes, kann es zur Geltung kommen. Ich bin beglückt, bei den Dithmarsen solche Gesinnung für mich zu finden. Ich weiß

es gewiß zu würdigen, wenn ein von jeher freies Volk in solchen Gefühlen sich ausspricht. Noch sind wir waffenlos, haben keine Armee, haben nur die Ueberzeugung von unserem Recht und das Bewußtsein, daß, wenn Alle zusammenhalten, wir dann das eine Ziel erreichen: die Freiheit Schleswig-Holsteins. Der Welt wollen wir zeigen, was wir wollen: keine Dänen sein, frei und selbstständig werden. Mit dieser Einigkeit wollen wir ganz Europa entgegentreten und das Wohl des Landes wird gegründet werden."

Jetzt brach die Versammlung in ein dreimaliges „Hurrah" aus. Der Herzog trat dann wieder zu der Deputation heran und es wiederholte sich nochmals die Scene, welche der Huldigung vorausging.

Zehntes Kapitel.

Von Kiel nach Itzehoe.

Dr. Tempeley. — Der Kieler Hafen und ruſſiſche Gelüſte. — Der Amtmann zu Bordesholm. — Neumünſter und däniſche Elemente in ſeiner Bevölkerung. — Der Tuchfabrikant A. Renk. — Kriegeriſcher Anblick des Bahnhofes. — Empfang der öſterreichiſchen Truppen. — Empfang der Hannoveraner und Sachſen. — Rumänen, Kroaten, Polen, Italiener. — Oeſterreichiſche Officiere. — Ein öſterreichiſcher Infanteriecapitän. — Die Abſetzung der däniſchen Beamten in Holſtein. — Wriſt. — Der Wochenwagen. — Deutſche Renegaten in Holſtein. — Sucht zu negiren und zu bekritteln. — Architekt Martens in Kiel und die Gartenlaube. — Kellinghuſen. — Von Kellinghuſen nach Itzehoe. — Zerſtörte däniſche Telegraphenlinien. — Itzehoe. — Sächſiſche Soldaten und das Lied vom deutſchen Vaterlande. — Stimmung und Charakteriſtik Itzehoe's. — Abzug der Dänen. — Requiſitionen. — Der Amtmann von Levezau. — Advokat Rave. — Der Verbitter Henning v. Rumohr. — Die ſchleswig-holſteiniſche Times. — Dr. Eugen Rommel.

„Sie haben noch fünfundzwanzig Minuten bis zur Abfahrt nach Neumünſter," ſagte der Gepäckträger auf dem Bahnhofe zu Kiel, und übergab mir Fahrbillet und Gepäckſchein.

Fünfundzwanzig Minuten! Aus fünfundzwanzig

her," ſagte mein Nachbar, den ich irgendwo geſehen haben mußte, ohne mich des Ortes erinnern zu können; „als Kaiſer Nicolaus von Rußland zum erſten Male auf dieſen prächtigen Hafen aufmerkſam wurde. Er beſuchte mit dem erſten ruſſiſchen Dampfſchiffe „Kamtſchatka" Kiel und konnte an der Brücke anlegen. Seit dieſer Zeit war er häufig hier, immer von Neuem den Hafen und ſeine Tiefe bewundernd. Zur Zeit des Krimmkrieges lagen zweiunddreißig große engliſche Schiffe im Hafen, unterhalb Düſternbrook — Sie kennen den Ort — das größte Schiff war der Wellington, es hatte einen Tiefgang von nicht weniger als 32 Fuß."

„Ja," lachte ich, „wer Alles dieſen Kieler Hafen haben möchte? Rußland, Dänemark, England, Preußen! Aber wir werden ihn ſelbſt behalten. Niemals wird Dänemark ihn wieder bekommen."

Das Waſſerbild flog vorüber. Eine hügelige Ebene erhob ſich zu beiden Seiten der Eiſenſtraße. Wieſen, Aecker, Baumgruppen prächtiger Buchen, Eichen und Erlen in reichſter Abwechſelung. Dazwiſchen Häuſer von rothen Backſteinen mit bunten Giebeln und grüngeſtrichenen Fenſtern und Thüren, meiſtens mit Ziegeln, zuweilen auch noch mit dem warmen

Strohdache gedeckt. „Wir fahren hier durch die fruchtbarste und schönste Strecke des Landes," sagte mein Nachbar, „sehen Sie dort diesen fetten, schweren Boden, lauter Weizenboden. So geht es bis hinter Bordesholm, bis zu der Straße, welche quer über die Bahn führt."

Es war ein außerordentlich schöner Tag, klar und hell, kein Wölkchen am Himmel. Ueber Wiesen, Aecker und Wald schwebte ein duftiger Hauch, wie im Frühling. Es war erst Ende Januar. Ich hätte mir einbilden können, die erste Lerche zu hören. Immer reicher wurde die Ebene, immer abwechselnder in ihren Formen. Ein leichter Höhenzug, mit Wald und Häusergruppen bedeckt, umkränzte den Horizont. Es war die hohe Geest, welche bei Kellinghusen in die Ebene abfällt. Ein gothischer Thurm stieg hinter Baumgruppen in die Höhe. „Da ist Bordesholm," sagte mein Nachbar, „eins der reichsten und schönsten Kirchdörfer. Ueber zweitausend Einwohner. Dort wohnte der Amtmann von Kiel, Graf Reventlow."

„Er wohnte? Und wo ist er? Wohnt er nicht mehr dort?"

„Nein, er ist fortgelaufen, wie die Sachsen und Hannoveraner in's Land kamen. Den sehen wir wohl

auch nicht wieder. Sie kennen ja ſeinen Bruder, Graf Ludwig Reventlow. Er iſt ein braver und energiſcher Patriot. Sie ſprachen ja häufig mit ihm in der Harmonie."

Jetzt wußte ich, wer mein Nachbar war. Er war am Zoll in Kiel angeſtellt. Auch ihn hatte ich häufig Abends in der Harmonie getroffen.

„Der Amtmann in Bordesholm," hub er von Neuem an, „hatte die dortigen Bauern überredet, den däniſchen Requiſitionen Folge zu leiſten und die verlangten Pferde zu liefern. — Die Furcht vor den Vorwürfen, welche ihn jetzt treffen würden, hat ihn wohl davon gejagt. Sonſt wüßte ich keinen Grund. Es war eine ſchöne Stelle, die man doch ſo leicht nicht verläßt. Sehn Sie, da iſt die Landſtraße, von der ich Ihnen ſagte. Jetzt wird der Boden leichter. Aber es iſt ein Kartoffelland, wie man es in ganz Holſtein nicht findet."

Der Boden wurde ebener und flacher. Ein blauer Seeſpiegel ſchimmerte in der grünen Umfaſſung der Wieſen. Der Horizont umkränzte noch immer den blauen Höhenzug der hohen Geeſt. Noch eine halbe Stunde brauſte der Zug fort. Regelmäßige Häuſerreihen, mit ſpitzen, nichts weniger wie ſchönen Backſtein-

giebeln, von großen Fabrikgebäuden mit hohen, häßlichen Schornsteinen überragt, erschienen vor uns in langen Linien. Es war wiederum Neumünster. Neumünster hat sich seit zehn Jahren außerordentlich gehoben, nicht in seiner deutschen Gesinnung, nein, wahrhaftig nicht, aber in seiner Einwohnerzahl und in seinem Reichthum. Die Bevölkerung ist auf fast 3000 gestiegen. Große Tuchfabriken und Baumwollfabriken haben ihre Besitzer reich gemacht, und diese Fabrikbesitzer bilden den tonangebenden Theil der Bevölkerung. Mit deutschen Produkten können ihre Waaren freilich nicht concurriren; deshalb versenden sie sie nach dem Norden, wo sie einen großen Absatz finden, schon weil der frühere Schutzzoll an der Elbe allen anderen deutschen Fabrikanten die Concurrenz mit ihnen im Preise unmöglich machte.

Es ist Neumünster wie Altona und Flensburg ergangen. Der materielle Nutzen hat in bedenklicher Weise auf die nationale Gesinnung seiner Bewohner eingewirkt. Der größte Theil derselben, die Fabrikanten und die in den Fabriken beschäftigten Arbeiter haben sich von der Versendung ihrer Tuche und Baumwollenwaaren nach dem Norden abhängig gemacht. Die Verbindung mit Dänemark und der Schutzzoll an der Elbe

sind die Elemente ihres Reichthums geworden. Ich glaube leider, daß, wenn heute in Neumünster über die Frage, ob ein selbstständiges Schleswig-Holstein oder weitere Verbindung mit Dänemark, abgestimmt würde, die weitere Verbindung mit Dänemark die Majorität haben würde. „Weg mit dem Eiderzoll!“ würde die Parole der Kaufleute und Fabrikanten werden, und mit dieser Parole würden sie sammt und sonders ins dänische Lager überlaufen. Meint der große Tuchfabrikant A. Renk, der an der Spitze dieser heimlichen Dänen in Neumünster steht, etwa nicht so? Man muß sich nur keinen Illusionen hingeben. Momentan war das freilich in Neumünster anders. Die heimlichen Dänen waren alle zu echten Schleswig-Holsteinern geworden und verbargen ihre wahren Gesinnungen unter dem Schatten großer deutscher und schleswig-holsteinischer Fahnen, welche aus den Fenstern ihrer palastartigen Häuser wehten, sobald die dänischen Dragoner das Kirchdorf verlassen hatten und die Sachsen eingezogen waren.

Heute bot Neumünster einen besonders kriegerischen Anblick. Die Sachsen und Hannoveraner hatten ihr Standquartier den österreichischen Truppen überlassen müssen, welche in großen Colonnen nach dem Norden

zogen, um sich an der Eiderlinie aufzustellen. Täglich führte die Eisenbahn von Hamburg her neue Schaaren heran. Das Kirchdorf und die Umgegend war mit österreichischen Soldaten überfüllt. Im Dorfe selbst lagen 3000, auf dem Lande 2000 Mann. Die Spitzen der österreichischen Heersäulen waren bereits über Neumünster hinaus, in Nortorf, auf dem halben Wege nach Rendsburg angekommen, und hatten dort Quartier genommen. Wie überall in Holstein, hatte auch in Neumünster kein feierlicher Empfang der Oesterreicher stattgefunden. Die Häuser waren ihres Fahnenschmuckes beraubt; unter strömendem Regen waren sie eingezogen, von Niemandem begrüßt und von Niemandem empfangen. Still und öde lagen die langen, breiten Straßen, in denen man nur das Pfeifen des Abendwindes und das Klatschen des Regens hörte. Niemand ließ sich sehen und hören. Jeder hielt sich in seinem Hause. Die heimlichen Dänen hätten ihnen gewiß gern einen feierlichen Empfang bereitet; aber sie standen unter dem Druck der öffentlichen Meinung und wagten sich noch nicht heraus aus ihren Höhlen. Mit Mühe fanden sich die armen Soldaten mit ihren Quartierzetteln zurecht, Stunden lang im Dunkel und im Regen umherirrend, kalt und gleichgiltig empfangen.

Die Schmach des Jahres 1851, wo auch Oesterreicher und Preußen hier einzogen, um die tapfere schleswig-holsteinische Armee zu entwaffnen, um das Land in die Knechtschaft der Dänen zurückzuführen, war noch in Aller Gedächtniß. Heute, nach zwölf Jahren, rächte sich der Verrath von damals. Wie war das hier anders vor einer Woche, wo die Spitzen der sächsischen Truppen in Neumünster eintrafen! Goldner Sonnenschein, ein heitrer Wintertag, alle Häuser festlich mit Kränzen und Fahnen geschmückt, Musik und Freudenjubel. Die Musikbande spielte das Schleswig-Holstein-Lied. Die ganze Bevölkerung war auf der Straße. Man konnte den Abzug der dänischen Dragoner gar nicht erwarten. Vor ihren Augen flogen die deutschen und holsteinischen Fahnen aus allen Fenstern. Auf dem Markte wurde eine colossale schleswig-holsteinische Fahne auf hoher Flaggenstange aufgezogen. Und „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ ertönte es tausendstimmig, als sie nun nach dem Norden zogen, die Verhaßten. Sogar die dänisch gesinnten Tuchfabrikanten mußten schleswig-holsteinische Gesichter machen, so schwer es ihnen auch wurde.

Heute war wieder ein Tag, wie damals, himmelblau, sonnenhell, klar und heiter. Aber keine bunte

Flagge flatterte im Morgenwinde. Die coloſſale Fahne auf dem Markte, welche ich noch vor acht Tagen hier geſehen hatte, war abgenommen. Das Mißtrauen ſollte und mußte ſich weiter documentiren. Infanteriemaſſen ſtanden auf dem Bahnhofe und in der breiten Straße des Kirchdorfes aufgeſtellt, um weiter nach dem Norden befördert zu werden. Sie hatten ihre Gewehre pyramidenförmig zuſammengeſtellt. Während der halben Stunde, wo ich den von Rendsburg kommenden Zug erwarten mußte, der mich bis nach Wriſt führen ſollte, ging ich unter den Gruppen umher. Alle Theile des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates ſchienen ihre Contingente hergeſandt zu haben, nur die deutſchen Provinzen nicht. Da ſtanden Rumänen, Kroaten, Polen, Italiener, aus dem Banat und von der Militairgrenze waren ſie gekommen, um vielleicht ſchon in vierzehn Tagen zu Tauſenden mit ihren Leibern die Gräben vor den däniſchen Schanzen zu füllen und ihren Kameraden eine lebendige Brücke zu bauen. Alle Sprachen des öſterreichiſchen Geſammtſtaats wurden hier durcheinander geſprochen, italieniſch, czechiſch, polniſch, rumäniſch, nur nicht deutſch. Wie lange wird dieſes Oeſterreich, „dieſe große Völkerbaſtille", noch ſo zuſammenhalten? Wird der kommende Sommer ihm endlich den

Todesstoß geben, den es schon vor vierzehn Jahren hätte empfangen müssen, wenn Kossuth seine Aufgabe richtig verstanden hätte? Was wußten die Armen hier, welche die Eisenstraße täglich zu Tausenden heranführte, von Schleswig-Holstein? was hatten sie für ein Interesse, an der Schley und an der Treene für das deutsche Vaterland zu kämpfen, welches sie instinctiv hassen mußten, weil es ihr Kerkermeister war! Darin besteht ja aber das ganze Kunststück der noch heute in Oesterreich geltenden metternich'schen Politik, den Heerkörper so künstlich zusammen zu setzen und so künstlich vom Mincio bis zur Elbe zu vertheilen, daß die eine Nationalität die andere im Zaume hält. Kroaten und Czechen in Venetien, Italiener in Böhmen, Deutsche in Galizien und Polen in den deutschen Provinzen! Von demselben Princip ausgehend, schickten Schmerling und Rechberg heute Kroaten, Polen und Italiener nach Schleswig-Holstein. Sie gehorchten nur den Befehlen des Kriegsministers in Wien, bereit die Dänen aus Schleswig zu schlagen und bereit auf die Schleswiger zu schießen, wenn es ihnen einfallen sollte, anders zu wollen, wie die Cabinette in Wien und Berlin. Aber da hörte ich ja deutsch sprechen! Ein Infanterie-Capitän gab einer Ordonnanz einen Befehl wegen Transports

einiger kranker Soldaten in das Lazareth nach Altona in deutſcher Sprache. Ich trat heran, um den Capitän anzureden. Unter dem Officiercorps der öſterreichiſchen Armee herrſcht ein ungezwungener, angenehmer Ton, ganz verſchieden von der Steifheit und Abgeſchloſſenheit der Officiere in der preußiſchen Armee. Wie manche angenehme Bekanntſchaft habe ich mit öſterreichiſchen Officieren in Italien gemacht! Und die Bekanntſchaft ſtützte ſich auf nichts, wie auf die Anrede der Fremden im Kaffeehauſe, im Theater und auf der Straße. In Potsdam, in Berlin, in Breslau wären derartige Anknüpfungen mit preußiſchen Officieren gar nicht möglich. Wie haben wir eines Abends in Mailand im Kaffee Mazza, dem ſogenannten Officier-Kaffeehaus am Domplatz, gelacht! Graf T., ein junger öſterreichiſcher Rittmeiſter, hatte einen Beſuch in Potsdam gemacht, um einen in der preußiſchen Armee dienenden Vetter zu beſuchen, und erzählte aus ſeinem Aufenthalt bei den preußiſchen Kameraden von der Garde in Potsdam Thatſachen und Anekdoten, die den öſterreichiſchen Officieren wie Wunderdinge vorkamen. „Jeder preußiſche Officier," rief er dann lachend aus, „ſcheint einen eiſernen Ladeſtock verſchluckt zu haben, ſo ſteif ſieht er aus, ſo ſitzt er, ſo ſteht er und ſo geht er." In der

österreichischen Armee weiß man, wie gesagt, von einem so steifen Benehmen nichts. Das „Du", was durch die ganze Armee zwischen allen Officieren desselben Grades herrscht, ganz einerlei, ob sie sich zum ersten Male sehen, oder schon miteinander einen Feldzug mitgemacht haben, macht das schon gänzlich unmöglich. Und doch wird Niemand behaupten wollen, daß das österreichische Officiercorps dem Officiercorps irgend einer Armee in der Welt an Kriegstüchtigkeit nachsteht, oder daß die Disciplin in der österreichischen Armee eine schlaffe ist!

So war auch der junge Infanterie-Capitän, mit dem ich auf dem Bahnhofe von Neumünster umherspazierte. Nach wenigen Minuten war es mir, als wenn ich ihn wochenlang gekannt hätte! Er kam aus dem schönen Steyermark, wo die Gebirgsbäche in einsamen Waldthälern rauschen und wo der Steinbock noch an den Firnen des ewigen Schnees zu finden ist. „Wir dachten das Weihnachtsfest so gemüthlich in Gratz zu verleben," sagte er, „statt dessen haben wir auf der Eisenbahn hier nach dem Norden frieren müssen."

„Und was geht Sie Schleswig-Holstein an?" warf ich fragend dazwischen.

„Der Soldat ist freilich eine Maschine und muß gehorchen," erwiederte der noch sehr junge Capitän ernst, „aber wir wissen recht gut, um was es sich hier handelt, und haben dasselbe Interesse für unser deutsches Vaterland." —

„Aber Ihre Truppen sind keine Deutsche!"

„Seien Sie versichert, wir Officiere werden alle Strenge der Disciplin anwenden, um jedem Excess vorzubeugen. Die hiesige Bevölkerung ist gedrückt genug, und soll durch uns nicht leiden. Es kommt auch nicht das Mindeste vor." —

So sprach der österreichische Infanterie-Capitän. Es war gewiß nicht die Sprache einer Maschine, sondern die Sprache eines nachdenkenden, ehrenhaften Mannes.

„Wir sind schlecht empfangen worden," hub er nach einigen Minuten wieder an, „glauben Sie, es hat uns geschmerzt, uns Officiere noch mehr, wie die Soldaten. Stundenlang hat man die armen Kerle im Regen stehen lassen, ohne ihnen das Quartier zu zeigen." —

„Es ist die Erinnerung aus dem Jahre 1851, Capitän," erwiederte ich, „welche Ihren festlichen Empfang unmöglich macht. Konnten Sie es anders erwarten?"

Der Officier ſchwieg.

„Aber in Schleswig werden Sie, als Befreier des Landes, mit Jubel empfangen werden, ebenſo, wie die Sachſen und Hannoveraner hier in Holſtein.“

Das Geſicht des Capitäns hellte ſich auf.

„Gewiß?“ fragte er.

„Gewiß, Capitän, wie die Befreier des Landes. Werden Sie's. Der Wille des Volkes wird ſich überall ausſprechen, wohin Sie kommen. Hören Sie ihn. Der Wille des Volkes iſt allein maßgebend über ſeine Zukunft.“

„Wir werden ihn nicht hindern.“

„Und hier in Holſtein ſagen Sie Jedem, der Sie ſchlecht empfängt, wie Sie denken, und ſeien Sie gewiß, das Mißtrauen wird ſich ſofort in Wohlwollen verwandeln.“ —

Ich hörte das Zeichen zur Abfahrt. Der Zoll-Aſſiſtent Hintz ſtand ſchon auf dem Perron.

Wir reichten uns Beide die Hand, ich und der öſterreichiſche Infanterie-Capitän, Beide Streiter für Schleswig-Holſtein. Werde ich ihn wiederſehen, oder wird auch er ſeinen Tod finden, als Führer einer der Sturmcolonnen, welche nächſtens die Schanzen des Danewerk ſtürmen werden? Wer weiß es? Aber das

Schicksal muß sich erfüllen. Sterben doch Millionen auf dem Krankenbette; gehen sie doch hin in das Jenseits, ohne das Geringste in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit gethan zu haben; weshalb sollen nicht Tausende für die großen Principien der Freiheit und der Nationalität der Völker auf dem Schlachtfelde sterben? Nur, wenn sie, um diese zu unterdrücken, fallen, wie in Polen, wie in Mexico, nur dann sind sie zu bedauern.

Der Eisenbahnzug sauste dann nach Altona zu. Wiesen, Aecker und Knicks flogen vorüber, einzelne Höfe und Häusergruppen, aus rothen Backsteinen aufgeführt, mit bunten Farben geschmückt, von zierlichen Gärten umgeben, nach rechts hin abgeschnitten von dem Höhenzug der hohen Geest. Es war ein auffallender Unterschied zwischen dem Boden, der sich rechts und links von der Eisenstraße ausdehnte, rechts fruchtbare, herrliche Aecker, links eine weite Haide. Wir sprachen von der Absetzung der dänischen Beamten in Holstein. Ich tadelte das Verfahren der Bundes-Commissare, welche diese Absetzungen nur in einzelnen Fällen vornehmen. Auch mein Nachbar war mit mir vollkommen darüber einverstanden, daß sämmtliche dänische Beamte, welche an der Spitze großer Verwaltungen standen, ihrer

[illegible] „Die Kleinen kann [illegible] sie sind unschädlich, [illegible] Maschine, als welche [illegible] können, ohne die [illegible] Stocken gerathen zu [illegible]“

„[illegible] die Absetzung jener [illegible] Christian dem Achten den [illegible]“ fragte ich.

„[illegible] für ihre Absetzung sein, [illegible] großer Verwaltungen stehen, [illegible] schädlich werden können und [illegible]. Glauben Sie mir, Viele von ihnen sind mit [illegible] des Eides überrascht worden. Sie haben [illegible] die Frage der Erbfolge in den Herzogthümern gar nicht klar gemacht.“

Am andern Tage besprach ich dieselbe Frage mit dem Advokaten Rave in Itzehoe, einem der würdigsten und bedeutendsten Repräsentanten der Sache Schleswig-Holsteins. Er war ganz entgegengesetzter Meinung. „Alle müssen sie abgesetzt werden,“ sagte er, „die Ueberraschung mit dem Eide ist keine Entschuldigung. Ueber so wichtige Fragen seines eigenen Landes, wie die hier vorliegende mit dem Homagialeide, darf und kann ein

Beamter nicht im Unklaren ſein. Gerade die Erbfolgefrage iſt in Broſchüren hier vielfach behandelt worden. Ich bin nie darüber im Unklaren geweſen. Und über eine ſo wichtige Frage, wie über einen Eid, den man zu leiſten hat, muß man ſich ins Klare ſetzen, bevor man ihn leiſtet. Iſt in einem einfachen Civilprozeß bei einem von einer Partei oder von einem Zeugen zu leiſtenden Eide nicht daſſelbe der Fall? Kann es einer Partei oder einem Zeugen zur Entſchuldigung dienen, daß er über den geleiſteten Eid nicht im Klaren geweſen iſt? Darf und kann er erwiedern, er ſei von dem Eide überraſcht worden? Gewiß nicht."

Der brave Advokat Rave in Itzehoe hatte vollkommen Recht. Seine Anſicht nur kann und muß in Zukunft in Holſtein die maßgebende ſein. Wie haben die Bundescommiſſäre ſich in der Verwaltung Holſteins nur einen Moment beirren laſſen können, dies nicht als das maßgebende Princip aufzuſtellen!

„Wriſt"! rief der Conducteur, „iſt hier Jemand nach Wriſt?" Der Zug hielt. Ich kletterte aus dem hohen Coupé herab. Vom Perron noch reichte ich dem Zollaſſiſtenten Hintz die Hand. „Kommen Sie nur bald wieder," rief er.

„Seien Sie unbeſorgt," erwiederte ich. „Zur

Action in Schleswig bin ich wieder da. Von der Eider bis zur Königsau wollen wir den Willen des Volkes auf jedem Fußbreit Erde proclamiren, den die Dänen vor den österreichischen und preußischen Bajonetten und Kanonen räumen. Die Bajonette und Kanonen sollen uns wahrlich nicht abhalten, unsern Willen so laut auszusprechen, daß man ihn in ganz Europa hören kann."

Der Zug brauste ab. Vor mir auf dem Bahnhofe stand das Fuhrwerk, welches mich nach Itzehoe führen sollte. Es war der sogenannte Wochenwagen, ein hoher, gelbangestrichener Kasten, mit kleinen Fenstern, welche Gucklöchern glichen, und einem langen, großen, gelben Bauche, welcher gerade eine Anzahl Koffer und Gepäckstücke verschlang und auch meinem kleinen schwarzen Lederkoffer eine sichere Ruhestätte wurde. Bald befand ich mich allein in seinem Innern. Der Kutscher stieg auf den Bock. Langsam zogen die beiden magern Pferde an. Langsam bewegte sich das sonderbare Gestell auf dem holprigen Wege vorwärts. Es ist interessant, in einem solchen Wochenwagen zu fahren. In unserer Zeit der Eisenbahnen und der Dampfschiffe, wo man in rasender Schnelligkeit durch die Länder und Meere saust, wo Städte und Landschaftsbilder im Fluge

an uns vorüberrauſchen, wie bunte Phantaſiebilder, hat man ſelten mehr das Vergnügen, in einem Wochenwagen zu fahren, wo man ganz gemüthlich mit dem Spaziergänger, der neben dem Wagen auf der ſtaubigen Landſtraße wandert, eine Unterhaltung anknüpft, und der Wagen hält, damit man an ſeiner Pfeife eine Cigarre anzünden kann. Aber nach einer halben Stunde war mir der Wochenwagen ſchon langweilig geworden. Ich war recht erfreut, als wir den Häuſergruppen, welche vor uns die Höhen der „hohen Geeſt“ hinanſtiegen, ganz nahe gekommen waren. Die Häuſergruppen bildeten das Kirchdorf Kellinghuſen, welches ich auf der ganzen Fahrt von Kiel nach Neumünſter bereits auf der Eiſenbahn geſehen hatte. Es war ein großes Kirchdorf mit über 2000 Einwohner. Eine alte gothiſche Kirche, eine der älteſten Kirchen des Landes, erhob ſich auf von Häuſergruppen umkränztem Hügel. Weite Waſſerflächen lagen vor mir, und trennten den Weg, auf dem der Wochenwagen langſam vorwärts humpelte, noch von dem Dorfe. Es war die Stör, welche bereits hier ſchiffbar iſt, und in die Nordſee fließt. Der warme Sonnenſchein und der Frühlingswind der letzten Tage hatte ihr ſonſt nur ſchmales Bett in einen weiten, blauſchimmernden See verwandelt. Eine lange, wohl-

gebaute steinerne Brücke mit vielen Bogen führte über die weite Wasserfläche. Der Wochenwagen fuhr immer langsamer. Er passirte erst mehrere Häusergruppen, bevor er in das eigentliche Dorf kam. So schöne Dörfer, wie in Schleswig-Holstein, giebt es in keinem Lande der Erde. Da ist von den übelriechenden Schmutzlachen, welche man in den westphälischen Dörfern fast in der Nähe jedes Bauernhauses findet, gar keine Rede. Nirgends diese elenden Käthnerwohnungen mit Lehmwänden und Strohdächern, in denen sich Löcher statt Fenster befinden, sondern große, stattliche, oft zierlich gebaute Häuser mit Spiegelscheiben, bunten Fenstern und grüngestrichenen Thüren, die Giebel oft zierlich bemalt, die Wände ganz von Stein, oft weiße Steinstufen vor der Thüre, und das Ganze von einem Garten umgeben, der theils als Ziergarten, theils als Küchengarten dient und wieder von einem buntgestrichenen Stacketenzaun umgeben ist. Oft auch stehen die Häuser eng neben einander, lange, breite Straßen bildend, aber immer machen sie den Eindruck der Wohlhabenheit und der Zierlichkeit. Fast immer ist die Straße gepflastert. Jene schmutzigen Dorfwege, in denen Pferde und Wagen versinken können, und welche für den Fußgänger oft unmöglich zu passiren sind, wie man sie oft

in deutſchen Dörfern findet, habe ich niemals in Holſtein geſehen. So war auch das große Kirchdorf Kellinghuſen, in deſſen breiteſte Straße nun der Wochenwagen einfuhr. Kellinghuſen könnte ein reiches Dorf ſein. Aber es iſt es nicht, weil es ſeinen Vortheil nicht verſtanden hat. Die Eiſenbahn führt an dem Dorfe vorbei, ohne es zu berühren, während ſie von der anderen Seite wiederum nur Itzehoe, den Hauptmarktplatz der weſtlichen Marſchen mit Glückſtadt verbindet, ohne dieſe Verbindung mit dem Oſten des Landes zu vermitteln. Dadurch iſt Kellinghuſen ganz aus der Situation gedrängt worden. Oft iſt in Holſtein eine faſt unglaubliche Apathie vorhanden, welche beſonders den Süddeutſchen ſehr erkaltend berühren muß, eine Apathie, welche ſich höchſtens auf das Bekritteln und Negiren legt und als Grund dieſes Negirens und Bekrittelns die Liebe zur Wahrheit und Genauigkeit vorſchützt, ohne jemals zu einer Initiative gelangen zu können. Mir ſind nach dieſer Richtung hin in Holſtein faſt unglaubliche Dinge paſſirt. Den meiſten Verdruß habe ich wegen meiner Schilderungen der däniſchen Wirthſchaft in Schleswig gerade in Holſtein gehabt. Ohne irgend die Situation in Schleswig zu kennen — es kommt dies ſehr häufig in Holſtein vor —

ohne irgend von den Einzelnheiten unterrichtet zu ſein, bekrittelten ſie in Altona, in Neumünſter, in Rendsburg, in Kiel jede Zeile, und machten mir oft brieflich die bitterſten Vorwürfe, daß ich zu weit gehe, wenn ſie ſich in ihrer grenzenloſen Apathie überhaupt davon berühren ließen, oder daß ich in der Schilderung kleiner Einzelnheiten ungenau oder unwahr wäre. Was mir in Holſtein paſſirt iſt, wäre mir — ich ſpreche es ganz offen aus — in Dänemark nie paſſirt. Es war oft ſo arg, daß ich jede Luſt verlor, einer ſolchen Undankbarkeit, einer ſolchen Apathie und einer ſo albernen Krittelei gegenüber die Agitation weiter fortzuſetzen. Aber ich that es ja für den „verlaſſenen Bruderſtamm“ in Schleswig, nicht für Holſtein, welches bis jetzt wenig unter dem Druck der däniſchen Herrſchaft gelitten hat. Zu dieſer Apathie und dieſer Sucht der Krittelei geſellte ſich die Intrigue der heimlichen Dänen und der Renegaten im Lande, welche alle ſchlechten Mittel in Bewegung ſetzten, um meine Agitation in Deutſchland zu erſticken. Um nur eine dieſer Erbärmlichkeiten unter vielen zu erzählen. Ein Buchhändler in Holſtein ſchrieb an den Verleger der Gartenlaube in Leipzig, Herrn Ernſt Keil, daß man in Holſtein über meine unwahren und übertriebenen Schilderungen däniſcher Wirthſchaft in Schles-

wig entrüſtet ſei, und daß es ſchmählich für ein ſo großes Blatt ſei, ſich mit derartigen Schilderungen zu befaſſen. Statt aller Antwort ſchickte ich die betreffende Nummer der Gartenlaube an eines der bedeutendſten Mitglieder der ſchleswigſchen Ständeverſammlung, den „Verbitter“ des adeligen Kloſters Itzehoe, der das große Gut Rundhof in Angeln beſitzt und die Verhältniſſe in Schleswig, wie wohl Niemand, kannte. Herr Henning von Rumohr auf Rundhof, der Verbitter des adeligen Kloſters Itzehoe, war eine der geiſtig bedeutendſten und geachtetſten Perſonen des Landes. Sein im vorigen Jahre erfolgter Tod — der Schmerz über die unerhörte Wirthſchaft der Dänen in Schleswig hat ſeinen Tod, der in Folge einer Herzkrankheit erfolgte, beſchleunigt — iſt ein unerſetzlicher Verluſt für das Land. Er ſchrieb ſofort an den Verleger der Gartenlaube, daß meine Schilderungen nur einen Fehler hätten, nämlich, daß ſie weit ſchwächer gefärbt ſeien, wie die Wirklichkeit. Damit war die Intrigue gebrochen, und die Gartenlaube fuhr in ihren Schilderungen fort. Aber von Neuem begannen die finſteren Intriguen jener heimlichen Dänen und verächtlichen Renegaten in Holſtein. Ich ſchrieb jetzt an den von mir ſchon mehrmals erwähnten Architekten Martens in Kiel, einen energi-

schen und braven Patrioten, der seinem Lande von großem Nutzen werden könnte, wenn er nur einen Funken revolutionären Feuers besäße, und bat ihn, mehrere der bedeutendsten Personen in Kiel aufzufordern, Herrn Keil einige Worte des Dankes und der Anerkennung zu schreiben, und ihn zu ersuchen, sich nicht beirren zu lassen. Herr Martens antwortete mir, daß er eine solche Adresse leider nicht bewerkstelligen könne, obschon die Personen, an die er sich gewandt habe, die großen Dienste, welche ich ihrem Vaterlande in einer so weit verbreiteten Zeitung leiste, hinreichend anerkannten. Sie hätten ihm den Einwand gemacht, daß ich in Kleinigkeiten nicht ganz genau sei, und sie bei einem solchen Schreiben auch diese ungenauen Kleinigkeiten anerkennen würden. Was soll ich davon sagen, von einem solchen kleinlichen Sinne, welcher das Wohl der Sache und des Landes vor einer kleinlichen Krittelei hintansetzt? Mein Freund Keil kümmerte sich aber weder um Anerkennungsschreiben, noch um Intriguen der Renegaten in Holstein; er fuhr unbeirrt weiter fort in den Schilderungen der Leiden des „verlassenen Bruderstammes“ in Schleswig, und seiner Standhaftigkeit hat das Land viel von der Aufregung zu verdanken, welche heute in Süddeutschland für den „verlassenen Bruder-

ſtamm“ wie lichterlohe Flamme brennt. Da ich gerade von dieſen unangenehmen Eigenſchaften des zwiſchen Elbe und Königsau wohnenden Volksſtammes ſpreche, will ich doch noch einer Scene erwähnen, welche mir kürzlich in Kiel paſſirte. Sie kann als Beiſpiel dienen, wie wenig man oft die in Schleswig herrſchenden Verhältniſſe in Holſtein kennt, wie man auch zu apathiſch iſt, ſich darum zu bekümmern, aber wie man ſo ſehr von der Sucht der Krittelei und des Negirens beſeſſen iſt, daß man trotz alledem nach dieſer Richtung hin, ſelbſt wenn es zum Schaden des Landes iſt, ſein Wort glaubt mit ſprechen zu müſſen. Ich ſaß mit dem Correſpondent der Nationalzeitung, Herrn Dr. Heinrich Mahler, dem Verfaſſer der ſchönen Sonette für „den verlaſſenen Bruderſtamm“, im Börſenkeller zu Kiel, um zu Mittag zu ſpeiſen. An demſelben Tiſche ſaßen mehrere mir unbekannte Perſonen aus Kiel und der Umgegend. Unglücklicherweiſe fiel es meinem Freunde Mahler ein, mich bei meinem Namen zu nennen. Mir gegenüber ſaß ein älterer Mann. Wie er meinen Namen hörte, ſah er mich eine Weile aufmerkſam an, und ſagte dann: „Ich kenne Sie recht gut, Herr Doctor, aber Sie haben auch viele Unrichtigkeiten erzählt.“ Ich war empört über dieſe Bemerkung. „Sie ſollten ſich

schämen über eine solche Anrede," erwiederte ich ihm, „Statt mir zu danken für die Dienste, welche ich Ihrem Lande und Ihrer Sache geleistet habe, kommen Sie mir mit dieser erbärmlichen Sucht der Krittelei entgegen, welche sich nur in Tadel äußern kann. Wer sind Sie? Sind Sie ein Schleswig-Holsteiner?" —

„Ja, ich bin der Gutsbesitzer Tr. . . ., wohne hier in der Nähe von Kiel. Aber Unrichtigkeiten haben Sie doch gebracht."

Ich wurde immer mehr empört. „Ich sage Ihnen, daß ich keine Unrichtigkeit, viel weniger eine Unwahrheit erzählt habe. Jede Thatsache, welche ich erzählt habe, kann ich beweisen: denn jede ist wahr. Auf der Stelle nennen Sie mir jetzt eine Unwahrheit oder eine Unrichtigkeit."

Der Mann schwieg: er wußte keine. „Ja," sagte er dann, „momentan kann mir das nicht einfallen."

„Dann ist es leichtsinnig und undankbar, derartige Dinge auszusprechen. Ich mache Ihnen nun einen Vorschlag. Ich gebe Ihnen drei Tage Zeit. Uebermorgen Nachmittag finden Sie sich um drei Uhr hier ein, wo ich zu essen pflege. Bringen Sie mir dann mein Buch mit, welches Sie besitzen, wie Sie mir sagen. Nennen Sie mir dann eine einzige Unwahrheit, die ich

geſchrieben, und ich will Ihnen den Beweis liefern, daß ich die Wahrheit ſchrieb, Sie aber die Sache nicht kennen. Ich erſuche alle die Herren, welche hier anweſend ſind, auch dann gegenwärtig zu ſein. Kennen Sie mich Alle?"

„Ja. Wir werden kommen."

Dr. Mahler und ich nahmen unſere Hüte, und gingen. Am dritten Tage fanden wir uns pünktlich um drei Uhr ein. Auch ein Theil der bei dem Beſtellen anweſenden Perſonen waren zugegen. Der Gutsbeſitzer Tr.... erſchien nicht. Ich will ſeinen Namen jetzt hier nicht nennen; aber ich will erzählen, daß ich vor den Anweſenden conſtatirte, daß er leichtſinnigerweiſe mich, den Streiter ſeines Landes und ſeiner Sache, öffentlich der Unwahrheit und der Schilderung von Unrichtigkeiten geziehen habe, ohne ſelbſt dieſe Thatſachen einmal anführen, und geſchweige denn ſie beweiſen zu können. Man wird dieſe Dinge in Kiel leſen. Ich überlaſſe ſie dem Urtheil eines Jeden. Ich ſelbſt kann mich nur — ich will das Wort meiner Ueberzeugung ausſprechen, wie ich es immer zu thun pflege — mit Verachtung darüber hinwegſetzen. Niemals ſind mir derartige Dinge in Italien paſſirt. Von dem genialen Cavour und dem Geſandten des Königs von Italien

in Berlin, dem Grafen Launay an, bis zu dem letzten Krämer in Modena, die ich um die Inſulten befragt hatte die der tolle Herzog von Modena einem Mitgliede ſeiner Familie zufügen ließ, war man immer bereit, für meine Schilderungen der Leiden Italiens einzutreten.

Der Weg von Kellinghuſen bis Itzehoe beträgt für einen guten Fußgänger drei Stunden. Er führt immer über die hohe Geeſt — durch zwei ſehr wohlhabende Dörfer. Der Blick ſchweift über die Marſchen, welche bereits hier am Ufer der ſchiffbaren Stör beginnen. Der Tag war zu ſchön, um ihn weiter in dem Kaſten des gelben Wochenwagens zu verbringen. Kellinghuſen ſah heute ſehr belebt aus. Es war Sonntag Morgen. Die Einwohner kamen in ihrem Sonntagsanzuge aus der Kirche. Auf der großen, mitten durch das Dorf führenden Straße begegneten mir truppweiſe die hannoverſchen Jäger, welche ſeit einigen Tagen hier im Quartier lagen, ſtattliche große Leute, grüne Federbüſche auf den Tſchako's. Im Wirthshauſe ſaß ein hochgewachſener Mann, welcher ebenfalls nach Itzehoe wollte. Er beſaß eine kleine Landſtelle in der Nähe der Stadt. Ich ſchlug ihm vor, mit mir den Weg zu Fuß zu machen. Bereitwilligſt ging er darauf ein, und ſo wanderten wir,

von den Zuſtänden im Lande plaudernd, dem langſam fahrenden Wagen weit voraus, nach Itzehoe zu.

Auch mein Begleiter beklagte ſich über die Apathie der holſteiniſchen Landbevölkerung. „Die Dänen hätten gar nicht gewagt, ihnen die Pferde wegzunehmen,“ ſagte er, „wenn ſie ſich nur ordentlich gewehrt hätten. Mir hat man kein Pferd genommen, weil ich mich widerſetzte. Aber dieſe apathiſchen Menſchen thaten, was ihnen der däniſche Amtmann befahl, und ſo ſind ſie ihre Pferde denn auch glücklich losgeworden. Es kam freilich dazu noch ein anderer Grund. Die Ereigniſſe im Jahre 1851 haben die Menſchen mißtrauiſch gemacht. Sie bilden ſich ein, die Dänen kommen doch wieder, und fürchten dann ihre Rache.“

Der Weg führte immer über die hohe Geeſt. Es fiel mir auf, daß auf dem ganzen Wege eine Telegraphenleitung angelegt war. Die Telegraphenſtangen waren ganz neu. Hie und da lagen die Drähte auf der Erde. Viele Pfähle waren in der Mitte durchſägt oder durchgebrochen.

„Sie ſehen hier wieder einen Beweis,“ ſagte mein Begleiter, als er ſah, wie ich auf die Telegraphenleitung aufmerkſam wurde, „daß die Dänen immer noch ſchwankten, ob ſie ſich in Holſtein widerſetzen, oder ob

ſie Holſtein räumen ſollten. Die Verſchanzungen am Bahnhofe zu Buchen und bei Neumünſter haben Sie geſehen. Schließlich haben ſie ſie auch ohne einen Kanonenſchuß geräumt. In dieſer Ungewißheit, ob man ſich in Holſtein widerſetzen wolle, oder nicht, hat man auch dieſe Telegraphenleitung angelegt. Aber die Dänen hätten bei jedem Pfahl einen Soldaten als Schildwache ſtellen müſſen, wenn ſie überhaupt zu Stande kommen wollten. Während der Nacht wurden die Pfähle durchgeſägt, welche ſie bei Tage einſetzten. Sehen Sie, da liegen die Stücke, fallen Sie nicht über die Drähte."

Ich ſtolperte gerade über einen Draht, welcher mitten über den Weg lag. Jetzt verließen wir die Straße, und wanderten auf dem links abgehenden Fußwege durch zwei große ſchöne Dörfer. Die Höfe waren groß und ſtattlich, die Häuſer ganz von Stein, überall Zeichen großer Wohlhabenheit. Wie ich ſchon erwähnte, ſo ſtattliche Dörfer ſieht man nur in Holſtein.

„Daß die Bauern hier ſo wohlhabend ſind," ſagte mein Begleiter, „liegt daran, daß ihr Landbeſitz theils auf der Geeſt, theils in der Marſch liegt. Mag der Sommer oder Herbſt naß oder trocken ſein, eine gute Ernte haben ſie immer."

Nun ſtiegen wir langſam nach Itzehoe hinab. Der Fußweg führt wieder auf die große Straße. Dunkle Waldgruppen füllten den Thalgrund, in den wir hinabblickten. Der Abendhimmel war feurig geröthet. Es war der Glanz der untergehenden Sonne.

„Hier führt Ihr Weg durch den Wald," ſagte mein Begleiter, „Sie können nicht fehlen. So wie Sie aus dem Walde ſind, liegt Itzehoe vor Ihnen. Ich gehe hier links ab. Sagen Sie mir noch Eins: Weshalb geht man in Kiel ſo zögernd vorwärts? Im ganzen Lande erwartet man längſt, daß der Herzog ſeinen Regierungsantritt erklärt haben würde. Unſere Sache leidet gewaltig durch ein ſolches Zaudern. Man wird mißtrauiſch."

Ich zuckte die Achſeln. „Weil in Kiel die Energie zur Action fehlt," ſagte ich. „Sie kennen das Land. Glauben Sie, daß, wenn der Herzog vor vierzehn Tagen ſeinen Regierungsantritt erklärt und die Holſteiner unter die Waffen gerufen hätte, daß man gekommen wäre?" —

„Seien Sie verſichert, zwanzigtauſend Männer aus Holſtein wären in acht Tagen in Kiel geweſen. Ich bin ein Fünfziger, und habe drei Söhne, von denen der

jüngſte erſt 17 Jahre alt iſt. Ich wäre mit meinen drei Söhnen nach Kiel gekommen. So wir Alle.“

„Und wenn man noch eine halbe Million zur Bewaffnung gebraucht hätte, hätte das Land dieſe halbe Million gegeben?“

Der Mann ſah mich verwundert an. „Können Sie nach den Opfern, welche wir vor zwölf Jahren gebracht haben, daran zweifeln?“ ſagte er.

„Nein,“ erwiederte ich, „nein, ich habe nie an der Opferwilligkeit Schleswig-Holſteins gezweifelt, wenn es gilt, ſich von den Dänen loszumachen. Aber in Kiel erwiederte man mir immer auf meine Vorſchläge: „Sie meinen es recht gut mit uns, aber Sie ſind kein Diplomat.“

„Oh“, rief mein Begleiter, „dieſe Diplomaten! Nur ſie haben unſere Sache verdorben.“ Dann reichten wir uns die Hände zum Abſchiede. Allein ging ich den einſamen Weg durch den Wald, der bis nach der Stadt hinabreichte. Alle Straßen waren noch von dem Einzuge der Sachſen mit deutſchen und ſchleswig-holſteiniſchen Fahnen und mit Kränzen geſchmückt. Ganz Itzehoe war im Feſttagskleide. Es feierte heute den Sonntag und den Tag ſeiner Befreiung von der Herrſchaft der Dänen, alſo ein doppelter Feſttag. Die

Straßen waren mit ſonntäglich geputzten Spaziergängern bedeckt. Aus dem Saale der Tonhalle tönte mir Muſik entgegen. Es war das Schleswig-Holſtein-Lied. Dann begegnete mir ein Trupp ſächſiſcher Soldaten. Arm in Arm gehend, nahmen ſie die ganze Breite der Straße ein. Sie ſangen: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ Lange hatte das Lied auf mich keinen ſolchen Eindruck gemacht, wie heute. Ich blieb ſtehen, um das Lied zu Ende zu hören. Noch weit in der Ferne klangen die Worte zu mir herüber:

„O nein, o nein, o nein, o nein,
Sein Vaterland muß größer ſein.“

Itzehoe, der Geburtsort des „langen Peters“, deſſen Schiller in ſeinem Wallenſtein gedenkt, iſt heute der Sitz der holſteiniſchen Ständeverſammlung, und der Ort, wo die „Times“ des Landes, das Itzehoer Wochenblatt erſcheint. Sonſt hat Itzehoe wenig Zeichen regen politiſchen Lebens oder kräftig handelnder Intelligenz gegeben, ſogar ſeine ſchleswig-holſteiniſche Geſinnung iſt oft für lar gehalten worden. Einſt war Itzehoe Hauptverkehrspunkt der Marſchen und der Durchgangsort für den Weltmarkt im Süden des Landes. Das Störufer iſt hügelreich und waldig.

Jenseits des Flusses erhebt sich der Rest der alten Breitenburg, von dem Besieger der Hansa und der Dithmarsen, dem großen Johann Rantzau erbaut, jetzt nur noch eine poetische Erinnerung alter Herrlichkeit. Unmittelbar an Itzehoe stößt die reiche Gabe der Fluth, die Marsch. Itzehoe war seit dem ersten Weihnachtsfeiertage von der dänischen Herrschaft befreit. Wie überall, so konnte man auch hier den Abzug der dänischen Dragoner gar nicht erwarten. Vor ihren Augen wurden bereits die holsteinischen und deutschen Fahnen ausgesteckt, manche Fahnenstange wurde vom scharfen Säbelhiebe beim Vorüberreiten durchschnitten. Eine Requisition von fünfzig Pferden hatten die Dänen noch vor ihrem Abzuge mit Gewalt durchgesetzt. Unermeßlicher Jubel empfing die einziehenden sächsischen Truppen. Hohngelächter und alle erdenklichen Neckereien begleiteten die abrückenden Dänen, welche wie eine Heerde Schafe auf dem engen, alterthümlichen Markte zusammengedrängt standen. Die beiden Bundescommissäre hatten hier denselben Fehler in ihrer Verwaltung begangen, wie überall in Holstein. Sie hatten die Spitzen der Verwaltung in ihren Aemtern belassen, unter ihnen obenan den Amtmann v. Levezau, den man in Itzehoe den Mantelträger nennt, und den Amtsverwal-

ter Behr. Beide hatten König Chriſtian den Homagialeid geleiſtet, ohne ſich weiter viel zu beſinnen.

Im Gaſtzimmer des Hôtels war es voll von ſächſiſchen und hannoverſchen Officieren, welche ſich mit einander über die Lage des Landes und über die nächſtens zu erwartenden Kriegs-Eventualitäten unterhielten, an denen ſie nur einen indirecten Antheil nehmen ſollten. Die Stimmung darüber war nichts weniger als erfreulich. Sie wären gern zuerſt, weit vor den Preußen und Oeſterreichern, auf die von Friedrichsſtadt bis nach Miſſunde ſich ausdehnende Schanzenlinie marſchirt. „Warum ſollen wir dieſe Ehre nicht haben?“ — „Warum ſollen wir den preußiſchen und öſterreichiſchen Truppen nachſtehen?“ Ganz dieſelben Worte hatte ich oft in Rendsburg und in Kiel gehört.

Noch zum Abend machte ich meinen Beſuch bei dem Advokaten Rave. Er war ſehr verſtimmt, nicht ſowohl darüber, daß man in Kiel mit dem Regierungsantritt des Herzogs nicht vorgehe, als darüber, daß die Repräſentanten der Fortſchrittspartei und des Nationalvereins in Deutſchland nicht vorwärts drängten. Vor zwei Jahren hatte er ſich noch ganz vertrauensvoll über dieſe Träger der ſchleswig-holſteiniſchen Sache in Deutſchland geäußert. Jetzt hatte der energiſche Mann eingeſehen, daß ſie

nichts gethan hatten, als einige Hunderttausend Thaler gesammelt, Adressen geschmiedet und ungefährliche Kammerreden gehalten. Es liegt eben nicht im Wesen des Nationalvereins, zu handeln. Aber es ist und bleibt ein Verbrechen, wenn man nicht die Kraft und die Fähigkeit in sich fühlt, die Ziele zu erreichen, welche zur Befreiung eines deutschen Landes erreicht werden müssen, — es ist und bleibt ein Verbrechen, dann nicht von der Leitung einer solchen Sache zurückzutreten, und sie energischen Händen und energischen Herzen zu überlassen.

Am andern Morgen bot die ganze Stadt einen kriegerischen Anblick; die lange Straße, welche die Stadt von einem Ende zum andern durchschneidet, war ganz gefüllt von Fouragewagen, von Gespannen, von Pferden und Soldaten, welche auf dem Markte ihren Ausgangspunkt hatten. Hornsignale wechselten mit der Musik der weiterziehenden Truppen, welche sich nach Dithmarsen begaben, um dort ihr Standquartier zu nehmen. Unter den Klängen des Schleswig-Holstein-Liedes zogen drei Schwadronen Cambridge-Dragoner ein. Ein prächtiger Anblick! Schöne, starke Pferde, die blauen Uniformen, die mit weißem Schaffell be-

deckten Sättel, — die kräftigen Leute boten ein ebenso kriegerisches, wie schönes Ensemble. Alle Häuser waren mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt. Es war ein klarer, sonniger Tag, wie im Frühjahr. Blaue Luft und goldener Sonnenschein, und ein frischer Morgenwind. Und die Musik klang so fröhlich und so heiter in den Sonntagmorgen hinein. Aber ich konnte mich eines Gefühls tiefer Trauer nicht erwehren. Ich sah sie aus dem Fenster meines Freundes, des jetzigen Redacteurs der schleswig-holsteinischen Times, vorüberziehen. Dr. Eugen Rommel war früher Mitredacteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung, dann der Augsburger Abendzeitung, und hatte seit zwei Monaten die Redaction des wichtigsten Organs der Herzogthümer übernommen. Die Itzehoer Nachrichten haben in ihrem neuen Redacteur einen großen Wurf gethan. Mit wirklicher Begeisterung für die Sache hat er seine sehr schwierige Stellung übernommen und sich mit großem Geschick binnen Kurzem in Verhältnisse hineingefunden, die einem Süddeutschen schon im Studium von Land und Leuten große Schwierigkeiten bieten. „Wie sollte ich hier müde werden dürfen," rief er, und seine Augen flammten, „sind wir doch Alle Streiter für Schleswig-Holstein. Meine Setzer in unserer Druckerei haben

alle Feldzüge mitgemacht; zwei Buchhalter in der Expedition haben das Kreuz; auch der brave Mohr, der Hausdiener, den Sie ſoeben ſahen, hat das Kreuz. Streiter mit der Feder, Streiter mit dem Schwert, Streiter am Setzkaſten! Soll das Alles nicht helfen?“ — —

Elftes Kapitel.

Von Glückſtadt nach Hamburg.

Vor drittehalb Jahren. — Der brave Wirth am Bahnhofe von Glückſtadt. — Die Hamburger Reform. — Herzog Friedrich in Glückſtadt. — Glückſtadts Ruhm unter den ſchleswig-holſteiniſchen Städten. — Die Bundescommiſſäre. — Präſident Burchardi. — Die blumige Marſch, die Gabe der Weſtſee. — „Ela fria Frisena“. — Der Märtyrer von Oland. — Advokat Tiedemann aus Kiel. — Elmshorn. — Die Stimmung unter den hannoverſchen und ſächſiſchen Truppen. — Dr. Hager von Crempe. — Die Ebene zwiſchen Altona und Hamburg. — Der Feldmarſchall v. Wrangel im Hôtel de l'Europe in Hamburg.

Es war in Glückſtadt im Gaſtzimmer des hart am Bahnhofe gelegenen Gaſthofs. Ich trank meinen Kaffee und wartete den nach Altona abgehenden Zug ab, der von Itzehoe kommen ſollte. Den verfloſſenen Abend hatte ich ſchreibend in meinem Zimmer zugebracht, und den braven Beſitzer des Gaſthofs noch nicht

ſehen. Jetzt trat er ein, wie gewöhnlich die Brille uf der Naſe, mir freundlich Guten Morgen wünſchend.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?“ redete ich n an.

„Nein,“ erwiederte er etwas verlegen, „ich entſinne ich nicht.“

„Nun, da werde ich Sie an unſere Bekanntſchaft rinnern, gleich werden Sie mich kennen. Im Sommer vor zwei Jahren im Monat Juli war ich hier in dieſem Zimmer, um bei Ihnen Mittag zu eſſen. Ich bat Sie, mir die Hamburger Reform zu geben. Da ſchrien Sie mich wüthend an: „Solch ein Blatt hohlt wi hier to Lande nich!*) Eine Reihe von Schimpfworten, welche Sie hinzufügten, will ich Ihnen nicht wiederholen. Kennen Sie mich nun?“

Da reichte mir der brave Patriot — wenn ich nicht irre, iſt er auch ein Streiter aus dem ſchleswig-holſteiniſchen Feldzuge der Jahre 1848—1851 und trägt das Kreuz — lächelnd die Hand und ſagte: „Nun, ob ich Sie nun kenne. Es waren ja nur wenige Minuten, welche Sie damals in meinem Hauſe verbrachten. Später, als ich las, wie Sie unſere Feinde ärgerten,

*) „Solch' ein Blatt halten wir hier zu Lande nicht“

habe ich mich oft dieſer Scene erinnert. Seien Sie mir herzlich willkommen."

„Nun, und wie iſt's denn nun hier? Der Herzog Friedrich kam zuerſt hier in Glückſtadt an, nicht wahr?"

„Ja, es war Morgens um acht Uhr. Graf Reventlow — Sie kennen ihn ja — und einige Herren aus Kiel waren Abends zuvor hier bei mir eingetroffen. Es fiel mir auf, doch konnte ich mir den Grund nicht erklären. Da kam Morgens plötzlich der Eiſenbahn-Director zu mir, und auf einmal hieß es in Glückſtadt, der Herzog iſt angekommen. Er kam von Harburg mit dem Dampfſchiff. Die ganze Stadt war ſofort mit Fahnen und Flaggen geſchmückt, es war ein großer Jubel. Sie wiſſen's ja, Glückſtadt war immer eine Stadt von echt ſchleswig-holſteiniſcher Geſinnung."

Ja, dieſen Ruhm hat Glückſtadt immer mit Recht verdient. Aber Glückſtadt muß vor den andern ſchleswig-holſteiniſchen Städten noch beſonders gelobt werden. Glückſtadt hat in ſeiner politiſchen Stellung im Lande immer die deutſche Nationalität rühmlichſt vertreten, ſonſt iſt es nie ſpecifiſch holſteiniſch geweſen — und das halte ich für einen beſondern Vorzug; — es hat ſich immer durch ſein Streben, durch ſeine Hoffnungen, durch ſein reges politiſches Leben ausgezeich-

net. Glückſtadt war einſt eine Feſtung, und Regierungsſitz des Landes. Jetzt, ſeit mehr als zwanzig Jahren, will Glückſtadt ein zweites Hamburg werden. Alle Hoffnungen Kiels und des ganzen Landes kommen nicht den Hoffnungen Glückſtadts gleich. Längſt hat es ſich dem ſchleswig-holſteiniſchen Provinzialismus entriſſen. Sein Streben iſt, eine Welthandelsſtadt zu werden. Glückſtadt iſt das Endziel einer Eiſenbahn, welche es mit Hamburg, mit Mitteldeutſchland, mit dem Süden verbindet; über das Meer hin verbindet es ebenfalls der Dampf mit England und Amerika, Dampfſchiffahrtslinien gehen von Glückſtadt nach Grimsby, nach Hull, nach Newyork. Wenn einſt die Elbe verſandet, denkt Hamburg Glückſtadt in ſeine Mauern aufzunehmen. Werden ſich alle dieſe Träume verwirklichen? Glückſtadt gebührt ein Lorbeerkranz unter allen Städten in Schleswig-Holſtein.

„Und haben die Bundescommiſſäre hier ordentlich aufgeräumt?“ fragte ich weiter.

„Es iſt ſo, wie überall. Glücklicherweiſe ſind hier nicht viel däniſch geſinnte Beamte. Aber der Präſident Burchardi mußte fort. Der Bürgermeiſter iſt ein alter Mann.

Da brauſte der Bahnzug von Itzehoe heran. Es

waren nur wenige Minuten Zeit. Ich ſprang in den Wagen und fort eilte der Zug nach Altona. Die Eiſenbahnlinie von Glückſtadt nach Altona führt mitten durch die Marſchen, durch dieſe wunderbare Gabe der Weſtſee. Alle Erinnerungen aus jener Zeit vor zwei Jahren, wo ich hier an der Weſtküſte das Land bereiſte, wurden wieder in mir wach. Die wunderbaren Halligen, jene einſamen Inſelbrocken, welche in der Nordſee ſchwimmen, vom Weſtorkane umbrauſt und oft zweimal des Tages von der ſalzigen Fluth des Meeres überflu-thet, wo die ſtillen und traurigen Menſchen wohnen, ſtiegen von neuem vor mir auf, ich hörte das Brauſen der Meereswogen, welche an das hohe Geſtade von Silt ſchlagen, ich dachte an die braven und tapferen Frieſen, deren „ſteife Nacken“ die däniſchen Hardesvögte, Schulmeiſter und Paſtoren nicht zu beugen im Stande geweſen ſind. Auch in die Stille und Einſamkeit der blumigen Marſchen, wo jene deutſchen Männer wohnen, welche ſich ſelbſt „die edlen, freien Frieſen“ (ela fria Friſena) nennen und auf die Hülfe der Brüder in Deutſchland warten, wird in einigen Tagen der Wind, welcher über die hügelumkränzten Buchten der Oſtſee weht, den Schall des Kanonendonners tragen, der ihnen die Freiheit verkündet, und ſie werden ſo gut-

müthig ſein, jene frechen Subjecte von Hardesvögten, Paſtoren und Schulmeiſtern, welche ſie Jahre lang gepeinigt haben, nicht todtzuſchlagen, ſondern ſie auf ihre Inſeln entkommen laſſen. Dann wird auch der brave Paſtor Müller ſeinem offenen Meeresgrabe auf dem einſamen Oland entſteigen, wohin ihn die däniſche Regierung verbannt hat. Rund um mich breitete ſich das eintönige Bild der Marſchen aus. Fette, fruchtbare Aecker, jeder Acker von einem Graben umzogen und von andern ſchmalen Gräben durchſchnitten, bildeten die Einzelheiten in dieſem eintönigen Landſchaftsbilde. Zuweilen umgaben ſie aus rothen Backſteinen gebaute Häuſer mit bunten Giebeln und hellgeſtrichenen Fenſtern. Die Häuſer lagen auf hohen „Wurten,“ Erddämmen, wodurch ſie vor dem eindringenden Waſſer geſchützt werden. Es iſt ein ſonderbares Land, dieſes Marſchland, originell, wie ſeine Bewohner, ganz verſchieden von dem Oſten des Landes. Immer weiter brauſte der Zug nach dem Süden. Mir gegenüber ſaß ein junger, elegant gekleideter Mann. Endlich, als er ſah, daß ich ihn nicht erkannte, redete er mich an.

Es war der Advokat Tiedemann aus Kiel. Jetzt erkannte ich ihn. Wir hatten uns Abends in der „Harmonie“ in Kiel geſehen. Der Advokat Tiede-

mann gehört zu jenen Männern, welche von Hamburg aus die Bewegung in den Herzogthümern nach dem Tode des Königs von Dänemark mit so großem Geschick und so großer Energie vorbereiteten. Die Proclamation des Herzogs von Schleswig-Holstein erfolgte wie mit einem Schlage im ganzen Lande, an jedem Orte, welcher von der dänischen Herrschaft befreit wurde. Der Herzog war die Fahne, um welche man sich schaarte, um endlich von Dänemark loszukommen. Man kannte den Herzog kaum im Lande. Aber er und das freisinnige Staatsgrundgesetz aus dem Jahre 1848 waren die Anker und die Hoffnungen einer zukünftigen deutschen und freisinnigen Regierung. Deshalb und von diesem Gesichtspunkte aus wurde die Proclamation mit einem solchen Jubel im Lande aufgenommen. Seit Jahren ist in Deutschland die Meinung überall absichtlich von der feudalen Presse, welche so sehr selbst das Gefühl ihrer nationalen Würde und Ehre verloren hat, daß sie aus Parteirücksichten selbst ein deutsches Land einer fremden Nation opfern möchte, verbreitet, daß die politische Gesinnung in den Herzogthümern eine höchst conservative sei. Die Lüge wurde in einer höchst perfiden Absicht verbreitet. Man wollte auf diese Weise den Herzogthümern die Sympathien der deutschen Liberalen

und Demokraten entziehen. Die Perfidie iſt nicht gelungen. Seit Jahren hat die feudale Preſſe in Deutſchland in der Nation ſelbſt allen Boden verloren. Aber ich widerſpreche hier dieſer mir auch in Deutſchland oft entgegentretenden vollkommen irrigen Anſicht. Nur ein ſehr geringer Theil des ſchleswig-holſteiniſchen Adels iſt conſervativ. In der großen Maſſe des Volkes herrſcht eine ſehr tüchtige, freiheitliche Geſinnung, welche bald mit Herzog Friedrich ein ſchleuniges Ende machen würde, wenn es ihn einmal gelüſten ſollte, gegen das von ihm beſchworene Staatsgrundgeſetz zu regieren. Mit einer wahren Freude werde ich mich immer der großen Deputation der Dithmarſen erinnern, als ſie dem Herzog huldigten. Sie ſprachen nur von den großen und altberühmten Freiheiten ihres Landes, jener uralten Bauernrepublik, von ihrem Willen und von ihrem Haß gegen die Dänen, gegen welche ſie alle zuſammenhalten müßten. Keine Spur von Unterthänigkeit oder Devotion. Es iſt ja auch natürlich. In ganz Schleswig-Holſtein herrſcht eine durchaus ſelbſtſtändige, freie Gemeindeverwaltung. Seitdem Holſtein von den Bundestruppen beſetzt iſt, hat jene Verbindung von Patrioten, zu denen Advokat Tiedemann gehört, ihren Sitz nach Kiel verlegt, um das gleiche Werk, was ſie

für Holstein mit so großem Geschick geleitet, für Schleswig vorzubereiten. Ich fragte ihn darnach, wie weit die Sache gediehen sei. „Graf Eduard Baudissin habe mir in Kiel gesagt, daß man fertig sei.“ —

„Ja,“ rief er lachend aus. „Wir sind fertig. Alles ist auf's Beste von der Königsau bis zur Eider arrangirt. Jetzt können sie einrücken, die Oesterreicher und die Preußen. Mögen sie kommen. Zwischen all dem Kanonendonner wird der Wille des schleswigschen Volkes sich aussprechen, so laut, daß man ihn in ganz Europa vernehmen soll. War die Sache in Holstein nicht gut arrangirt?“

— „Vortrefflich. Es ist auch das einzige Mittel, um alle diese diplomatischen Ränke todt zu machen. Wir wollen doch einmal sehen, wer schließlich Sieger bleibt, sie oder wir? Ich habe die Ueberzeugung, wir. Der Wille der Nation entscheidet heute über ihr Schicksal. Nur Raum, um ihn zu proclamiren. Und diesen Raum verschaffen uns die österreichischen Kanonen und Bajonnette.“

Der Zug hielt. „Elmshorn!“ riefen die Schaffner. Elmshorn ist jenes stattliche Kirchdorf, wo die große Landesversammlung, welche aus fast zwanzigtausend Männern bestand, in dem Herzog Friedrich von Schles-

wig-Holstein das Princip der Lostrennung von Dänemark und die staatliche Selbstständigkeit des Landes proclamirte. Das große Bahnhofsgebäude war mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt. Der ganze Bahnhof bot einen höchst kriegerischen Anblick, wie fast alle Bahnhöfe des Landes in diesem Augenblick.

Ueberall Gruppen hannoverscher und sächsischer Soldaten, welche mit der Eisenbahn nach Altona zurück befördert wurden und den Abgang des für sie bestimmten Zuges erwarteten. Es herrschte eine nichts weniger, wie angenehme Stimmung unter diesen braven Truppen, welche weit lieber die Schanzen bei Friedrichsstadt gestürmt hätten, als daß sie die Quartiere in Altona bezogen. Auch sie konnten nicht begreifen, weshalb sie die Ehre, die Dänen aus Schleswig zu vertreiben, den Preußen und Oesterreichern überlassen sollten. „Wir hätten das auch gekonnt," rief ein Unterofficier aus, „eben so gut wie die Preußen. Warum hat man uns nicht die Sache überlassen?" — „Was sollen wir sagen, wenn wir nach Hannover zurückkehren?" rief ein Anderer. „Habt ihr die Dänen aus Schleswig vertrieben?" wird man uns fragen, „und wir müssen sagen, Nein, wir haben in Altona im Quartier gelegen."

— „Ich ſchäme mich wieder in Dresden einzuziehen,“ ſagte ein ſächſiſcher Jäger, ſeinen Torniſter aufſchnallend. „Wie hat man uns entlaſſen, und wie kehren wir wieder zurück? Ich wollte lieber, mich hätte eine Kugel beim Sturm auf das Danewerk getroffen, als daß ich das erleben muß.“

Sowohl die Unterofficiere, wie die Soldaten waren vollkommen von dem, was in Schleswig-Holſtein vorging, unterrichtet. Das Mißtrauen, welches die Bevölkerung ergriff, als man von dem bevorſtehenden Einmarſch der Preußen und Oeſterreicher hörte, hatte ſich auch unter den hannoverſchen und ſächſiſchen Truppen geltend gemacht, und dies entſprang nicht aus kleinlichem Neide, in ihrer militäriſchen Ehre zurückgeſetzt zu ſein, es wurzelte im Gang der Dinge, welchen die deutſche Sache in Schleswig-Holſtein vor zwölf Jahren mit dem Einmarſch der Oeſterreicher und Preußen genommen hatte. Sie fürchteten eine Wiederholung jenes traurigen Schauſpiels. Ganz ſo war die Stimmung unter den Sachſen und Hannoveranern auf dem Bahnhofe zu Elmshorn. Daß der Bundestag in Frankfurt ſie bloß zur Execution in Holſtein beſtimmt hatte, und daß ein Einmarſch in Schleswig von den Regierungen, denen ſie dienten, gar nicht beſchloſſen

war, kümmerte dieſe braven Soldaten nicht. Derartige Unterſcheidungen machten ſie nicht. Sie Alle belebte nur ein Gedanke, den verlaſſenen Bruderſtamm in Schleswig von der Herrſchaft der Dänen zu befreien.

Da drängte ſich ein Mann durch die Gruppen der Soldaten, den ich kannte, ohne in meinem Gedächtniß den Ort wieder finden zu können, wo ich ihn geſehen hatte. Es war Dr. Hager, praktiſcher Arzt in Crempe, einem kleinen Ort, welcher zwiſchen Itzehoe und Glückſtadt liegt, einer der bravſten Patrioten in Holſtein. Wie er äußerte, ſtand es in ſeinem Kreiſe gerade ſo, wie überall im Lande. Bei der Bevölkerung Aufopferungsfähigkeit genug, und überall der Wunſch, ſie nur in Anſpruch genommen zu ſehen. Leider ſcheine ſowohl in Kiel, wie bei den Bundescommiſſären alle Initiative, die Sache des Landes auf den richtigen Weg zu führen, zu mangeln. Auch in ſeinem Diſtrict ſeien die ganz offen däniſch geſinnten Beamten, welche immer den Intereſſen der däniſchen Regierung in Holſtein gedient hätten, bis jetzt ihrer Aemter nicht entſetzt worden. Alle däniſchen Wühlereien und Intriguen nähmen unter ihrem Schutze den allerbeſten Fortgang.

So ſei der däniſch geſinnte Poſtmeiſter Munderloh ganz ungeſtört in ſeinem Amte verblieben.

Ich wunderte mich über gar nichts mehr, was mir nach dieſer Richtung hin erzählt wurde. Hatte ich doch dieſelbe Klage überall im ganzen Lande, welches ich jetzt wieder von Süden nach Norden und von Oſten nach Weſten hin durchreiſt hatte, gehört. Was hilft die Zähigkeit im Widerſtande allen diplomatiſchen Ränken und Intriguen gegenüber, welche augenblicklich wieder im Gange ſind, um die Sache Schleswig-Holſteins von Neuem zu verrathen? Die Armen hoffen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, auf den Deutſchen Bund und die europäiſche Diplomatie!

Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben. In Geſellſchaft meines ärztlichen Freundes aus Crempe fuhr ich nach Altona. Wagenzüge mit öſterreichiſchen und preußiſchen Infanteriemaſſen, welche über Elmshorn und Neumünſter nach Norden geführt wurden, begegneten uns zu wiederholten Malen. „Hurrah!“ und „Schleswig-Holſtein!“ tönte uns aus ihnen, wenn die Züge aneinander vorüberſauſten, entgegen. „Hoch Schleswig-Holſtein!“ riefen auch wir. Ich aber konnte mich bei jedem Wagenzug, der vorüberflog, eines traurigen Gefühls nicht erwehren. Ich kannte die außerordentlichen Befeſtigungen, welche der Deutſche Bund den Dänen zwölf Jahre Zeit gelaſſen hat, an der

Treene und Schley anzulegen; ich kannte jede Schanze, jede Kanone, mit denen die Schanzen armirt waren, von den kleinen Sechspfündern an bis zu den großen Vierundachtzigpfündern, welche bald ein mörderiſches Feuer ſpeien und ganze Colonnen niederreißen werden. Tauſende von Euch, Ihr Unglücklichen, dachte ich, die Ihr da mit dem Hurrah für Schleswig-Holſtein vorüberſauſt, erblicken binnen vierzehn Tagen das goldene Licht der Sonne nicht mehr. Und weshalb ſterbet Ihr, weshalb fallet Ihr in der Schlacht? Um den Verrath einmal in anderer Weiſe in Scene zu ſetzen, wie vor zwölf Jahren. Das iſt der ganze Unterſchied.

In Altona herrſchte große Aufregung. Die Bundescommiſſäre hatten den mir unbegreiflichen Fehler gemacht, den däniſchen Propſt Nievert wieder in ſein Amt einzuſetzen, nachdem die allgemeine Verachtung der Bürgerſchaft ihn daraus vertrieben hatte. Ein fürchterlicher Skandal in der Kirche war die Folge geweſen. Der Skandal war ſoeben beendigt, als ich in Altona eintraf. Mich wunderte nur das Verfahren der Bundescommiſſäre, über die Frechheit des däniſchen Paſtors wunderte ich mich gar nicht. Alle däniſchen Paſtoren, welche ſeit zwölf Jahren in Schleswig die Kanzel beſteigen, zeichnen ſich durch die coloſſale Frechheit aus,

der öffentlichen Meinung in einer unglaublichen Weise Trotz zu bieten. Die ganze Ebene zwischen Altona und Hamburg war mit preußischen Infanteriezügen bedeckt, welche nach dem Altonaer Bahnhof marschirten, um an die Eider befördert zu werden. Ganz Hamburg war voll österreichischer Soldaten und täglich kamen neue Züge an. Der greise Feldmarschall v. Wrangel wohnte im Hôtel de l'Europe. Als ich am andern Morgen zu ihm ging — es war erst neun Uhr — traf ich den alten Herrn bereits in voller Uniform, von seinen Generalstabsofficieren umgeben. Er wollte nichts von meiner Anerkennung im Hauptquartier wissen, und entschuldigte sich mit directen, von allerhöchster Stelle ergangenen, Befehlen. Nun, dachte ich, so werde ich mich ohne Anerkennung auf dem Kriegsschauplatz aufhalten, wo ich will. Die Dänen haben mich auch nicht anerkannt, aber ich habe sie zur Anerkennung gezwungen. In acht Tagen vor den Schanzen von Missunde, alter Feldmarschall! —

Zwölftes Kapitel.

Die Bundescommissäre und ihre Regierung in Holstein; der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein und seine Minister.

Die Bundescommissäre und ihre Regierung.—Die dänischen Beamten in Holstein.—Steemann. — Springer.—Moltke. —Levezau. — Bargum. — Kastagne. — Dumreicher u. s. w. — Verbot der Wehrvereine. — Propst Nievert in Altona. — Das Briefgeheimniß. —Die Presse. — Die „Zeit". — Das büreaukratische Schema. —Der Herzog von Schleswig-Holstein; seine Persönlichkeit und Charakteristik. — Die Minister. — Geh. Staatsrath Francke.— Geh. Reg.-Rath Samwer.—Oberst Du Plat. —General v. Stutterheim. — Major v. Schmidt. — Graf Ludwig zu Reventlow und der Landesausschuß in Kiel. — Die Vereine in Schleswig-Holstein. — Die äußerste Linke in Kiel. — Graf Eduard Baudissin. — Graf Adelbert Baudissin. — Advokat Richard v. Nergardt. — Der Zimmermeister Riepen. — Charakteristik der Regierung des Herzogs und seiner Minister.

Der erste Akt, die Vollstreckung der Bundesexecution in Holstein, ist vorüber. Es war der Akt einer Komödie. Beifallsklatschen, Massenversammlungen, Illuminationen, Hochrufen, Proclamationen, Huldigungsdeputationen haben ihn von der ersten bis zur letzten

[illegible] Kein Schuß ist im ersten [illegible] Wochenlang standen [illegible] Vorposten unthätig an [illegible] einander gegenüber. [illegible] und der von Kugeln [illegible] sind nicht einmal auf [illegible] Truppenmassen bil- [illegible] Fahnen und Kanonen das [illegible] Er schließt wenig- [illegible] kriegerischen Decoration.

[illegible] des ersten Aktes treten jetzt von [illegible] verschwinden so hinter der kriege- [illegible] daß sie vor den Truppenmas- [illegible] vor dem Trommelwirbel, vor dem Kanonen- und [illegible] nicht mehr bemerkt werden. Die Schau- [illegible] des ersten Aktes waren die beiden Bundescom- [illegible] der Herzog von Schleswig-Holstein mit seinen drei Ministern und die Spitzen der schleswig-holsteini- schen Vereine, welche die Bewegung im Lande leiteten oder wenigstens zu leiten suchten. Haben sie ihre Rol- len gut oder schlecht gespielt? Billigerweise muß man die entscheidende Antwort auf diese Frage bis nach dem Schluß des zweiten Aktes aufschieben, daß das Ende desselben Vortheile für sie in die Wagschale legen könnte,

welche momentan noch nicht ersichtlich sind. Jedenfalls treten sie aber ohne jeden Applaus ab. Weder Schleswig-Holstein, noch das gemeinsame, große deutsche Vaterland applaudirt. Und der Mangel an Beifall ist bei einem Schauspieler ein schlechtes Zeichen für die Durchführung seiner Rolle. Es wäre leicht gewesen, den ersten Akt der Komödie als Schauspiel zu schließen. Der Beifall war dann unzweifelhaft, wie der Erfolg für Schleswig-Holstein von großer Bedeutung gewesen wäre. Vergebens habe ich bei allen Denen, welche die ersten Rollen in der Komödie gespielt haben, darauf hingewiesen. Auch General v. Stutterheim hat dies gethan. Sie haben nicht die Energie zu dieser Aktion gehabt. Das Urtheil darüber kann, wie gesagt, nur bis zu Ende des zweiten Akts noch zweifelhaft sein. Aber ein politischer Fehler gilt zuweilen vor dem Urtheil der Weltgeschichte als Verbrechen.

Nur über zwei Schauspieler des ersten Akts kann das Urtheil bei Beendigung desselben keinen Augenblick mehr zweifelhaft sein. Es sind die beiden Bundescommissäre. Das erste Erforderniß ihrer amtlichen Thätigkeit hätte in der Entfernung wenigstens aller der dänischen Beamten bestehen müssen, welche die Spitzen von Verwaltungszweigen bildeten und welche in den

letzten Jahren das däniſche Intereſſe gegen das Intereſſe des Landes vertreten hatten. Nicht allein die Genugthuung, welche man dem moraliſchen Bewußtſein des Volkes ſchuldig war, ſondern die Sicherheit der eigenen Regierung und Verwaltung des Landes verlangten die Abſetzung wenigſtens dieſer Beamten gebieteriſch. Und nirgends iſt es geſchehen. Die „Levezau“, die „Springer“, die „Moltke“, die „Bargum“, die „Kaſtagne“, die „Dumreicher“, die „Steemann“, die „Hillmer“, die „Krüger“, und die „Stoldt“ ſtehen noch überall im Lande an der Spitze großer Verwaltungen. Ganz verkehrterweiſe iſt die Thätigkeit der Bundescommiſſäre, wie ſchon einige Male erwähnt wurde, von manchen Organen der deutſchen Preſſe als revolutionär dargeſtellt worden. Wer in Holſtein die Verhältniſſe kennt, muß darüber lachen. Willemoes-Suhm wäre heute noch Polizeimeiſter in Altona, wenn der brave Ecksdorf nicht mit ihm ein Ende gemacht, und Scheel ſäße noch heute als Landdroſt in Pinneberg, wenn ihn nicht der Lärm einer großen demonſtrativen Verſammlung von Pinneberg bis nach Flensburg gejagt hätte! Und wie ſie jetzt wühlen im Lande, wie ſie horchen, wie ſie fuchsſchwänzen, wie ſie intriguiren, wie ſie nach Kopenhagen denunciren und berichten, wie

ie für „Gammel Danmark“ arbeiten, wie ſie nur den Moment erwarten, um wieder umzuſchlagen, dieſe heimlichen Dänen und Renegaten; — ſie können ja unter dem Schutze ihrer „Levezaus“, ihrer „Springer“ und „Dumreicher“ ganz ungeſtört weiter arbeiten! Wer hindert ſie? Niemand! Die Intrigue und die Beſtechung wird Seitens der däniſchen Beamten und Agenten ganz offen im Lande betrieben. Bis zur Aufhebung des däniſchen Oberpoſtamts in Hamburg konnte man nicht einen Brief nach Deutſchland ſicher aufgeben. Abgeſehen davon, daß die meiſten Poſtmeiſterſtellen in Holſtein noch in den Händen däniſcher Kreaturen ſind, controlirte das däniſche Oberpoſtamt in Hamburg jeden aus Schleswig-Holſtein kommenden Brief, und der däniſche Oberpoſtmeiſter in Hamburg hatte die däniſche Dreiſtigkeit, die fortwährende unverbrüchliche Wahrung des Briefgeheimniſſes zu behaupten, während die Klagen über täglich verloren gehende, erbrochene und unterſchlagene Briefe notoriſch waren. Jahrelang habe ich mich während meiner Agitation für Schleswig-Holſtein mit dieſem däniſchen Oberpoſtamt umherſchlagen müſſen. Ich hatte mir auf dem Comptoir eines Hamburger Handlungshauſes eine eigene Poſtanſtalt hergerichtet. Alle meine Briefe in die Herzogthümer gingen an dieſes

Handlungshaus, wurden von dort durch einen Boten über die Grenze getragen und dann in Altona aufgegeben, während umgekehrt die Briefe, welche ich aus Schleswig-Holstein empfing, denselben Weg nahmen. Nur in dieser Art und Weise war eine sichere Verbindung zwischen mir und meinen zahlreichen Agenten jenseits der Elbe und Eider möglich. Durch Absetzung der dänischen Postbeamten in Altona, Kiel, Rendsburg, Neumünster, Itzehoe, Glückstadt und auf den anderen Poststationen in Holstein und durch Einrichtung eines holsteinischen Postamts in Altona oder Hamburg wäre dem Uebel vollkommen abgeholfen gewesen. Aber es geschah nichts; schließlich, als die Unsicherheit und die Verwirrung grenzenlos wurde, erhoben sich die Bundescommissäre zu der That, dem dänischen Oberpostamt in Hamburg zwei Beamte beizugeben, deren Thätigkeit darin bestehen sollte, den Durchgang aller aus den Herzogthümern kommenden Briefe zu beaufsichtigen.

Es war eine halbe Maßregel, welche zu gar nichts nützte. Was meint der frühere dänische Oberpostmeister in Hamburg, Graf Holck, haben ihn diese beiden, von den Bundescommissären angestellten Beamten jemals in seinen Pflichten gegen seine Regierung in Kopenhagen irgendwie gehindert oder hindern können,

wenn sie es auch wollten? Nicht wahr, Herr Graf, wir lachen alle Beide, Sie, wenn Sie diese Worte lesen, und ich, während ich sie schreibe? Um solche Kleinigkeiten hat sich die mit Zähigkeit und Energie ihre Zwecke verfolgende dänische Regierung niemals bekümmert. Es war auch wirklich lächerlich. Staatsrath Francke hatte sich, Angesichts dieser Unsicherheit in Bestellung der Briefe, eine eigene Post hergerichtet. Ein Courier ging in der Person eines Eisenbahnschaffners täglich von Kiel nach Hamburg. In einem großen leinenen Beutel eingepackt beförderte er alle von der herzoglichen Regierung in Kiel ausgehenden Briefe an ein Hamburger Handlungshaus, und von dem Comptoir desselben wurden sie dann auf die verschiedenen Postanstalten in Hamburg aufgegeben. Auch meine Briefe fanden in dem Geheimniß dieses leinenen Beutels wochenlang ihren sichern Weg an dasandere Ufer der Elbe. Eines Nachmittags kam ich zum Staatsrath Francke, um ihm wiederum einige Briefe zur Besorgung einzuhändigen. Er packte gerade den leinenen Beutel. „Heute ist es nun das letzte Mal," sagte er, indem meine Briefe ihren Weg in den leinenen Beutel fanden.

„Und weshalb das letzte Mal, Herr Staatsrath?

Hat das dänische Oberpostamt in Hamburg zu existiren aufgehört?"

„Nein, das nicht," erwiederte er, indem er das innere Ende des Bandes mit einem Bande und einem Siegel versah, „aber die Bundescommissäre haben dem dänischen Oberpostamt in Hamburg zwei Beamte beigegeben, welche den ächten Durchgang aller Briefe beaufsichtigen."

„Halten Sie den Durchgang der Briefe durch Hamburg denn für ächt?"

„Gewiß, ich zweifele nicht daran."

„Aber ich," sagte ich lachend, „von morgen an werde ich mir mein eigenes Oberpostamt wieder in Hamburg errichten, wie ich es früher hatte."

Daß die Unächtheit in der Briefbestellung in Holstein auch nach der Anstellung der beiden Beamten der Bundescommissäre ganz dieselbe blieb, brauche ich wohl nicht zu sagen. Statt hundert Beweise für meine Behauptung, welche ich liefern könnte, will ich nur einen geben. Er besteht in einer Eingabe des Correspondenten der Nationalzeitung und der Hamburger Nachrichten, des Herrn Dr. Heinrich Mahler an die Bundescommissäre. Sie lautet wörtlich:

„Seit dem Beginn der schleswig-holsteinischen Be-

wegung halte ich mich im Lande als Specialcorreſpon-
dent auf. Ueber verſpätetes Eintreffen rechtzeitig auf-
gegebener Briefe hatte ich zum Oefteren zu klagen. Dann
beſcheinigte mir die „Nationalzeitung“, daß zwei
meiner Briefe gar nicht angekommen ſeien. Auch ſind
meine Briefe aufgeſchnitten oder in anderen Couverts,
als in den urſprünglichen, den Adreſſaten zugegangen.
Ich ſelbſt erhielt neulich einen Brief, auf deſſen Adreſſe
ich als Correſpondent verzeichnet war, geöffnet zurück.
Auf in der Nationalzeitung angeführte Thatſachen we-
gen Verletzung des Briefgeheimniſſes antwortete das
däniſche Oberpoſtamt mit Schimpfreden, indem es von
„böswilligen Verläumdungen“ ſprach. Und doch iſt
die Klage über die däniſchen Poſtbehörden im ganzen
Lande eine allgemeine.“

Aber was kümmerten ſich die „Hohen Bundescom-
miſſäre“, welche nie vergaßen, ihr „Wir“ mit einem
großen Anfangsbuchſtaben zu ſchreiben, um die Klagen
des Landes! Sie verwalteten ihr Amt nach einem ſelbſt
zurechtgemachten bureaukratiſchen Schema, und ſchienen
gar keine Ahnung davon zu haben, daß ſich das Land,
welches ſie zu verwalten hatten, mitten im Zuſtande einer
Revolution befand. Daß ſie von den Zuſtänden dieſes
Landes nicht unterrichtet waren, werden ſie mir doch

wohl nicht einreden wollen. Der Präsident Rathjen, Schwager des Staatsraths Francke, war ihnen in ihrer Verwaltung zur Seite, und dieser Mann mußte die holsteinischen Zustände ganz genau kennen. Jedenfalls war es ihre Pflicht, diese Zustände zu studiren, wenn sie ihnen wirklich unbekannt waren. Aber, um nur beispielsweise nochmals darauf zurückzukommen, die Unsicherheit in der Postverwaltung dauerte gerade so lange, wie das dänische Oberpostamt in Hamburg dauerte. Daß es aufgehört hat, ist bekanntlich nicht das Verdienst der Bundescommissäre. Ich habe bereits eine ganze Reihe dänischer Oberbeamten angeführt, welche zum Schaden des Landes noch heute in Holstein sich im Besitz ihrer Aemter befinden; ich will hier nur noch die Beamten in Kiel anführen, welche sämmtlich noch heute ihre Stellen im dänischen Interesse verwalten, und um deren Dasein sich die „Hohen" Bundescommissäre gar nicht zu bekümmern scheinen. Ihre Namen sind in ganz Holstein notorisch. Sie heißen: Etatsrath Schröder; er verwaltet das wichtige Amt eines Oberzollinspectors, war, leider Schleswiger von Geburt, immer dänisch gesinnt und steht einer großen Kasse vor; Polizeimeister Gußmann — man nennt ihn in Kiel den „Mantelträ-

ger", auch den „Kautſchukmann" —; Poſtmeiſter v. Holſtein; Zollamts-Aſſeſſor Martens — er lief vor Schreck vor der Revolution fort und kam dann wieder, als er ſah, daß die Revolution gar nicht gefährlich war —; Dumreicher, Präſident des Oberappellationsgerichts, und die Räthe Schmidt und Franke; der berüchtigte Bürgermeiſter Bargum — der Sturz der däniſchen Herrſchaft zog ihm eine kleine Gehirnerſchütterung zu —; der däniſche Oberſachwalter Kaſtagne. Ich erwähne hier nur die obern Beamten in Kiel; die Namen der untern würden eine ganze Seite füllen. Aber ſtatt von der Entfernung aller dieſer däniſchen Beamten, als erſtem Grundſatz ihrer Verwaltung, auszugehen, weigerten ſich die Bundescommiſſäre, das von der däniſchen Regierung gegen das in Hamburg erſcheinende ſchleswig-holſteiniſche Organ, die „Zeit", ausgeſprochene Verbot wieder aufzuheben, weil das Blatt das Volk zur Entfernung der däniſchen Beamten auffordere. Die „Zeit" war und blieb verboten, und ihr Redacteur, der bekannte, vielfach von der däniſchen Regierung verfolgte Advocat Römer, ſah ſich genöthigt, in „den Schleswig-Holſteiniſchen Blättern" in Kiel ein anderes Organ zu gründen. „Und warum habt ihr denn nicht ſelbſt in

dem Momente, wo die Bundestruppen ins Land einrückten, alle däniſchen Beamten zum Teufel gejagt?“ fragte ich einen Freund in Altona, dem man Mangel an Energie nicht vorwerfen kann. „Sie wären ja ſämmtlich vor dem erſten Sturm davon gelaufen.“

„Sie kennen ja den Bruderſtamm zwiſchen der Elbe und Königsau,“ erwiederte er ſeufzend, „ſeinen Sinn für geſetzliche Gerechtigkeit und Ordnung, ſeinen Mangel an Initiative und ſeine Abneigung gegen revolutionäre Akte. Manche derartige Verſuche ſind von der Bevölkerung ſelbſt mit der Bemerkung abgewieſen worden: ‚De Kährls mütet doch ordentlich affettet wären.‘ (Die Kerle müſſen doch ordentlich afgeſetzt werden.)“

Ich gehöre gewiß zu Denen, welche die Tugenden des Volksſtammes zwiſchen Elbe und Königsau in reichſtem Maße zu ſchätzen wiſſen. Seine Wahrheitsliebe, ſein Gerechtigkeitsſinn, ſeine Zähigkeit im Widerſtande, ſein Feſthalten an einmal gewonnenen Ueberzeugungen, ſeine Aufopferungsfähigkeit ſtehen einzig unter allen deutſchen Volksſtämmen da, — aber ſeine oft apathiſche Ruhe und der Mangel alles revolutionären Feuers, welcher nach zwei oder drei Freudentagen über die Befreiung von der däniſchen Herrſchaft die Lampen wieder erlöſchen und die Fahnen wieder ab-

nehmen ließ, hat mich oft zur Verzweiflung gebracht. „Aber Sie können Ihren Bruderſtamm nun einmal nicht anders machen, als wie er iſt, Herr Doctor," bemerkte mir bei einer ähnlichen Gelegenheit der Staatsrath Francke ſehr richtig. Als die aus mehr wie dreihundert Perſonen beſtehende Deputation der Dithmarſen in Kiel durch die Holſtenſtraße nach Düſternbrook zog, ſagte ein Bürger: „Aber man hätte die Stadt doch heute feſtlich mit Fahnen und Kränzen ſchmücken müſſen!" — „Nun, es hätte ja nur befohlen zu werden brauchen," erwiederte der Andere. Die Antwort iſt zu charakteriſtiſch für den Mangel an Initiative in der holſteiniſchen Bevölkerung. Neapel feierte täglich drei Monate hindurch den Einzug Garibaldi's. Wenn der Herzog von Schleswig-Holſtein heute eine freiwillige Steuer von einer halben Million ausſchriebe, ich glaube, die Ausſchreibung würde geringen Erfolg haben; aber, wenn er zum Wohle Schleswig-Holſteins eine ſolche Beſteuerung befehlen würde, man würde mit einer Million binnen acht Tagen antworten.

Aber ich komme wieder auf die Thätigkeit der Bundescommiſſäre zurück, und frage ſie: Was haben ſie im Intereſſe Holſteins während ihrer mehrmonatlichen Verwaltung gethan? Alle offenen und heimlichen

Dänen und Renegaten haben sie ruhig im Besitz ihrer Aemter gelassen. Die Entlassungen des Stadtpräsidenten Wridts und des Postmeisters v. Meyern in Rendsburg sind einzelne, fast gar nicht ins Gewicht fallende Ausnahmen und waren erst die Folge eines wahren Sturmes von Gesuchen, Beschwerden und Deputationen. Der preußische Regierungscommissar v. Zedlitz und Graf Revertera haben in Schleswig mehr in einer Stunde getham, wie sie in drei Monaten. Abgesehen davon, daß die Macht der dänischen Regierung in Holstein besonders in den Personen ihrer Creaturen beruhte, mit denen sie alle Stellen von Bedeutung in der Justiz und Verwaltung besetzte, so flößte auch das Zaubersystem und das negative Verhalten der Bundescommissäre der Bevölkerung das gerechteste Mißtrauen gegen die ernstliche Durchführung der Bundesexecution ein. Die schon in ihrem innersten Wesen etwas apathische Stimmung der holsteinischen Bevölkerung nahm dadurch eine noch lauere Färbung an. „Wozu das Alles?“ erwiederten mir die Landleute, wenn ich ihnen Vorwürfe über ihre laue Stimmung machte, „wozu das? die Dänen kommen ja doch wieder, und dann haben wir die Folgen für das Alles zu tragen, was wir gegen Dänemark unternommen haben.

Wir haben das ja schon einmal kennen gelernt und bezahlen noch heute an den Kriegskosten." — „Weshalb habt Ihr die Pferde geliefert?" fragte ich die Bauern in der Umgegend von Itzehoe, „warum habt Ihr Euch nicht gewehrt? Es handelte sich ja blos um einige Tage Widerstand." — „Die Dänen bestrafen den Ungehorsam sehr hart," hieß es dann, „und wir werden sie ja doch nicht los." Und kann man den Menschen Unrecht geben? Die Erinnerung an die verrätherische Ueberlieferung aus dem Jahre 1851 ist noch frisch in Aller Munde und Gedächtniß. Und die Bundescommissäre haben wahrlich nichts gethan, um eine solche Erinnerung auszulöschen. Was haben sie gethan, um die Holsteiner, welche in der dänischen Armee festgehalten wurden, aus ihrer Gefangenschaft zu erlösen? Abweisende Antworten gegeben oder die Sache an den Bundestag überwiesen, sich mit dem Mangel an Vollmachten entschuldigend. Und der Bund? Er hat es ja Monate hindurch nicht dazu bringen können, die Anerkennung des Herzogs von Schleswig-Holstein auf die Tagesordnung zu setzen. Es gehört wirklich die Ruhe und der gesetzliche Fanatismus der Holsteiner dazu, sich eine derartige Verwaltung gefallen zu lassen und nicht täglich einen Aufstand zu machen. Die Zu-

gehörigkeit der zwischen Eider und Sorge gelegenen Dörfer zu Holstein hat niemals einem Zweifel unterlegen. Nur dänische Frechheit konnte behaupten, daß sie zu Schleswig gehörten. Trotz alledem blieben die Bundestruppen ganz ruhig an der Schleußenbrücke stehen, als es den Dänen plötzlich einfiel, jenseits der Brücke Kehrt zu machen. Die ganze Bundesarmee wich vor einer frechen dänischen Behauptung und vor zwei dänischen Bajonnetten zurück. Ich will daraus weder dem braven General v. Haake, noch den braven sächsischen Truppen einen Vorwurf machen; an ihnen hat es wahrhaftig nicht gelegen, wenn die Dänen nicht noch im alten Jahre aus den holsteinischen Dörfern hinausgeworfen wurden; aber die Bundescommissäre haben unverantwortlich gehandelt, daß sie dem General v. Haake Halt geboten. Und wenn sie wirklich über die Zugehörigkeit der Dörfer zu Holstein hätten in Zweifel sein können, die Räumung mußte dennoch im Interesse des Landes erfolgen. Einige über die Schleußenbrücke abgefeuerte Schüsse hätten das Engagement mit den Dänen zu Stande gebracht, und der Bund wäre über die vollendete Thatsache zur Tagesordnung übergegangen, wie er über Alles zur Tagesordnung übergeht. Haben denn die „hohen“ Bundescommissäre

gar nicht eingesehen, daß die vierwöchentliche Lage der Dinge an der Schleußenbrücke in Rendsburg lächerlich war? Und die Dänen wollten nur den Versuch machen, sich in den holsteinischen Dörfern festzusetzen; sie haben gar nicht erwartet, daß man sie nicht angreifen würde. Auf den andern Tag waren Hunderte von Wagen in den holsteinischen Dörfern bestellt, um die Bagage und die Vorräthe der dänischen Armee rückwärts zu befördern, so gewiß erwartete General de Meza den Angriff der Bundestruppen. Haben denn die Bundescommissäre das nicht gewußt? Wenn ich es weiß, mußten sie es doch auch wissen. Die Dänen haben in ihrem Rückzuge aus Holstein selbst nicht gewußt, wo sie Halt machen sollten; schließlich kamen sie auf den Gedanken, die Befestigungswerke in Rendsburg zu halten; aber ich glaube, wenn sie den Gedanken ausgeführt hätten, die Rendsburger Altstadt durch die auf dem Jungfernstiege angelegte Palissadenreihe von der Neustadt zu trennen und mit den Kanonen am „Südjütlandsbrückenkopf" die Zugänge zu bestreichen, die Bundescommissäre hätten ihre Truppen vor dieser erbärmlichen Palissadenreihe Halt machen lassen. Die Dänen haben ja oft behauptet, daß Rendsburg zu Schleswig gehöre. Ich halte es, mag nun die Sache

endigen, wie sie will, jedenfalls für ein Glück, daß die preußischen und österreichischen Truppen die Dänen aus Schleswig geworfen haben. Wäre es bei der Bundesexecution geblieben, die Dänen säßen noch heute in den holsteinischen Dörfern und die Bundescommissäre würden noch heute den an sie deshalb abgesandten Deputationen antworten, daß die Entscheidung in der Sache lediglich dem „hohen" deutschen Bunde gebühre, welcher damit durchaus nicht zum Schlusse kommen könne, dem sie aber nicht vorgreifen könnten.

Aber die Thätigkeit der Bundescommissäre ist ja nicht allein negativ gewesen, sie hat sich ja auch in positiver Weise geäußert. Sie haben die dänische Reichsmünze abgeschafft. Aber es ist auch ihre einzige That; denn die holsteinische Regierung, welche sie in Kiel einsetzten, ist ja nur ihre eigene Executivbehörde. Dann kamen eine lange Reihe administrativer und polizeilicher Maßregelungen. Sie tragen sämmtlich einen der Entwickelung der holsteinischen Bewegung feindlichen Charakter; statt daß es gerade die Aufgabe der Bundescommissäre gewesen wäre, diese Bewegung zu stärken und zu unterstützen. In der Furcht vor revolutionären Bewegungen liegt für diese administrativen und polizeilichen Maßregelungen gar keine Veranlassung. Wer

revolutionäre Bewegungen in Holstein fürchtet, kennt das Land ganz und gar nicht. Wenn ein Volk sich die „Levezaus", die „Bargum" und die „Kastagne" nach der Revolution weiter gefallen läßt, ohne es einmal zu einer gewaltthätigen Handlung gegen diese Trabanten Dänemarks, geschweige denn zu einem Aufstande kommen zu lassen, dann braucht man wahrhaftig keine Furcht vor der Revolution in diesem Lande zu haben. Aber sehen wir uns diese Maßregelungen an. Da ist das Verbot gegen die „Wehrvereine." Alte Bassermannsche Gestalten müssen dabei den Bundescommissären erschienen sein. Aber ein bewaffneter Mensch, wenn er nicht im „herrlichen Kriegsheere" in Reih und Glied steht, ist ja eine Erscheinung, vor der man wirklich Furcht haben muß. Und der Herzog hätte ja eines Tags in Kiel die Geduld verlieren können. Er hätte sich ja selbst zum Herzog von Schleswig-Holstein proclamiren können, ohne vorher die Anerkennung des hohen deutschen Bundes abzuwarten, und dann hätte man aus diesen Wehrvereinen eine kleine Armee bilden können. Und zu welchen Dingen wäre diese Armee fähig gewesen? Deshalb mußten die Wehrvereine verboten werden. Mit dem Verbote dieser Wehrvereine war die Organisation der „Revolutionsarmee" in

ihrem innerſten Weſen geſtört. Und die Holſteiner ließen ſich dies Verbot der Wehrvereine wirklich gefallen. An einigen Orten exercirte man lächerlicher Weiſe ohne Waffen, an anderen Orten wurden aus fanatiſcher Hochachtung vor der gedruckten Verordnung des „Hohen“ deutſchen Bundes die militäriſchen Uebungen gänzlich eingeſtellt, wiederum an anderen Orten half man ſich eine Zeit lang mit allerlei ſpitzfindigen Auslegungen des Verbotes der Wehrvereine, um die Uebungen noch eine Zeit lang fortdauern zu laſſen, bis ein neuer bundescommiſſärlicher Druck ſie gänzlich einſchlafen ließ. Dann wurde von Seiten der herzoglichen Regierung in Kiel, natürlich auf Befehl der Bundescommiſſäre, eine polizeiliche Beaufſichtigung aller ſchleswig-holſteiniſchen Vereine geſchaffen. Ohne eine ſolche Beaufſichtigung geht es ja in einem bureaukratiſch-polizeilich verwalteten Staate gar nicht an, ſelbſt wenn die Vereine ſo vollkommen ungefährlicher Natur ſind, wie die Vereine in Holſtein. Wahrſcheinlich haben die Bundescommiſſäre niemals einen politiſchen Verein in Holſtein mit ihrem Beſuche beehrt, ſonſt wäre ihnen die Verordnung wegen Beaufſichtigung der politiſchen Vereine in Holſtein niemals in die Feder gerathen. Aber das Wort „politiſcher Verein“ war in ihren Ohren

schon ein entsetzliches Wort. Wrangel und Zedlitz fingen ihre Regierung in Schleswig auch mit der Unterdrückung der Vereine, mit dem Verbot aller Demonstrationen und mit der Vernichtung alles freiheitlichen Wesens an. Wozu brauchen denn die Unterthanen in Holstein sich mit der politischen Lage ihres Landes zu beschäftigen; das thut ja der hohe deutsche Bund. Wenigstens ohne Beaufsichtigung ist eine solche Beschäftigung gänzlich unmöglich. Was daraus wird, welche fürchterlichen Excesse daraus entstehen, hat man ja gesehen. Die Holsteiner haben es ja gewagt, ohne die Genehmigung des hohen deutschen Bundes einzuholen, vier Beamte aus dem Lande fortzujagen. Einen vertrieben die Wandsbecker, drei wurden in Altona über die Grenze gejagt, und einer lief in Pinneberg vor Schreck und vor seinem bösen Gewissen selbst davon. Das war eine Auflehnung gegen die Autorität des hohen deutschen Bundes, und diese Auflehnung durfte nicht geduldet werden. Es hätte den Holsteinern ja sonst einfallen können, auf diesem Wege weiter fortzufahren. Der ehemalige Landdrost von Pinneberg schämte sich vielleicht, seine Wiedereinsetzung polizeilicher Hülfe zu verdanken; was dem Polizeimeister von Altona davon abgehalten hat, weiß ich nicht. Aber man mußte den

Verſuch der Wiedereinſetzung der Beamten wenigſtens mit dem vertriebenen Polizeimeiſter in Wandsbeck und mit dem Propſt Nievert machen. Der Wiederherſtellung der Ordnung in Wandsbeck ſetzten die Bürger einen energiſchen Widerſtand entgegen, und dieſem energiſchen Widerſtand gegenüber trat die verletzte Autorität der Bundescommiſſäre wieder zurück. Vielleicht fürchteten ſie, daß in den Straßen Wandsbecks geſchoſſen werden könnte, und dieſe Schüſſe würden doch ein ſehr unangenehmes Echo in Deutſchland gefunden haben. Aber in Altona. Altona iſt eine ſo paſſive und geduldige Stadt. Nievert mußte wieder auf die Kanzel. Wie iſt es möglich? Wie kann man ſolch einen Mißgriff begehen? Nievert war eine allgemein in Altona mehr verachtete als gehaßte Perſönlichkeit. Die mit däniſcher Dreiſtigkeit geſchriebene Schrift des Doctor Keck hat den däniſch geſinnten Paſtor nicht weiß gewaſchen. Man frage in Altona auf jeder Straße nach, was Nievert war, und weshalb er abgeſetzt wurde, und man kann es erfahren. Die Sache endigte bekanntlich mit einem fürchterlichen Scandal in der Kirche; ſogar die Commiſſäre des hohen deutſchen Bundes konnten in dieſem Scandal nicht zu Worte kommen. Nievert ſtieg von der Kanzel, ohne jemals wieder dieſelbe beſteigen zu können. Nievert's

Absetzung wurde eine vollendete Thatsache. Und was thaten die Bundescommissäre? Nach einer geraumen Zeit — die Sache wäre längst vergessen gewesen — schleppten sie eine große Masse Untersuchungsmaterial herbei, ließen Kinder und Weiber gerichtlich vernehmen, um die Auflehnung der Altonaer Bürger gegen die Autorität des hohen deutschen Bundes mit Gefängniß oder vielleicht gar mit Zuchthaus zu bestrafen. Ich glaube, ich kann die Kritik der Regierung der Bundescommissäre mit der Schilderung dieser kleinlichen Verfolgung schließen. Ihre Proteste gegen den Einmarsch und gegen Besatzungen preußischer Truppen sind ja bekannt. Der deutsche Bund hat Holstein besetzt, weil die Regierungen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten die Bewegung der Geister fürchteten, welche in ihre getreuen Unterthanen gefahren war und weil sie mit dieser Besetzung selbstsüchtige Zwecke verfolgen konnten. Nur in diesem Sinne haben die Bundescommissäre ohne jede Initiative, ohne einen Funken von Genie, nach bureaukratischem Muster und nach bureaukratischen Grundsätzen ein im Zustande voller Revolution befindliches Land verwaltet. Werfen wir sie zu den Todten! Die Geschichte wird ihnen unter den unbewußten Verräthern von Schleswig-Holstein einen Platz einräumen; schon

jetzt ist sie unter dem Kanonendonner an der Eider über Beide zur Tagesordnung übergegangen.

Die leitenden Factoren in der herzoglichen Regierung und Politik sind während des nun geschlossenen ersten Actes der Staatsrath Francke und der Regierungsrath Samwer gewesen. Ersterer ist Holsteiner, letzterer Schleswiger von Geburt. Der Name beider Männer ist aus der ersten Erhebung Schleswig-Holsteins hinreichend bekannt. Francke stand sowohl während der provisorischen Regierung als auch während der Statthalterschaft an der Spitze der Finanzverwaltung; Samwer hat seinem Lande damals in verschiedenen Stellungen, besonders in diplomatischen Sendungen gedient. Große Fähigkeiten und reiche Kenntnisse, den besten Willen, ihrem Lande zu nützen und Redlichkeit des Charakters hat noch Niemand beiden Ministern des Herzogs von Schleswig-Holstein, von denen ersterer die Verwaltung des Innern, letzterer die Verwaltung der äußeren Angelegenheiten übernommen hatte, abgesprochen. Uffo Horn sagt in seinen schleswig-holsteinischen Skizzen: „Der Staatsrath Francke ist der befähigtste und unausstehlichste Mensch im Lande.“ Auf dem Gebiete seiner Verwaltung hege ich gegen das erste Beiwort nicht den mindesten Zwei-

fel. „Unausſtehliches“ habe ich aber niemals im Weſen des Staatsrath Francke gefunden. Im Gegentheil hat er meine Anſichten über die Situation und über die Mittel, welche nothwendig ſeien, um zu dem geſteckten Ziele zu kommen, häufig genug angehört und in eingehender Weiſe mit mir beſprochen, ſelbſt wenn ſie noch ſo ſehr mit den ſeinigen contraſtirten. Francke iſt ein großer, hagerer Mann, ſein Geſichtstypus iſt echt holſteiniſch, ſeine Haltung ſtraff und gerade, trotz ſeiner ſechzig Jahre, zuweilen etwas ſteif, ſein Weſen ruhig, beſtimmt und kalt. Das Repräſentative, welches in ſeiner Haltung hervortritt, hat mich in keiner Weiſe unangenehm berührt. Sehr bezeichnend iſt für dieſen Zug ſeines Weſens eine Aeußerung des Bürgermeiſters von Koburg, Dr. Oberländer, gegen einen Bekannten, den holſteiniſchen Oberappellationsgerichtsrath Brinkmann, als er von Koburg nach Kiel reiſte: „Grüßen Sie den Staatsrath Francke von mir, nein“, fügte er lächelnd hinzu, „empfehlen Sie mich ihm.“ Schon im Jahre 1838 hatte Francke in den Herzogthümern den Ruf eines Verwaltungsbeamten von großen adminiſtrativen und organiſatoriſchen Talenten. Er hat das neue, noch jetzt in Dänemark geltende Zollgeſetz geſchaffen und durchgeführt. Derſelbe Ruf hat ihn über-

all auf den Gebieten seiner Verwaltung begleitet. Francke's conservative politische Ueberzeugungen können hier nicht in Betracht gezogen werden; gegen das Interesse Schleswig-Holsteins würde er sie wohl nicht in die Wagschale legen. Ein besonderer Vorzug in seinem Charakter ist sein Haß gegen Dänemark. Der Schleswig-Holsteiner muß die Dänen glühend hassen, denn sie haben jetzt elf Jahre lang alle Grundsätze der Nationalität und der Freiheit in seinem Land in ganz erbärmlicher Weise mit Füßen getreten.

Dr. Samwer ist ein Mann Anfangs der 40er Jahre, aus Eckernförde gebürtig. Der Unterschied, der zwischen dem Schleswiger und Holsteiner stattfindet, tritt sowohl in seinem Gesichtstypus, wie in seinem Wesen, seinem Collegen Francke gegenüber, für das geübte Auge deutlich hervor. Er ist lebendiger und beweglicher; sein Temperament ist unruhiger und leichter erregt; in den Formen ist er schmiegsamer und geschmeidiger. Dr. Samwer ist viel gereist, er hat sich auf dem Gebiete der Staatswissenschaft und der Politik reiche Kenntnisse erworben und sein Auge ist an einen weiten politischen Ueberblick gewöhnt, er ist selbst ein gediegener Publizist. Er besitzt sogar den Funken revolutionären Feuers, der dem Staatsrath Francke seiner In-

›idualität gemäß fehlen muß. „Das Verſprechen
be ich Ihnen," rief er in großer Aufregung aus, als
h ihm wenige Tage vor dem Einmarſch der preußi-
hen Truppen nochmals meine Beſorgniß in Betreff
›er preußiſchen Pläne auf Holſtein mittheilte, „ich will
mir dieſe meine rechte Hand abhauen laſſen, wenn ich
jemals ein Schriftſtück unterzeichne, worin nur ein
Dorf von Schleswig oder von Holſtein abgetreten
wird. Schleswig-Holſtein zuſammen, von der Königs-
au bis zur Elbe, nichts Anderes, ein ſelbſtſtändiges
Ganze. Nicht die Kaſematten von Olmütz ſollen
meinen Willen erſchüttern. Und der Herzog wird ſich
lieber tödten laſſen, als das geringſte Dorf von Schles-
wig aufgeben. Für den äußerſten Nothfall iſt für
Alles geſorgt, ſelbſt wenn der Herzog erſchoſſen würde.
Unſer Recht kann weder untergehen, noch geſchmälert
werden. Fürchten Sie nichts." Hätte er die Energie
der Action, wo die Action eintreten und die Diplomatie
verdrängen muß — ich glaube, Dr. Sammer könnte
ein bedeutender Staatsmann werden.

Der Herzog von Schleswig-Holſtein iſt im J. 1829
geboren, alſo jetzt 34 Jahre alt. Groß, kräftig, ohne corpu-
lent zu ſein, blond, blaue Augen, Adlernaſe, edel geform-
es Geſicht, von ruhigem, äußerlich ſogar etwas apathi-

ſchem Weſen, iſt er ganz und gar der Prototyp des Holſteiners. Niemals wohl haben ein Volk und ein Fürſt in ihrem Weſen wie in ihrer äußeren Erſcheinung ſo zuſammengepaßt, wie der Herzog und die Holſteiner. Die Aufnahme, welche er im Lande fand, iſt daraus um ſo erklärlicher, obſchon ihr eigentlich der Gedanke zu Grunde lag, daß ſich in der Perſon und in der Erbfolge des Herzogs die Lostrennung von Dänemark und die ſtaatliche Selbſtſtändigkeit repräſentirten. Etwas Schwerfälliges in der Sprache kann in Holſtein gar nichts Auffallendes ſein, da der Holſteiner überhaupt langſam ſpricht, und die Färbung des Tons ſchon ſeiner Sprache einen gedehnteren Charakter giebt. Der Herzog hat eine ſehr ſorgfältige Erziehung und Bildung gehabt, welche von Profeſſor Steffenſen — jetzt Profeſſor an der Univerſität in Baſel — geleitet wurde, er hat viel ſtudirt und viel gelernt. „Unſer Bruder macht uns große Freude; er iſt unſer Stolz und unſere Hoffnung," ſagte, wenn ich nicht irre, die Schweſter des Herzogs zu dem holſteiniſchen Oberappellationsgerichtsrath Brinkmann. Auch über die politiſchen Kämpfe, welche, in der Mitte der dreißiger Jahre ausbrechend, die däniſche Monarchie in zwei Lager theilten, wurde der junge Fürſt frühzeitig genug

unterrichtet. Der Vater des jetzigen Herzogs von Schleswig-Holstein, der den Ruf seines absolutistischen, mit allen unangenehmen Eigenschaften ausgeschmückten Wesens nicht der Wahrheit, sondern meistens einer mit großer Schlauheit und Zähigkeit angelegten dänischen Intrigue und dänischen Verläumdungen verdankt — ich werde nochmals darauf zurückkommen, um auch hier Dänemark gegenüber die Wahrheit in der Geschichte endlich einmal wiederherzustellen —, war in diesen Kämpfen von Anfang an als Patriot wie als Verfechter eigner Rechte einer der thätigsten wie unerschrockensten Streiter für die bekannten drei Grundrechte der Herzogthümer und gegen die Angriffe der beiden dänischen Parteien: der Gesammtstaatsmänner, die ganz Schleswig-Holstein, und der Eiderdänen, welche Schleswig als Provinz in Dänemark einzuverleiben trachteten. Häufig hörten die Söhne in der Familie jene Fundamentalsatzungen, nach denen die Herzogthümer von Dänemark, wie Norwegen von Schweden, wie Ungarn von Oesterreich getrennte Staaten wären, und nach denen endlich in ihnen nur der Mannsstamm des oldenburgischen Hauses herrschen solle, nach verschiedenen Seiten besprechen. Wiederholt begleiteten beide Prinzen schon als Knaben den Herzog, wenn er

ſich nach der Stadt Schleswig begab, um dort in der Ständeverſammlung ſeinen Sitz einzunehmen und gegen däniſche Ränke zu ſprechen — und ſo athmeten beide ſchon in jungen Jahren die Luft ein, welche die Ueberzeugung von dem Rechte der Herzogthümer und den Willen, es zur Geltung zu bringen, damals allen denkenden Schleswig-Holſteinern zur zweiten Natur werden ließ.

Im März 1848 befand ſich der jetzige Herzog von Schleswig-Holſtein mit ſeinem Bruder, ſeinen beiden Schweſtern und ſeiner Mutter auf Schloß Auguſtenburg auf der Inſel Alſen, als durch einen reiſenden Kaufmann die Kunde von der Revolution in Kopenhagen und von der Bildung einer proviſoriſchen Regierung in Kiel dorthin gelangte. Der Moment war für das Leben und für die Freiheit der Familie außerordentlich gefährlich. Schon Capitän Tſcherning — derſelbe, der im Jahre 1848 zum Kriegsminiſter ernannt wurde, hatte im Jahre 1845, wo er ſich auf Alſen aufhielt und in die herzogliche Familie eingeführt wurde, mehrmals auf die gefährliche Lage hingewieſen, in die der Herzog ſich und ſeine Familie bringen werde, wenn er ſich nicht entſchließe, ſeine Erbrechte aufzugeben. Weigere er ſich deſſen, ſo ſei faſt gewiß, daß ihm und ſeinem Hauſe

das Schickſal der Stuarts bereitet werde; jedenfalls werde man ſich däniſcherſeits in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen, ihn und ſeine Familie auf alle und jede Weiſe zu verfolgen und unſchädlich zu machen. Kurz nach Erlaß des „offenen Briefes“ war hierzu von einem dem Herzoge befreundeten Manne in Kopenhagen noch eine ausdrückliche Warnung gekommen. Jetzt war der Moment der Gefahr ganz nahe gerückt. Als deshalb am 25. März Abends die Nachricht von der Revolution in Kopenhagen nach Auguſtenburg kam, wurden die beiden Prinzen, welche bereits ſchliefen, von ihrer Mutter geweckt, und ihnen geſagt, daß ſie ſofort abreiſen müßten. Der Vater, der Herzog von Auguſtenburg, befand ſich zu jener Zeit nicht auf Alſen, ſondern war nach Berlin gereiſt, um vom König von Preußen Hülfe für Schleswig-Holſtein zu erbitten. Schnell wurde Alles zur Flucht vorbereitet, und beim erſten Morgengrauen verließen die Prinzen in einem offenen Boot in Begleitung ihres Erziehers, des Profeſſors Steffenſen die Inſel, um ſich nach dem Feſtlande zu begeben. Bald darauf folgte ihnen die Herzogin mit ihren Töchtern. Sechsunddreißig Stunden ſpäter fuhr ein däniſcher Kriegsdampfer ſüdwärts an Alſen heran, und ſetzte ein Boot an der Spitze Kerkenis aus. Ein reitender Bote erhielt einen

Brief an den Bischof Hansen in Igen, der seit Jahren als das Haupt der dänischen Propaganda auf der Insel bekannt war. Dann fuhr das Dampfschiff weiter in die Flensburger Bucht hinein, signalisirte nach der Stadt, wandte und eilte darauf nach Alsen zurück, wo es bei der Sonderburger Fähre anlegte. Capitän Dirckinck-Holmfeld führte das Schiff. Bischof Hansen kam zur Hand. Dänischgesinnte strömten in Massen herbei, andere Haufen zogen nach Hardeshoi, dem zweiten Fährorte der Insel. Des Capitäns erste Frage war nach dem Herzog von Augustenburg, seine zweite nach dessen Familie. Er erfuhr, daß er mit seinem Auftrage zu spät gekommen sei. Der Auftrag lautete, den Herzog und seine Familie gefangen zu nehmen und nach Christianssee zu bringen. Was ihrer dort gewartet hätte, mag die Analogie Griffenfeldts in Munkholm und der vier Geschwister des Czaren Iwan des Vierten zu Horsens in Jütland lehren. Wie die Sachen standen, mußte sich die dänische Invasion in Augustenburg begnügen, das Eigenthum des Herzogs nach Kräften zu beschädigen. Bekannt ist, wie man mit dem Marstall desselben, dem Silberzeug, den Einkünften verfuhr, und wie man diese schmutzigen Plünderungen auch während des

Waffenstillstandes fortsetzte. Die vandalischen Verwü-

stungen des Schlosses zu Glücksburg habe ich bereits früher geschildert*).

In Rendsburg traten die beiden Prinzen als Freiwillige in die kleine schleswig-holsteinische Armee ein, welche sich damals im Süden der Herzogthümer bildete. Herzog Friedrich, der damals erst neunzehn Jahre alt war, fand zunächst Verwendung im Stabe seines Oheims, des Prinzen von Noer, welcher im Feldzuge des Jahres 1848 den Oberbefehl führte, und nahm an allen Treffen dieses Jahres, namentlich an der Schlacht bei Schleswig Theil. Im folgenden Jahre trat er in den Stab des Generals von Bonin über, und focht während des neueröffneten Feldzuges wieder überall mit, wo seine Landsleute ins Feuer kamen. Nur die Schlacht bei Kolding sah ihn nicht bei der Armee, da er zu dieser Zeit in Frankfurt war, um im Auftrag der Statthalterschaft dem Reichsverweser die Flagge des bei Eckernförde von den deutschen Strandbatterien in die Luft gesprengten dänischen Linienschiffs „Christian der Achte" zu

*) S. „Vom verlassenen Bruderstamm" oder das Dänische Regiment in Schleswig-Holstein von Gustav Rasch. 3. Band. Und: „Meine Antwort auf die Schmähschrift der Königlich dänischen Regierung: „Herr Gustav Rasch und sein Bruderstamm." Verlag von Otto Janke in Berlin. 1863.

überbringen. Der Tag der Unglücksschlacht bei Friedericia war sein zwanzigster Geburtstag. Ein Freund stattete ihm gerade seinen Glückwunsch ab, als die Dänen plötzlich aus den Thoren der Festung hervorbrachen. Bald darauf war er im Feuer. Eine Kugel traf seine Säbelscheide. Auch der Feldzug von 1850 sah den Prinzen unter den Streitern für Schleswig-Holsteins Recht und Ehre. Im Generalstabe Williſens wohnte er der Schlacht bei Idstedt und dem großen Recognoscirungsgefecht bei Missunde bei. Als die Oesterreicher und Preußen in das Land einrückten, um, wie der euphemistische Ausdruck der Diplomaten lautete, die Herzogthümer zu „pacificiren“, in Wahrheit aber, um sie mit gebundenen Händen waffenlos der dänischen Willkür zu überliefern, da nahm er mit seinem Bruder seinen Abschied. Beide verließen das Land ihrer Geburt, und gingen zunächst nach Bonn, um die durch den Krieg unterbrochenen Studien auf der dortigen Universität zu vollenden. Zwei Jahre darauf trat er in die preußische Armee ein. Im Jahre 1856 nahm er als Major seinen Abschied, erwarb das Gut Dolzig in der Lausitz und vermählte sich mit der Prinzessin Adelaide von Hohenlohe-Langenburg.

Die letzten sieben Jahre verbrachte er in der Stille

auf ſeinem Landgute. Der Tod König Friedrich des Siebenten von Dänemark berief ihn zur Erbfolge in den Herzogthümern. Sein Vater hatte auf dieſe Erbfolge für ſeine Perſon verzichtet. Herzog Friedrich hat dies ebenſowenig gethan, wie die übrigen Mitglieder des Hauſes Auguſtenburg. Das Londoner Protokoll war für ihn ebenſowenig vorhanden, wie es für das deutſche Volk und namentlich für Schleswig-Holſtein nicht vorhanden iſt. Wer hat der preußiſchen und öſterreichiſchen Regierung das Mandat gegeben, ein ſolches Protokoll abzuſchließen? Schleswig-Holſtein gewiß nicht, das deutſche Volk ebenſowenig, nicht einmal der deutſche Bund, wenn man vom deutſchen Bund neben dem deutſchen Volke überhaupt noch ſprechen will. Und wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo Fürſten und Diplomaten Völker und Länder verhandelten und verſchenkten, ohne daß ſie um ihre Zuſtimmung befragt wurden; ebenſowenig, wie wir in den Zeiten leben, wo die Leibeigenſchaft galt und wo die Grundbeſitzer das Recht der erſten Nacht auf die ſchönen Töchter der „Unterthanen“ geltend machten. Nur der Wille des freien Mannes verfügt im neunzehnten Jahrhundert über ſein Schickſal, und, wenn dieſer Wille nicht geachtet wird, ſo nimmt er das Schwert in die Hand, und bringt ihn damit zur

Geltung. Daß Herzog Friedrich der feudalen Richtung angehöre, iſt eine Verläumdung, welche beſonders von Seiten der däniſchen Regierung verbreitet worden iſt, um ihm die Sympathien des deutſchen Volkes zu entziehen. Das Staatsgrundgeſetz von 1848, welches er in ſeiner Proclamation vom 16. November beſchworen hat, weiß von einer Bevorzugung der Feudalen vor andern Gliedern des Volkes nichts, und iſt vielleicht das freiſinnigſte Staatsgrundgeſetz, welches überhaupt in den conſtitutionellen europäiſchen Staaten vorhanden iſt. Um den Charakter des jetzigen Herzogs von Schleswig-Holſtein, ſowie den Charakter ſeines vielverleumdeten Vaters richtig zu würdigen, muß man wiſſen, daß die däniſche Regierung ſeit mehr wie zwanzig Jahren mit däniſcher Zähigkeit und Schlauheit alle erdenklichen Mittel in Bewegung geſetzt hat, um das Auguſtenburger Haus zu verdächtigen. Was in Verläumdung und Verdächtigung die däniſche Regierung leiſten kann, hat mehr oder weniger Jeder erfahren, der für das Recht Schleswig-Holſteins in die Schranken getreten iſt, ich gewiß am meiſten*).

*) S. Meine Antwort auf die Schmähſchrift der Königlich däniſchen Regierung: „Herr Guſtav Raſch und ſein Bruderſtamm. Verlag von Otto Janke. Berlin, 1863.“

Dieſe Verdächtigungen nahmen zuerſt ihren Anfang, als der Vater des jetzigen Herzogs zuerſt die Anerbietungen ausſchlug, deren Annahme ihm den Weg zum däniſchen Throne gebahnt haben würde. Dieſe Anerbietungen wurden ihm gemacht, weil dann Dänemark und die Herzogthümer nach dem Tode König Friedrich des Siebenten ſtaatsrechtlich zuſammengeblieben wären. Aber er ſchlug in ſeinem ſtrengen Rechtsſinn und in ſeiner Liebe zum gemeinſamen, großen deutſchen Vaterlande mit ehrenhafter Feſtigkeit und Conſequenz immer alle Anerbietungen aus. Sterbend hatte ihm ſein Vater die Mahnung hinterlaſſen, die Anſprüche ſeines Hauſes auf die Erbfolge in den Herzogthümern mit männlichem Sinne, aber ohne Verletzung der Ehre, der Gerechtigkeit und der Pflicht zu behaupten*). Als man nun in Kopenhagen ſah, daß ſelbſt die verlockendſten Mittel nicht zu dem gewünſchten Ziele führten, da wurden alle Mittel und Ränke, in deren Anwendung die Dänen ſo groß ſind, in Bewegung geſetzt, um den Charakter des Herzogs zu verunglimpfen. Die Bevölkerung Alſens und die Nordſchleswiger wurden gegen ihn aufgehetzt.

*) S. „Die Herzogthümer Schleswig-Holſtein und das Königreich Dänemark von Droyſen und Samwer.“

Weil das Volk loyal war, ſo wurde der Herzog als Verräther und Verſchwörer dargeſtellt; weil er in ſeinem Auftreten oft ſchroff und ſtarr war, ſo wurde er als ein grauſamer Despot geſchildert; weil ſeine große Liebe zur Jagd den Landleuten auf ſeinen Gütern bisweilen Unannehmlichkeiten verurſachte, ſo wurden Geſchichten erlogen, welche an jene mittelalterlichen Zeiten erinnerten, wo man den Wilddieb auf einen Hirſch band und dann das Thier ins Weite trieb; entſchiedene Schurken, welche dem Herzoge Alles verdankten, was ſie waren und hatten, welche er zu Schulmeiſtern und Predigern auf Alſen gemacht hatte, wurden mit däniſchem Gelde erkauft, um die Bevölkerung auf Alſen gegen den Herzog und ſeine Familie aufzuhetzen; als im Jahre 1848 in Kopenhagen die Revolution ausbrach und der König von derſelben zur Incorporirung Schleswigs genöthigt wurde, da wurde der Herzog als einziger Urheber der Bewegung dargeſtellt, welche in Schleswig gegen dieſen Gewaltſtreich entſtand; ſein Charakter wurde als ränkeſüchtig, niederträchtig und falſch dargeſtellt und Archivar Wegener ſchrieb im Solde der däniſchen Regierung ſein bekanntes Lügenbuch. Es gehört viel Energie und Fähigkeit, beſonders aber gehören eine große Menge Verbindungen in der Preſſe dazu, um ſich gehörig gegen

dänische Verdächtigungen und dänische Ränke zu wehren, und um das Netz von frechen Lügen und mit unerhörter Zähigkeit und Dreistigkeit gewebt, welches von allen Seiten dem Gegner von „gammel Danmark" über den Kopf gezogen wird, mit kräftigen Hieben zu zerreißen — ich weiß dies in meinem Streite mit Dänemark am besten zu würdigen; — der Herzog besaß diese Energie und diese Verbindungen nicht, Samwers und Droysens Buch war auch nicht in dem Tone geschrieben, um eine große Popularität zu erlangen, und der Herzog erlag seinen elenden Verläumdern. Die Arbeit wurde ihnen um so leichter, als derselbe in seiner politischen Anschauungsweise conservativ war. Ich habe es mir bei meiner öftern Anwesenheit in den Herzogthümern nun zur besondern Pflicht gemacht, mich nach dem Wesen und dem Charakter des Herzogs sorgfältig zu erkundigen. Schließlich liefen alle Erkundigungen darauf hinaus, daß der Herzog streng conservativ sei, in seinem Wesen manches Schroffe und Starre habe, und daß er streng auf seinem Rechte beharre, wenn er überzeugt sei, daß er Recht habe; von jenen erbärmlichen Verläumdungen, welche die bezahlten Lohnschreiber und Creaturen der dänischen Regierung über ihn in die Welt gestreut haben, hielt auch nicht eine einzige Stand. Aber

viel hörte ich von ſeiner oft großartigen Wohlthätigkeit, von den Wohlthaten, welche die Armen auf Alſen aus den Händen ſeiner Familie empfangen hatten, von den vielfachen Verbeſſerungen, welche von Auguſtenburg aus für die Landwirthſchaft und für die Pferdezucht geſchahen. Starres Feſthalten an ſeinem Recht, wenn man von dem Recht überzeugt iſt, halte ich für einen Vorzug im Charakter eines Mannes, und conſervative Geſinnung, wenn dieſelbe auf der Individualität und auf der Ueberzeugung des Trägers derſelben beruht, gereicht Niemandem zur Schande, ebenſowenig, wie ich es Niemandem rathen möchte, mir es zur Schande anzurechnen, daß ich Republikaner bin. Entſchieden aber iſt es erbärmlich, nein, es iſt ein Schurkenſtreich, wider beſſeres Wiſſen und weil man dafür bezahlt wird, den Charakter eines ehrenhaften Mannes zu verdächtigen, und einfältig iſt es, verſtandeslos und urtheilslos derartige Verdächtigungen nachzuſchwatzen und zu verbreiten. Ich ſage dies auch denen, welche neuerdings dem Herzog Friedrich den Vorwurf der Feigheit gemacht haben, „weil er als preußiſcher Major nicht an dem Kampfe gegen die Dänen in der preußiſchen Armee Theil genommen habe.“ Gerade Diejenigen, welche ihm dieſe lügenhaften, erbärmlichen Vorwürfe machten, wiſſen es

am beſten, daß unter den Verſprechungen, welche dem Herzoge in Berlin abgenommen wurden, auch diejenige war, nicht als Officier der preußiſchen Armee am Kampfe gegen die Dänen Theil zu nehmen. Ob der Herzog Recht oder Unrecht gethan hat, ſich auf derartige Verſprechungen einzulaſſen und ihnen Vertrauen zu ſchenken, iſt eine andere Frage. Feige iſt der Herzog Friedrich aber nicht; alle ſeine ehemaligen Kameraden aus der ſchleswig-holſteiniſchen Armee ſtellen ihm das Zeugniß eines tapfern und muthigen Mannes aus, und ich kann es, wie geſagt, nur entſchieden ſchmachvoll nennen, zu derartigen erbärmlichen Verdächtigungen zu greifen. Ich aber halte es für meine Pflicht, obſchon ich ganz andern politiſchen Ueberzeugungen huldige, wie der Herzog und ſein Vater, obſchon ich die Regierung des Erſteren in der entſchiedenſten Weiſe tadeln muß, beide Männer gegen derartige ſchmachvolle und lügenhafte Verdächtigungen hier in Schutz zu nehmen; gerade weil es die Pflicht eines Mannes von Ehre iſt, ſelbſt die Ehre ſeines politiſchen Feindes niemals zu verunglimpfen und ſie ſelbſt in Schutz zu nehmen, wenn er Veranlaſſung findet, wie es bei mir hier der Fall iſt, davon zu ſprechen.

Es bleibt mir nun noch übrig, von dem Oberſten

du Plat, der die Stelle des Kriegsministers vertritt, von dem Grafen Ludwig zu Reventlow, von dem Major von Schmidt und dem General von Stutterheim zu sprechen. Oberst du Plat ist der Schwager eines der geachtetsten und bedeutendsten Männer in Schleswig-Holstein, des Herrn Thomsen-Oldenswort, jetzigen Oberstallers von Eiderstedt und Präsidenten der Städte Husum und Tönningen. Wer kennt in den Herzogthümern nicht Herrn Thomsen aus Oldenswort, das bedeutendste Mitglied der schleswigschen Ständeversammlung? Sollten die Herzogthümer zur nordalbingischen Republik werden, so würde Thomsen-Oldenswort der passendste Präsident dieser nordalbingischen Republik sein. Es ist ein Mann von großem Organisationstalent, vielem Wissen, festen Charakters und auch politischer Initiative. Der Schwager dieses bedeutenden Mannes ist Oberst du Plat. Der Oberst war bis vor nicht langer Zeit noch Gesammtstaatsmann, und wurde erst durch die Incorporirung Schleswigs in das Augustenburgische Lager gedrängt. Ohne prägnantere Eigenschaften zu haben, ist er ein unversöhnlicher Feind Dänemarks, ein unermüdlicher Arbeiter und ein guter Organisator. In seiner politischen Richtung ist er streng conservativ. Eine revolutionäre Politik,

welche ſich auf eigene Füße ſtellte und als Baſis nicht die Anerkennung des deutſchen Bundes hätte, würde er in ſeiner Individualität wohl ſchwerlich einſchlagen. Graf Ludwig zu Reventlow (Sandberg), nicht verwandt mit dem dereinſtigen Statthalter Graf Reventlow-Preetz, hat auf die Leitung der Politik des Herzogs weſentlichen Einfluß gehabt. Nach dem Tode des Advokaten Lehmann trat er in Holſtein an die Spitze des Nationalvereins. In den Jahren 1848 bis 1850 diente er in der ſchleswig-holſteiniſchen Armee. Er zeichnete ſich durch große perſönliche Bravour, durch Muth und Unerſchrockenheit ſtets aus, war ein heiterer Geſellſchafter und trefflicher Kamerad. Perſönliche Bravour bedingt aber nicht immer energiſches Vorgehen im politiſchen Leben; und ſo iſt's auch beim Grafen Ludwig-Reventlow. Ein Mann von großer geiſtiger Begabung, perſönlich muthig genug, um ſein Leben in die Schanze zu ſchlagen, wenn er damit ſeinem Vaterlande nützen könnte, iſt er viel zu weich und gewiſſenhaft, um ein energiſches Vorgehen in der Politik vor ſich und Andern verantworten zu können. Major v. Schmidt, der augenblicklich beim Herzoge von Schleswig-Holſtein die Stelle eines Hofchefs bekleidet, aus Preußiſch-Pommern gebürtig, nahm am letzten ſchleswig-holſteiniſchen

Feldzuge Theil. Dann trat er in hamburgiſche Dienſte, und verheirathete ſich mit der Tochter eines reichen Hamburger Kaufmanns, bis der Herzog von Koburg ihn zu ſeinem Kammerherrn ernannte. Graf Adelbert Baudiſſin ſchildert ihn mit folgenden Worten*):

„Schmidt trat 1850 vor der Schlacht bei Idſtedt aus preußiſchen in ſchleswig-holſteiniſche Dienſte, und machte als Hauptmann im dritten Jägercorps den Feldzug mit. Sein erſtes Auftreten entfremdete ihn allen ſeinen Kameraden; die Compagnie, die unter ſeinem Befehle ſtand, mochte ihn nicht, und es ſchienen ihm keine Roſen blühen zu ſollen. Kaum war aber ein Monat verſtrichen, als Schmidt ſo viele Beweiſe der edelſten Herzensgüte und der unerſchrockenſten, wahrhaft ritterlichen Tapferkeit abgelegt hatte, daß er von dem ganzen Jägercorps förmlich geliebt wurde. Keine Mutter kann für ihr Kind zärtlicher ſorgen, als Schmidt für ſeine Compagnie ſorgte; ich ſehe ihn noch, wie er nach dem Gefechte bei Miſſunde ſelbſt ſchwer verwundet, in einer Mühle lag, die Hand ſeines Flügelmannes in der ſeinigen. „Wie geht es, lieber Schmidt?“ fragte

*) Schleswig-holſteiniſche Charakterbilder. „Ueber Land und Meer.“ Allgemeine illuſtrirte Zeitung.

ich ihn. „Fragen Sie nicht nach mir," entgegnete er, indem Thränen ſeine Augen netzten, „um den da, um meinen braven Jäger traure ich. Sehen Sie meinen Flügelmann, er iſt in den Kopf geſchoſſen und nie wird er mir wieder entgegen lächeln." Schmidt iſt ein vollkommener Gentleman, vortrefflicher Hofmann, was er als Soldat war, habe ich geſagt, Politiker iſt er nicht." Ich kann dieſe Schilderung des Major von Schmidt nur unterſchreiben. Ich lernte ihn auf einem Beſuch in Gotha in den letzten Tagen des vergangenen Jahres kennen. Er kam, bevor er ſeine jetzige Stellung bei dem Herzoge antrat, gerade von einer großen Reiſe nach Conſtantinopel und aus dem Orient zurück und ſchien ſich, nach dem bewegten Reiſeleben der letzten Monate, in den Zimmern des Auguſtenburgiſchen Palais in Gotha, in denen er ſein Büreau aufgeſchlagen hatte, nicht recht heimiſch finden zu können. „Seit zwei Monaten bin ich eigentlich nicht aus dieſem Zimmer gekommen," ſagte er etwas verdrießlich zu mir, „als Abends eine Stunde da vor jene Thüre." Als Major oder Oberſt an der Spitze eines Regiments in der Dänenſchlacht würde er ſich gewiß heimiſcher gefühlt haben. Auf den politiſchen Gang der Dinge ſcheint er wenig Einfluß gehabt zu haben, weil er ſich nicht darum

bekümmerte, da er die Politik nicht für seines Amtes hielt. Auf alle Fragen, die ich an ihn richtete, antwortete er: „Ich weiß es nicht.“ Ich bin überzeugt, daß er es wirklich nicht wußte. Auch in Kiel scheint er in dieser Richtung hin ohne Einfluß gewesen zu sein. Ich bin überzeugt, daß er auf seinen Vormittagsspaziergängen mit dem Herzoge selten oder gar nicht von der politischen Lage der Dinge sprach. Das: „Ich weiß es nicht,“ oder, „Ich kann es in der That nicht sagen, sprechen Sie doch mit dem Herrn Francke oder Samwer,“ war auch hier seine stehende Antwort. In meinem bekannten Conflicte mit der preußischen obersten Civilbehörde gab er mir einmal Abends in der Harmonie einen sehr praktischen Rath. Aber die Worte, welche er schließlich hinzufügte: „Doch muß ich Sie dringendst bitten, sich nicht auf mich zu berufen, oder überhaupt zu sagen, daß dies meine Meinung ist,“ charakterisirten vollkommen den gewordenen Hofmann. „Seien sie unbesorgt, Herr Major,“ erwiederte ich ihm lächelnd; „ich pflege mich, wenn ich etwas thue, immer nur auf mich selbst zu berufen.“ Aber ein Mann von nobler und durchaus ehrenhafter Gesinnung ist Schmidt gewiß. Mit Recht sprach er darüber zu mir seine Empörung aus, daß der Correspondent einer französischen Zeitung

sich bei dem Herzoge habe vorstellen lassen und Einladungen zur Tafel angenommen, um hernach animose und beißende Artikel zu schreiben. „Er brauchte ja nicht zu uns zu kommen, es hat ihn Niemand gerufen," sagte der Major mit einer bei seiner sonstigen Ruhe sonst ungewohnten Entrüstung. Sein nobler Charakter konnte ein so doppelzüngiges Wesen durchaus nicht begreifen.

General von Stutterheim kam in den ersten Tagen des Januar nach Kiel, um thätig in die Organisation der neuen schleswig-holsteinischen Armee mit einzugreifen und wohl — um zukünftig der commandirende General derselben zu werden. Mit dem Herzoge war er schon in Gotha persönlich bekannt geworden. „Ich lernte Stutterheim im Jahre 1850 kennen, als er Chef des Generalstabes bei der schleswig-holsteinischen Avantgarde unter General Gerhardt war," schreibt Graf Adelbert Baudissin*). „Er war damals ein bildschöner Mann in der Blüthe seiner Jahre, unermüdlich in seinen dienstlichen Verrichtungen, jede Minute bereit, sich in den Sattel zu schwingen, oder einer Flasche den Hals zu brechen. Stets freundlich gegen seine Kameraden

*) Ebendaselbst.

und Untergebenen, voll Thatkraft und perſönlichen Muthes, wurde er von Allen geſchätzt und geliebt, die mit ihm in Berührung kamen.“ So iſt der brave General auch heute noch. Stutterheim hat ein bewegtes und intereſſantes Leben geführt. In früher Jugend braunſchweigiſcher Officier, hat er nachher in Spanien gefochten, nahm an allen ſchleswig-holſteiniſchen Feldzügen Theil und trat nach dem Kriege in engliſche Dienſte, wo er die Legion für den Krimmkrieg bildete. Da der Krimmkrieg eher beendigt wurde, ehe die Legion in Thätigkeit trat, ging er mit derſelben nach dem Cap der guten Hoffnung und leitete dort die Anſiedlung derſelben. Nach ſeiner Rückkehr aus Afrika zog er ſich auf eine ihm gehörende Beſitzung in Schleſien in der Nähe von Ohlau zurück, und verheirathete ſich. General von Stutterheim iſt noch heute ein recht ſtattlicher Mann, immer noch zu jeder Minute bereit, „einer Flaſche Champagner den Hals zu brechen, oder ſich in den Sattel zu ſchwingen und den Säbel zu ziehen,“ ein Mann von Energie und Entſchloſſenheit, von liberaler politiſcher Geſinnung und von weitem politiſchen Blick, ganz geeignet, das Commando einer ſchleswig-holſteiniſchen Armee zu übernehmen, auch wenn dieſe Armee nicht allein gegen die Dänen, ſondern auch gegen neue Verräther der Freiheit

nd der nationalen Rechte des Landes Front machen
nüßte. Wäre er vor vierzehn Jahren der comman-
irende General der ſchleswig-holſteiniſchen Armee
geweſen, er hätte die öſterreichiſchen und preußiſchen
Truppen weder die Elbe überſchreiten laſſen, um das
Land zu „pacificiren“, noch hätte er die Befehle der
Statthalterſchaft, die Armee zu entwaffnen, vollzogen;
lieber würde er das Aeußerſte gewagt haben. „In der
Politik muß man beſtimmte Ziele haben und dieſe Ziele
muß man mit allen, und wenn es nöthig iſt, mit den
äußerſten Mitteln anſtreben,“ äußerte er ſich oft zu mir,
wenn er mit mir über die matte und ſchwankende Hal-
ung der Regierung des Herzogs ſprach, „wenigſtens
ſt dies meine Ueberzeugung.“ Auch er war immer
afür, ſich in Kiel auf die eignen Füße zu ſtellen, die
Uebernahme der Regierung des Herzogs zu proclamiren,
nicht weiter auf die Anerkennung des Bundestags zu
warten, ſondern nöthigenfalls mit den Waffen dieſe
Regierung, möge nun kommen, was da wolle, zur
Geltung zu bringen. An der Möglichkeit der Durch-
führung dieſer Grundſätze hat er niemals gezweifelt,
owie er von der Nothwendigkeit einer ſolchen Handlungs-
eiſe vollkommen überzeugt war. Er war der Einzige
n Kiel, der mir darin immer beigeſtimmt hat. Ohne

ſelbſt revolutionär zu ſein, würde er ſich in der Durchführung dieſer ſeiner Ueberzeugung auch auf die Revolution geſtützt haben, ganz unbekümmert darum, welche Tragweite dieſelbe genommen hätte. Leider ſtand der brave General in ſeiner Meinung allein, und war nicht im Stande, dieſelbe durchzuſetzen. Verdrießlich verließ er zuletzt Kiel, als er ſah, daß dort für ſeine Energie ſich kein Boden zum Handeln finden wolle. Mag die Sache der Herzogthümer nun endigen, wie ſie will, dem General iſt in keiner Weiſe eine Schuld zuzumeſſen. Mit dieſer Entſchloſſenheit im Handeln und mit dieſem weiten politiſchen Blick ſind bei Stutterheim große Intelligenz, ein liebenswürdiges, beſcheidenes Weſen, elegante Formen im Umgange und reiche Kenntniſſe verbunden — er iſt mit einem Worte ein ganzer Mann. Ich werde mich immer mit Vergnügen der intereſſanten Abende erinnern, welche ich mit ihm in Kiel zugebracht habe.

Während einer friedlichen Entwicklung in Schleswig-Holſtein wären der Herzog Friedrich und ſeine Miniſter gewiß vollkommen am Platze geweſen. Ihre Perſonen, ihr Weſen und ihre politiſchen Ueberzeugungen paſſen vortrefflich zu Land und Leuten. Die Proclamation „von Gottes Gnaden“, welche in Mittel- und Süd-

Deutſchland viel böſes Blut gemacht, iſt aus dem Verdruß des Herzogs über die Verehrung, welche der geſetzliche Sinn der Holſteiner dem „Hohen deutſchen Bunde“ zollte, hervorgegangen. „Man thut ja hier wirklich, als wenn der Bund der liebe Gott wäre; ſo will ich denn auch von Gottes Gnaden ſein,“ ſagte er mit Recht. Hätte der Herzog dieſen Gedanken nur feſtgehalten, vielleicht hätte er ihn und ſein Miniſterium zur Energie der Aktion geführt, an welcher es während dieſer nun mehr wie dreimonatlichen Regierung vollkommen gemangelt hat. Die Energie der Aktion liegt nicht im holſteiniſchen Charakter; aber gerade deßhalb hätte der Herzog und ſeine Miniſter die Initiative zu dieſer Aktion ergreifen müſſen. Nachdem die Proclamation des Herzogs durch die großen Volksverſammlungen in allen Theilen des Landes erfolgt war, war die Ankunft des Herzogs in Kiel der richtige Schritt, dem die Erklärung ſeines Regierungsantritts augenblicklich hätte folgen müſſen. Die ſchleunige Bildung einer Armee, die Bewaffnung des Landes wäre die erſte Pflicht der neuen Regierung geweſen. Der Kanone kann man nöthigenfalls nur mit der Kanone antworten. So hätte man das Geſchick des Landes in der Hand behalten, während man nun ſich Andern ganz und gar in die Hände gegeben hat. Statt

deren verließ man sich auf die Mittelstaaten, auf den Bund, und im Hintergrunde auf den Willen der deutschen Nation. Auf alle drei Faktoren hätte man wirken können, wenn man den nöthigen Druck auf jeden Faktor ausgeübt hätte. Die Mittel und Wege waren sämmtlich dazu vorhanden. Aber immer fehlte den Ministern des Herzogs der zündende Funke, der sie zur Aktion hätte führen müssen. Sie haben alle diese Mittel und Wege recht gut gekannt: ich hielt es für meine Pflicht gegen das Land, sie ihnen häufig genug darzulegen. Es traten mehrere Momente ein, wo man alles Versäumte hätte nachholen können. Es geschah nicht. Man fiel immer wieder in die alte Systemlosigkeit und in die zuwartende Politik, welche man bisher beobachtet hatte, zurück. Vergebens habe ich dem Staatsrath Francke auseinandergesetzt, daß man sich höchst irrigerweise auf eine starke Bewegung in Deutschland verlasse. Die Fortschrittspartei und der Nationalverein, welche die Agitation für Schleswig-Holstein in die Hand genommen hätten, führten diese Agitation immer nur bis zu dem Punkte, wo die Aktion anfange, ohne es je zu derselben kommen zu lassen, weil dieselbe gar nicht in ihrem Wesen begründet sei: das Interesse des Landes erfordere deßhalb, die Aktion selbst in die Hand zu nehmen. Daß

die vorhandenen Geldmittel nicht hinreichend waren, ist keine Entschuldigung. Holstein ist reich und opferwillig genug, die nöthigen Geldmittel zu beschaffen. Ich habe dem Grafen Reventlow, als Präsident des Landesausschusses, die dazu nöthigen Wege vorgeschlagen. Aber es ging dem Landesausschusse, wie der herzoglichen Regierung. Es fehlte ihm jeder revolutionäre Funke und alle Energie zur Aktion. Noch nach der Erklärung der preußischen und österreichischen Regierung, die Sache in Schleswig selbst in die Hand nehmen zu wollen, wäre es möglich gewesen, das verlorene Terrain durch eine That wieder zu gewinnen. Noch damals wäre es zur Antretung der Regierung Zeit gewesen. Aber wieder fehlte die Energie, sich endlich einmal auf seine eignen Kräfte zu verlassen.

Die Räthe des Herzogs Friedrich haben von Anfang an einen fast unbegreiflichen Fehler gemacht, aus welchem alle späteren Fehler hervorgegangen sind. Sie haben sich einer sehr angenehmen und freilich äußerst bequemen Illusion hingegeben. In der Politik muß man sich aber niemals einer Illusion hingeben; man muß im Gegentheil die äußerste Eventualität, den schlimmsten Fall immer vor Augen haben, und sich mit allen Mitteln rüsten, dieser äußersten Eventua-

lität zu begegnen. Die Illusion bestand darin, daß man auf eine schleunige Anerkennung des Herzogs als Herzog von Schleswig-Holstein mit Bestimmtheit rechnete. Wäre diese Anerkennung bereits im Dezember oder spätestens im Monat Januar erfolgt, so wären damit freilich die größten Schwierigkeiten gehoben gewesen. Man hätte zur Vertreibung der Dänen aus Schleswig die Bundeshülfe verlangen, oder, falls die Anerkennung des Herzogs sich auch nur auf Holstein erstreckt hätte, diese Vertreibung selbst ins Werk setzen können. Auf holsteinischem Boden hätte man eine neue schleswig-holsteinische Armee organisirt, und mit dieser Armee die Dänen aus Schleswig geworfen. Holstein und das deutsche Volk wären doch, selbst ohne officielle Hülfe der deutschen Regierungen, im Stande gewesen, eine Armee von 50,000 Mann auf die Beine zu stellen, und diese Armee vier Monate lang zu ernähren. Dies ist auch der erste Gedanke des Herzogs und seiner Minister gewesen. „In acht Tagen ist der Herzog vom Bundestage anerkannt," sagte der Staatsrath Francke zu mir, als ich auf einer Reise von Paris nach dem nördlichen Deutschland, am 24. Dezember in Gotha war, „dann machen wir uns die Sache selbst."

„Aber wenn der Herzog nun nicht binnen acht Tagen anerkannt wird, was dann?“ fragte ich, trotz der großen Sicherheit, mit der Hr. Francke diese Meinung aussprach, zweifelnd.

„Daran ist gar kein Zweifel,“ erwiederte mir der Minister, „wir sind unserer Sache ganz gewiß. Ich werde Ihnen die Stimmen vorrechnen. Wir sind in der Majorität. Noch vor Ende des Jahres ist die Sitzung.“

Er rechnete mir die Bundesstimmen vor, auf die er mit Bestimmtheit zählen konnte. Darnach war er freilich in der Majorität.

„Aber wenn die Regierungen, auf die Sie mit so großer Bestimmtheit zählen, sich über Nacht anders besinnen, oder, wenn die Sitzung vertagt wird, vielleicht Wochen, Monate lang vertagt wird.“

„Das Alles ist unmöglich, wir sind sicher,“ erwiederte Hr. Francke, etwas verdrießlich über meine Zweifel werdend. „Die Proclamation in Holstein wird sofort mit dem Einzuge der Bundestruppen überall erfolgen, im südlichen Holstein, wie in Wandsbeck ist sie schon erfolgt, in Altona erfolgt sie noch heute.“

Nach einer halben Stunde kam ein Telegramm, daß die Proclamation des Herzogs in Altona bereits er-

[illegible] Die Reise des Herzogs nach Kiel war damals schon beschlossen. Die Proclamation des Herzogs war vom Sturm einer Anzahl Patrioten, welche sich zu dem Zweck nach Hamburg begeben hatten — unter ihnen Graf Ludwig Reventlow und der Advokat Römer — in wirklich meisterhafter Weise in ganz Holstein in Scene gesetzt. Sie erfolgte Schlag auf Schlag; auf jedem Fuß breit Boden, welchen die Dänen räumten, wurde Herzog Friedrich als Herzog von Schleswig-Holstein ausgerufen, und die große Volksversammlung zu Elmshorn krönte dies Werk in wahrhaft glänzender Art durch die enormen Massen, welche sich trotz eines entsetzlichen Schneewetters dort einfanden, um den Willen des Landes vor Europa auszusprechen. Der Herzog hatte diese allgemeine Proclamation persönlichen Sympathien nicht zu verdanken. Ich habe ja erwähnt, welch' geringer Sympathien sich das Augustenburgische Haus in Schleswig-Holstein erfreute. Daß daran meistens dänische Intrigue und dänische Verläumdung Schuld war, habe ich ebenfalls bereits geschildert. Aber thatsächlich war es nun einmal so. Die großen Erfolge, mit denen die Proclamation in Holstein auftrat, hatte sie nur der seit König Friedrichs des Siebenten Tode allgemeiner sich gestaltenden

Meinung zu verdanken, daß hier das legitime Recht des Fürsten mit den nationalen Forderungen Hand in Hand gehe, und daß in der Durchführung jenes Rechts das gegebene Mittel für die Befriedigung dieser Forderungen liege. Sämmtliche Kundgebungen ruhten auf dem richtigen gemeinsamen Gedanken, daß die Regierung des Herzogs Friedrich in Schleswig-Holstein und die ewige Trennung von Dänemark identisch seien. Ich habe überall in Holstein, wo ich mich erkundigte, diesen Gedanken aussprechen hören. Die, wie gesagt, mit großer Geschicklichkeit und Energie von Hamburg aus geleitete Organisation dieses gemeinsamen Gedankens hat das Ihrige gethan, um ihn in dieser glänzenden Weise in Scene zu setzen.

Kaum hatten die Dänen Kiel geräumt, so erschien der Herzog in der Stadt. Der Moment war praktisch und äußerst günstig gewählt. Die Bewegung für Schleswig-Holstein war in Deutschland in fortwährendem Wachsen begriffen. Die Aufnahme des Herzogs in Kiel Seitens der Bevölkerung war eine glänzende. Die Nachricht seiner Ankunft wirkte in allen Orten des Landes in wahrhaft begeisternder Weise. Die anscheinende Kühnheit des Schrittes und das freundliche und zugleich würdevolle Benehmen des

Herzogs gewannen ihm ebenſo Aller Herzen, wie die äuß
Erſcheinung ſeiner Perſönlichkeit, welche, wie ich ſch
erwähnte, das Prototyp des Holſteiners iſt. De
tationen und Adreſſen, welche aus allen Gegenden d
Landes ſtündlich kamen, bekundeten die begeiſter
Stimmung der ganzen Bevölkerung. Die beiden Bu
descommiſſäre ſtanden rath- und thatlos. Dieſer Stim
mung der Bevölkerung gegenüber wagten ſie nicht
gegen den Herzog zu unternehmen; in ihrer Rathloſig
keit fragten ſie in Frankfurt um Verhaltungsbefehle
an. Die Uebernahme der Regierung Seitens des Her
zogs hätte nun augenblicklich erfolgen müſſen. Die
Bundescommiſſäre hätten gar nicht gewagt, derſelben
entgegenzutreten. „Beatus, qui possidet, nur muthig
vorwärts!“ lautete die Depeſche Roggenbach's aus
Karlsruhe an den Herzog. Da erklärte der Herzog
zum Erſtaunen aller entſchloſſenen Freunde und An-
hänger der ſchleswig-holſteiniſchen Sache in Deutſch-
land, in Frankfurt am Bundestage, daß er ſich nur als
Privatmann in Kiel aufhalten wolle. Der Herzog
und ſeine Miniſter erwarteten ja täglich die Anſetzung
der Bundestagsſitzung, in der ſeine Anerkennung er-
folgen würde. Der günſtige Moment ging vorüber.
Die Räthe des Herzogs begingen jetzt den unglaub-

lichen Fehler, daß sie nicht berechneten, wie man sich aus der Sache herausziehen solle, wenn die Anerkennung vom Bunde weit hinausgeschoben werde, oder wenn sie gar nicht erfolge. Schon in Gotha hätten sie sich dies überlegen müssen. Jedenfalls hätte die tiefe Mißstimmung, welche sich in ganz Deutschland in Folge der Erklärung des Herzogs, daß er nur als Privatmann in Kiel sich aufhalten wolle, kund gab, sie auf diesen Fehler aufmerksam machen müssen. Der Fehler war während des ganzen Monats Januar täglich wieder gut zu machen. So viel mir bekannt ist, ist der Herzog und seine Regierung von Karlsruhe aus auch oft genug dahin gedrängt worden; man hat ihm sogar materielle Hülfe angeboten. Es geschah nichts. Tag für Tag verstrich. Mag sein, daß der Herzog in ausdrücklichen Versicherungen an die einzelnen Regierungen den Bund als diejenige Behörde anerkannt hatte, nach deren Verhalten er seine Handlungsweise zu regeln habe; mag sein, daß ihm für seine inoffensive Haltung in Berlin, wie ich nach einer Unterredung, welche ich mit dem Herzoge hatte, glauben muß, bestimmte Versprechungen gemacht worden sind: bereits in den ersten Tagen des Januar konnte man in Kiel über die theils schwankende, ungewisse, theils feindliche

Haltung, welche ein Theil der deutschen Kleinstaaten und die Großmächte der schleswig-holsteinischen Sache gegenüber einnahmen, gar nicht mehr in Zweifel sein; man mußte jetzt aus dem Fehler, in den man verfallen war, heraustreten, man mußte sich fragen, was anzufangen sei, wenn die Anerkennung des Bundes noch weiter hinausgeschoben würde, oder wenn sie gar nicht erfolge. Schon die Haltung der sächsischen Regierung, auf welche man so sehr gerechnet hatte, in der Bundestagssitzung, wo die Ausweisung des Herzogs aus Kiel verhandelt wurde, mußte den Räthen des Herzogs die Augen über die Zukunft öffnen; die lahmen Erklärungen, welche die sächsische Regierung später machte, um das Votum ihres Gesandten am Bundestage zu entschuldigen, waren doch wahrlich nicht im Stande, einen Staatsmann auch nur einen Augenblick zu täuschen.

Es ist eine schlimme Sache, wenn ein Mann, der die Geschicke eines Landes, welches sich inmitten einer revolutionären Bewegung befindet, leiten soll, conservativ, und gar nicht im Stande ist, aus dieser conservativen Richtung für eine Zeitlang herauszutreten. So erging es dem Herzoge und seinen Räthen. Es lag durchaus nicht in ihrer Individualität, sich auf die

revolutionäre Bewegung in Deutschland zu stützen und dieselbe für die Durchführung der Unabhängigkeit Schleswig-Holsteins zu benutzen. Sie waren nun einmal conservativ, und wollten deshalb nur mit den deutschen Regierungen, nicht aber mit dem deutschen Volke Etwas zu thun haben. Sie haben während des Monats Januar manchmal eingesehen, daß es mit den deutschen Regierungen nicht vorwärts gehe, sie konnten aber nicht so sehr aus ihrer Individualität hinaustreten, um sich auf die nationale Bewegung in Deutschland zu stützen und diese als Druck auf die Regierungen der Mittelstaaten zu benutzen. Da war der geniale Cavour ein anderer Mann. Er gehörte auch der constitutionellen Partei an und wollte mit den Republikanern nichts zu thun haben. Aber die Einheit und Freiheit Italiens als das eine große Ziel seines Lebens fest im Auge, hat er sich mehrmals mit den Republikanern verbündet, um dies Ziel herbeizuführen. Er hätte sich mit dem Teufel verbunden, wenn er durch dies Bündniß den Papst hätte aus Rom treiben können. Noch heute säße der „Re Bombino“ auf dem Throne des schönen Königreichs beider Sicilien, wenn Garibaldi nicht seinen Argonautenzug nach Marsala unternommen hätte, dies Heldengedicht, welches an

das ſchönſte Epos des Alterthums erinnert. Der Zug nach Marſala iſt nicht von der conſtitutionellen Partei Italiens unternommen, die Republikaner können dieſen ewigen Ruhm allein für ſich in Anſpruch nehmen. Der Zug wurde nur mit dem Gelde und mit den Streitern der republikaniſchen Partei gemacht. Aber Cavour unterſtützte den Heldenzug Garibaldi's mittelbar und unmittelbar, und als der große Befreier Süditaliens begann, die bourboniſche Herrſchaft auf dem Feſtlande aufzurollen, da ſagte Cavour zu einem meiner Freunde in Turin: „Jetzt muß ich ihm von oben her zu Hilfe kommen, nun muß ich Rom angreifen und vor Gaeta müſſen unſere Streitkräfte ſich treffen.“ Die deutſchen Conſervativen und Liberalen wollen das nie begreifen, daß, wenn es ſich um die Einheit und Freiheit des großen gemeinſamen deutſchen Vaterlandes handelt, ſie ſich auch auf die Revolution ſtützen müſſen, wenn es nicht anders geht, ſo unangenehm es ihnen auch ſein mag. Freiligrath ſagt in ſeinem ſchönen Gedichte beim Begräbniß Johanna Kinkel's ſo bezeichnend:

„Im feſten Aug' das Eine Ziel,
Das Eine mit uns Allen“

Aber ſie wollen das nicht begreifen. Dafür wird die Revolution auch eines Tages über ſie hinwegfegen wie eine Sündfluth. Als ich einmal in der Mitte des Monat Januar den Staatsrath Francke drängte, endlich die Initiative zu ergreifen, und ſich nicht mehr um Bundestag und Mittelſtaaten zu bekümmern, erwiederte er mir: „Aber das iſt der Weg zur Revolution.“ — „Allerdings kann es der Weg zu einer Revolution werden,“ erwiederte ich ihm, „ich weiß auch recht gut, daß Sie conſervativ ſind, aber — Sie haſſen die Dänen, und lieben Ihr Land, wie nur Einer; in dieſem Haß und dieſer Liebe müſſen Sie nur Eins im Auge haben, die Freiheit und nationale Selbſtſtändigkeit Schleswig-Holſteins. Führt nur die Revolution zu dieſem Ziele, ſo giebt es auch für Sie nur einen Weg, der Weg iſt dann die Revolution.“ — Als ich in den erſten Tagen des Januar nach Kiel kam, hatte gerade die Bundestagsſitzung ſtattgefunden, in welcher die Ausweiſung des Herzogs aus Kiel verhandelt wurde. Ich traf Dr. Samwer bei Herrn Francke. Dr. Samwer war entrüſtet. „Sie ſehen nun,“ ſagte ich, „wie Sie ſich auf die deutſchen Regierungen verlaſſen können, welche Ihnen ihren Beiſtand zugeſagt haben; verlaſſen Wir Uns nun einmal auf Uns ſelbſt.“

Graf Eduard Baudissin drückte sich dem Herzog gegenüber ganz klar aus, als er ihm bei Gelegenheit der Proclamation von Gottes Gnaden ausdrücklich sagte: „Sie hätten sich von Volkes Gnaden nennen sollen.“ Indem ich Herrn Francke auseinandersetzte, daß Thatsachen und Erklärungen gegenüber, wie sie in der letzten Zeit in Kiel stattgefunden hätten, wie die Erklärung des Herzogs, daß er nur als Privatmann in Kiel bleiben wolle und die Thatsache, daß ein Regierungsantritt des Herzogs nicht erfolge, die Sympathien in Deutschland für Schleswig-Holstein im Abnehmen begriffen seien, daß deshalb durchaus etwas geschehen müsse, um diese Sympathien zu steigern, daß man nur so einen Druck auf die Regierungen der Mittelstaaten ausüben könne, um den Bundestag endlich in Betreff der Anerkennung vorwärts zu treiben, schlug ich ihm vor, die Initiative in der Bewegung für Schleswig-Holstein in Deutschland selbst in die Hand zu nehmen, den Centralausschuß in Frankfurt, welcher auch über Reden, Geldsammlungen und Concerte nicht hinauskäme, aufzufordern, einen energischen Druck durch große demonstrative Volksversammlungen auf die Regierungen der Mittelstaaten auszuüben, zu dem Ende eine Proclamation an die deutsche Nation zu

erlaſſen, und währenddem die Organiſation der Bewaffnung in Holſtein ſelbſt energiſch anzufaſſen, dann könne man ſich um Mitte Januar auf eigene Füße ſtellen, und den Regierungsantritt des Herzogs proclamiren. Aber er hoffte noch immer auf baldige Anerkennung des Bundes, und war theils in dieſer Vorausſetzung, theils weil alle dieſe Mittel ſeiner conſervativen Individualität durchaus widerſtrebten, nicht dazu zu bringen, derartige Maßregeln ins Werk zu ſetzen.

In einer revolutionären Bewegung muß man keinen Tag verlieren, wo möglich nicht eine Stunde. Der Enthuſiasmus des deutſchen Volkes für ideale Principien iſt nicht von langer Dauer. Ich wandte mich deshalb an die einflußreichſten Mitglieder des ehemaligen Landesausſchuſſes. Sämmtliche ſchleswig-holſteiniſche Vereine wurden damals gerade neu organiſirt. In einem ſtillen Zimmer der Harmonie ſprach ich Abends mit Graf Ludwig Reventlow, mit dem Advokaten Späthmann, dem jetzigen Bürgermeiſter von Eckernförde, und dem Architekten Guſtav Martens. Ich machte ihnen dieſelben Vorſtellungen, welche ich am Morgen den beiden Miniſtern gemacht hatte, ich ſagte ihnen, daß der Nationalverein und die

Fortſchrittspartei in der Leitung der ſchleswig-holſteiniſchen Bewegung in Deutſchland niemals dahin gelangen würden, einen wirklichen Druck auf die Regierungen auszuüben, weil ihre Agitation ſich nur auf Kammerreden, Reſolutionen und Geldſammlungen erſtrecke, vor denen keine Regierung ſich mehr fürchte, daß die Bewegung in Deutſchland auch ſchon, weil der Nationalverein und die Fortſchrittspartei alle radicalen Elemente grundſätzlich von derſelben fernhalte, im Abnehmen begriffen ſei. Da die Regierung des Herzogs zu einem ſelbſtſtändigen Auftreten nicht zu bringen wäre, ſo müſſe der Landesausſchuß ſich ſchleunigſt als ſolcher von Neuem conſtituiren, ſich als Centralbehörde für alle in der Bildung begriffene oder bereits gebildete ſchleswig-holſteiniſche Vereine aufſtellen und als ſolche ſowohl die Bewaffnung im Lande, als die Agitation in Deutſchland in die Hand nehmen. Als Zwiſchenglieder könnten nach beiden Seiten hin die Vereine in Holſtein und die ſchleswig-holſteiniſchen Vereine in Deutſchland und der Centralausſchuß dienen. Zu dem Zwecke müſſe man in Holſtein eine neue halbe Million zu der halben Million, welche aus Deutſchland eingegangen ſei, verlangen, mit dieſer Summe die Bewaffnung im Lande bis Mitte Januar durchführen,

und für Deutschland eine Proclamation erlassen, worin man die bei dem Zaudern des Bundestages in der Anerkennung immer gefährlicher werdende Lage des Landes schildere, und zu einem thatkräftigen Handeln und zu großen demonstrativen Versammlungen auffordere. Zu gleicher Zeit seien der Centralausschuß und alle schleswig-holsteinischen Vereine in Deutschland aufzufordern, in ähnlicher Weise vorzugehen. Mitte Januar müsse dann der Regierungsantritt des Herzogs, falls der Bund die Anerkennung dann immer noch nicht ausgesprochen habe, unter allen Umständen erfolgen. Der Einzige, welcher meine Ansichten energisch unterstützte, war Martens. Graf Reventlow erklärte mir rundweg, daß Alles, was ich vorschlage, ganz wider seine Gefühle sei. Späthmann stimmte Reventlow vollständig bei. „In der Politik giebt es gar keine Gefühle, Herr Graf," erwiederte ich, „es giebt nur Ziele, und Mittel, um zu diesen Zielen zu gelangen. Sagen Sie mir, sind die Mittel, welche ich vorschlage, dazu tauglich oder erfüllen sie ihren Zweck nicht?" Aber Graf Reventlow und Advokat Späthmann blieben bei ihren Ansichten, daß von alle Dem, was ich verlange, nichts geschehen könne, daß man die Anerkennung des Bundestages erwarten müsse, welche jetzt unzweifelhaft bald

erfolgen werde, und daß damit alle Schwierigkeiten gehoben wären. Auch würden alle meine Vorschläge in Holstein nicht den erwarteten Erfolg haben, die Initiative läge nun einmal nicht im schleswig-holsteinischen Charakter. Es war dasselbe, was Staatsrath Francke mir zuweilen sagte: „Sie können Ihren Bruderstamm nun einmal nicht anders machen, als wie er ist. Wir sind nicht in Italien.“ Was half es mir, daß ich Graf Reventlow erwiederte: „Nun deshalb, weil der holsteinische Charakter etwas apathisch ist, muß man gerade die Initiative ergreifen. Thäte der Landesausschuß dies, so bin ich gewiß, daß die Bevölkerung folgt.“ Schließlich konnte man nicht einmal darüber hinweg kommen, daß der Landesausschuß sich als Centralbehörde für alle Vereine hinstellen solle, ohne von den Vereinen als solche gewählt zu sein, die Wahl erfordere aber wenigstens acht Tage. Die Idee, sich als Centralbehörde zu octroyiren, lag dem gesetzlichen ordnungsmäßigen Sinne dieser Männer vollständig fremd. Selbst Martens, der zuerst auf meiner Seite gewesen war, trat nun zu den andern über; in den Gedanken der Octroyirung konnte er sich durchaus nicht hineinfinden. Wer den holsteinischen Charakter kennt, wird sich darüber gar nicht wundern. Alles muß seinen gesetzlichen, ordnungs-

mäßigen Weg gehn, ſonſt geht's gar nicht. Daß mitten in einer revolutionären Bewegung dieſer Weg oft gar nicht gangbar iſt, ohne unwiederbringliche Nachtheile für das Ganze herbeizuführen, begreift man in Holſtein nicht. Wenn aber Männer, welche in großem Anſehen im Lande ſtehen, wie Graf Reventlow beiſpielsweiſe, dieſen nicht ordnungsmäßigen Weg einſchlagen, ſo gehen die Anderen, ohne ſich viel zu bedenken, auch hinterher. In Holſtein ſowohl wie in Schleswig iſt es nur nöthig, die Initiative zu ergreifen, dann geht Alles, dann iſt man zu allen Opfern, zu allen Thaten bereit. Und deshalb tragen alle Männer von Bedeutung und Anſehen in Holſtein, auch Graf Reventlow, die große Verantwortlichkeit, daß ſie dieſe Initiative nicht ergriffen haben. Ob eine ſolche Initiative in ihrer Individualität liegt, oder nicht liegt, iſt gar keine Entſchuldigung. Wird der Bruderſtamm zwiſche Elbe und Königsau zum zweiten Male von den europäiſchen Cabinetten an Dänemark verrathen, ich ſage es hier ganz offen, ſie tragen einen großen Theil der Schuld. Mögen Sie es verantworten. Ich habe noch heute die feſte Ueberzeugung, hätte man die Mittel in Anwendung gebracht und die Wege eingeſchlagen, die ich wollte, die Sache der Freiheit und Nationalität Schles-

wig-Holsteins wäre, selbst ohne daß es zu irgend einem bewaffneten Conflikt mit den Bundestruppen gekommen wäre, bereits in der Mitte des Januar über jede Möglichkeit eines Verraths Seitens der europäischen Cabinette weit hinaus gewesen. Jedenfalls hätte man das Seinige gethan. Mit Gewißheit ist nie ein Erfolg zu verbürgen. Selbst wenn man die Geschichte aller großen und entscheidenden Schlachten studirt, so findet man, daß der Erfolg oft von einem Witterungswechsel abhängig war. Aber gerade deshalb müssen Diejenigen, welche die Leitung einer Sache in einer gefährlichen Situation in die Hand genommen haben, alle Energie aufbieten und alle Mittel in Bewegung setzen und besonders von allen doctrinären Anschauungen abstehen.

Am andern Tage hatte ich nochmals eine Unterredung mit Graf Reventlow. Gerade wegen seiner Stellung zum Herzoge und zum Landesausschuß schien es mir durchaus nöthig, ihn zu gewinnen. Alle Vorstellungen waren vergebens. Graf Reventlow ist, wie Graf Adelbert Baudissin ihn ganz richtig charakterisirt, viel zu weich und zu gewissenhaft, um das revolutionäre Gebiet zu betreten. Ich füge hinzu, auch viel zu conservativ. Er ist dabei, wie ich schon einmal er-

wähnte, ein Mann von großer perſönlicher Bravour, ein Mann von durchaus ehrenhaftem Charakter, ein Mann, der ſein eigenes Leben für ſein Vaterland ſofort in die Schanze ſchlagen würde, aber an der Spitze einer Bewegung, wie die ſchleswig-holſteiniſche im Anfange dieſes Jahres, iſt er vermöge ſeiner individuellen Eigenſchaften nicht an ſeinem Platze. Männer der äußerſten Linken in Kiel, der Advokat Richard v. Reegardt, Graf Eduard Baudiſſin, Dr. v. Maak, der Buchhändler v. Maak, der Zimmermeiſter Riepen waren auch mit dieſem matten Vorgehen der herzoglichen Regierung und des Landesausſchuſſes ganz und gar nicht einverſtanden; aber ſie Alle beſaßen nicht die Initiative, unabhängig vom Landesausſchuſſe und von der herzoglichen Regierung die Sache des Landes ſelbſt in die Hand zu nehmen. Ich habe mit ihnen häufig genug darüber geſprochen. Graf Adelbert Baudiſſin, der bekannte geiſtvolle Schriftſteller, war nach einem eintägigen Aufenthalte in Kiel und nach einer Unterredung mit dem General v. Stutterheim voll Verzweiflung wieder davon gelaufen. Man ſagte mir, er hätte den Verſtand verloren. Ich reiſte nach Hamburg, um zu ſehen, ob er wirklich den Verſtand verloren habe. Aber ich fand ihn weit praktiſcher und einſichtsvoller,

wie alle Andern: er nimmte vollkommen mit allen Mitteln, welche ich vorgeschlagen hatte, überein, und war bei seinem heißblütigen Temperament nur einige Male über die Maulherzigkeit, über den Doctrinarismus in Kiel, über den „hohen deutschen Bund“ und über das Warten auf die Anerkennung sehr natürlicherweise außer sich gerathen. „Nicht wahr, der Graf ist verrückt?“ fragte mich Hauptmann v. Z...., als ich zurückkam. „Lieber Capitän,“ erwiederte ich ihm, „er ist weit vernünftiger, wie Ihr Alle: er sieht die Sache des Landes nur ohne Illusionen an und will mit Euren Illusionen endlich einmal durch energisches Auftreten ein Ende machen. Wenn ich ihn für verrückt erklären soll, muß ich mich selbst für verrückt erklären, und ich habe doch wahrhaftig die Ueberzeugung, daß ich äußerst vernünftig bin.“

Der Mangel an Initiative und die Vertrauensseligkeit der herzoglichen Regierung und der Mitglieder des Landesausschusses auf die Anerkennung des Bundestages fing allmählig an, einen sehr üblen Einfluß auf das ganze Land auszuüben. Jeder arbeitete sich gewaltsam in diese Vertrauensseligkeit hinein. Die Presse mahnte zur Ruhe und lobte den gesetzlichen Sinn der Bevölkerung — nur die schleswig-holsteinischen Blät-

ter, das vom Advokaten Römer in Kiel neu gegründete Organ, ſprach ſich zuweilen in einem anderen Sinne aus — das Land vertraute dem Herzog und ſeinen Miniſtern, und der Herzog und ſeine Miniſter vertrauten den Verſprechungen der befreundeten Regierungen der Mittelſtaaten, daß die Anerkennung des Herzogs Seitens des Bundestages vor der Thür ſei. Noch in den erſten Tagen des Monat Januar hatte der Staatsrath Francke gar keinen Zweifel, daß die Sitzung zur Anerkennung des Herzogs in der Mitte des Monats ſtattfinden würde. Inzwiſchen ging es mit der Bildung einer ſchleswig-holſteiniſchen Armee und mit der Beſchaffung von Waffen und Armaturſtücken langſam vorwärts. Vergebens verſuchte ich, als ich ſah, daß die Mitglieder der herzoglichen Regierung und des Landesausſchuſſes nicht dazu zu bringen waren, die Initiative in die Hand zu nehmen, die Aufregung im Lande zu ſteigern, und dadurch einen Druck auf die Leiter der Bewegung in Kiel hervorzubringen. In einer Proclamation, welche ich an alle hervorragenden Perſönlichkeiten in Holſtein ſandte und in allen holſteiniſchen Zeitungen und Wochenblättern abdrucken ließ, forderte ich die holſteiniſchen Vereine auf, vom Centralausſchuß in Frankfurt und von der Bevölkerung der ſüddeutſchen und mitteldeutſchen Staaten zu verlangen,

daß mittelst großer demonstrativer Volksversammlungen ein Druck auf die Regierungen derselben ausgeübt werde, um die Entscheidung am Bundestage gewaltsam zu einem schleunigen Ende zu führen, und Holstein zu bewaffnen, um schließlich, auch ohne Anerkennung des Bundestages, den Regierungsantritt des Herzogs selbst auszusprechen. Es war vergebens. Die Proclamation ging fast spurlos ohne alle Wirkung vorüber. Theils hatte man sich in den gesetzlichen Gedanken, die Entscheidung des Bundestages abzuwarten, ganz und gar hineingelebt, theils wurden meine Anstrengungen durch die herzogliche Regierung in Kiel fortwährend abgeschwächt, indem die Mitglieder der geheimen Organisation, welche mit so großer Geschicklichkeit die Proclamation des Herzogs in Holstein in Scene gesetzt hatten, aus Kiel die Parole erhielten, meiner Proclamation nicht Folge zu leisten. Wahrscheinlich werden heute, wo ich dies schreibe, nach drei Monaten, wo von der Anerkennung des Herzogs in Frankfurt gar keine Rede mehr ist, alle diejenigen, welche meine Anstrengungen illusorisch gemacht haben und mich laut und öffentlich tadelten, mir zugeben, daß meine Ansicht eben so richtig war, wie daß die Mittel und Wege, welche ich vorschlug, zum gewünschten Ziele geführt haben

würden. Aber damals war nur Einer auf meiner Seite — der General von Stutterheim.

Nachdem auf dieſe Weiſe faſt zwei Drittel des Monats Januar in nutzloſem Warten und Hoffen auf eine endliche Erledigung der Anerkennungsfrage in Frankfurt verſtrichen waren, traten noch zwei Momente ein, welche gewaltſam darauf hätten hinführen müſſen, jetzt endlich die Sache ſelbſtſtändig in die Hand zu nehmen. Der erſte Moment trat ein, als die öſterreichiſche und preußiſche Regierung in Frankfurt erklärten, zur Occupation Schleswig ſchreiten zu wollen. Der Regierungsantritt des Herzogs mußte erfolgen, bevor die preußiſchen und öſterreichiſchen Truppen an die Elbe rückten. Die Bewaffnung war damals in Holſtein meines Wiſſens ſoweit vorgeſchritten, daß man fünftauſend Mann hinſtellen konnte. Fünftauſend Mann wären genug geweſen, um dem Regierungsantritt des Herzogs dem möglichen Einſpruch der Bundescommiſſäre gegenüber den nöthigen Schutz zu verleihen. Die Zahl der damals in Holſtein anweſenden Bundestruppen belief ſich wenig über ſechstauſend Mann. Schwerlich würden die Bundescommiſſäre ſich dem Regierungsantritt des Herzogs widerſetzt haben, auch ſich gar nicht haben widerſetzen können. Sie hätten ſich höch-

ſtens, wie bei dem Einmarſch der Preußen in Altona und Neumünſter zu einem Proteſt und zu einer telegraphiſchen Anfrage am Bundestage ermannt. Sie hätten um ſo weniger ein gewaltſames Einſchreiten verſucht, als ja ein Theil der am Bunde vertretenen Kleinſtaaten die Anerkennung des Herzogs längſt ausgeſprochen hatte. In einer ſchwankenden Situation beſeitigt ein fait accompli am beſten alle Schwierigkeiten. Schwerlich würde auch die öſterreichiſche und preußiſche Regierung gegen ein ſolches fait accompli, welches ſie bei dem Einmarſch ihrer Truppen in Holſtein vorgefunden hätten, Einſpruch erhoben haben. Hat doch ein Organ der jetzigen preußiſchen Regierung, die Norddeutſche Allgemeine Zeitung, kürzlich dem Herzoge Friedrich erſt gerade daraus einen Vorwurf gemacht, daß er nicht, nachdem er ſich nun einmal im Lande befand, frei die Fahne ſeines Hauſes entfaltet habe. Ich kann es nur nochmals wiederholen, ich halte, mag die Sache auch endigen, wie ſie will, den Einmarſch der preußiſchen und öſterreichiſchen Truppen unter allen Umſtänden für ein Glück für Schleswig; jedenfalls ſind die Dänen, deren Druck unerträglich wurde und das ganze Land ruinirt haben würde, durch die öſterreichiſchen und preußiſchen Soldaten bis hinter

die Königsau geworfen, und der däniſche Uebermuth und die däniſche Frechheit haben durch die preußiſchen gezogenen Kanonen und durch die Büchſen der öſterreichiſchen Kaiſerjäger endlich einmal die Lection erhalten, die ihnen ſchon ſeit einem Jahrzehent gebührte. Hätten die beiden Großmächte die Sache nicht in die Hand genommen und dem Bundestage Zeit und Muße gelaſſen, in ſeinem verrätheriſchen Spiel gegen Schleswig-Holſtein weiter fortzufahren, noch heute ſtänden die däniſchen und ſächſiſchen Vorpoſten ſich Gewehr in Arm an der Schleußenbrücke in Rendsburg gegenüber, und noch heute würden däniſche Hardesvögte, Schulmeiſter und Paſtore ihre freche Wirthſchaft jenſeits der Eider ungeſtört weiter treiben. Jedenfalls hätten aber in dieſem Moment der Herzog und ſeine Räthe, ganz unbekümmert um die möglichen Folgen, ſelbſtſtändig auftreten und die Regierung in Holſtein übernehmen müſſen, um in Sachen des Landes jetzt endlich auch mitzuſprechen. Aber alle Vorſtellungen waren vergebens. Es fehlte an der richtigen Anſchauung und an der nöthigen Energie, jetzt endlich in die Aktion zu treten. „Sie ſprechen immer, wir ſind am Ende," ſagte mir Dr. Carl Lorenzen, der die Stelle eines Unterſtaatsſecretärs vertrat, mit einem mitleidigen diplomatiſchen Lächeln,

„wir ſind am Anfange, Herr Doctor.“ — „Ja, ja,“ erwiederte ich, „die ſchleswig-holſteiniſche Sache iſt freilich am Anfange, aber Sie, Sie ſtehen ganz nahe vor Ihrem Ende.“ Die Herren Francke und Samwer konnten ſich wohl nicht in dem Gedanken finden, daß es bei Uebernahme der Regierung Seitens des Herzogs in dieſem Momente zu einem bewaffneten Conflicte mit den Bundestruppen kommen könne, daß vielleicht im Falle eines ſolchen Conflictes eine revolutionäre Bewegung in Deutſchland ausbrechen könne — bei ihrer conſervativen Anſchauungsweiſe liegt darin eine Entſchuldigung, nicht in die Aktion zu treten — indeß, ein Schleswig-Holſteiner, deſſen Herz voll iſt von Dänenhaß, muß nur ein Ziel im Auge haben, die Befreiung ſeines unglücklichen Landes und die Aufrechthaltung ſeiner Nationalität, mag auch der Weg zu dieſem Ziel ganz mit Blut bedeckt ſein, er muß ihn einſchlagen. Der Herzog — es iſt das einzige Mal, daß ich mit ihm eine Unterredung hatte — war voll Vertrauen auf den König von Preußen. „Ich theile keine Ihrer Befürchtungen,“ wiederholte er mir immer, „ich verlaſſe mich auf den König von Preußen, ich weiß, worauf ich mich verlaſſe.“ — Vielleicht hat er Recht. Vielleicht ſind alle Erklärungen der preußiſchen Regierung in London

und Paris, die Integrität Dänemarks nicht verletzen zu wollen, diplomatische Winkelzüge, um keinen europäischen Krieg herbeizuführen, um die Dänen aus der Düppelstellung und von der Insel Alsen zu treiben, und schließlich Schleswig-Holstein zu einem selbstständigen Staat mit dem Herzog von Augustenburg als constitutionellen Fürsten zu machen, und vielleicht hatte der Herzog diese Gewißheit — dann war die Politik des Herzogs und seiner Räthe in Kiel eine richtige, und ich will recht gern Unrecht haben. So lange ich aber über mein Schicksal im Ungewissen bin, so lange liebe ich selbst darüber zu verfügen und es selbst in die Hand zu nehmen — wenn ich dazu im Stande bin. Und zu dieser Zeit war man in Kiel noch dazu im Stande.

Nochmals kehrte dieser Moment wieder. Es war damals, als die preußischen Truppen den Uebergang über die Schlei erzwangen und die Oesterreicher nach den Gefechten bei Jagel, Oberselk und Wedelspang in Schleswig einzogen. Schwerlich würde es damals möglich gewesen sein, den Herzog von Augustenburg zu hindern, die Regierung in Holstein anzutreten. Auch dieser Moment ging unbenutzt vorüber. Preußische Truppen besetzten Rendsburg, Neumünster und Altona, Kiel war bereits besetzt. Jeder Moment zur eigenen

Aktion war nun vorbei. Das Schicksal Schleswig-Holsteins war wiederum von der Entscheidung der europäischen Cabinette abhängig, deren Conferenzen bevorstehen, während jenseits der Eider die Kanonen donnern und die Ereignisse die beiden Großmächte von der Inpfandnahme Schleswigs in den Krieg mit Dänemark getrieben haben. Diesen Krieg werde ich im folgenden Bande schildern. Ob das allgemeine Stimmrecht am Schlusse des zweiten Akts, die Stelle der dritten Großmacht einnehmen und über das Schicksal des Landes endgültig entscheiden wird — die Entscheidung selbst kann gar nicht zweifelhaft sein — ist eine am Schlusse des ersten Aktes nicht zu beantwortende Frage. In diesem Falle würde der „verrathene Bruderstamm" von der Herrschaft der Dänen befreit sein. Jedenfalls gebührt dem Herzoge von Coburg das gar nicht genug anzuerkennende Verdienst, die Regierung des Kaisers der Franzosen dahin gebracht zu haben, dies Princip in der Sache Schleswig-Holsteins vor Europa auszusprechen.

Druckfehler:

Seite 5 statt „bloß Liberalen" .... „blassen Liberalen".

Druck von Otto Wigand in Leipzig

Ich übergebe hiermit dem Pub
den ersten Band, die Bundesexecuti
Holstein enthaltend. Der zweite
den eigentlichen Krieg in Schleswi
schreibend, folgt in 14 Tagen nach.

Leipzig, 20. April 1864.

Otto Wigan

Vom verrathenen Bruderſtamme.

Der Krieg

in

Schleswig-Holſtein

im Jahre 1864.

Von

Guſtav Raſch.

Zweiter Band.

Der Krieg in Schleswig.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1864.

Vom verrathenen Bruderſtamme.

Der Krieg

in

Schleswig-Holſtein

im Jahre 1864.

Von

Guſtav Raſch.

Zweiter Band.

Der Krieg in Schleswig.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1864.

LG

DL236
R3
v.2

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Frau Generalin

Sofia Haug

in Verehrung und Freundschaft

gewidmet.

Erstes Kapitel.

In Eckernförde.

Einzug der preußischen Truppen in Eckernförde. — Uebergang über die Eider bei Levensau. — Gefecht mit dänischen Kriegsschiffen in der Eckernförder Bucht. — Proclamation des Herzogs in Gettorf und Eckernförde. — Der Bürgermeister Leisner, der Knabenpeitscher, seine Flucht und sein Ende. — Sein Vorgänger, Polizeimeister Hammerich. — Energie der Einwohner von Eckernförde. — Die Vertreibung der dänischen Beamten. — Eine Erinnerung an den 9. April 1849. — Der Friedhof. — Das Grab Preußer's. — Preußische Soldaten. — Lieutenant Hammer. — Schlachtermeister Büschel. — Der Spion Blaunfeldt.

Es war wenige Tage nach dem Einzuge der preußischen Truppen in Eckernförde. In den Morgenstunden des 1. Februar hatten die in Kiel und in der Umgegend liegenden Regimenter die Eider bei Levensau, Königsförde und Cluvensiek passirt. Ohne ernsthaften Widerstand besetzten ihre Vorposten die Linie Windebye bis Groß-Wittensee. Der Generalstab des Prinzen

Friedrich Carl, Commandeur der preußiſchen Truppen auf der rechten Flanke, hatte ſein Hauptquartier am erſten Tage nach Gettorf auf dem Wege von Kiel nach Eckernförde verlegt. Als die Preußen am Schnellmarker Holze vorüberzogen, wurden drei in der Eckernförder Bucht befindliche Kriegsſchiffe rapportirt. Das eine von ihnen ſchoß auf die Truppen zwei Schüſſe, welche nicht trafen. Die erſte Kugel fiel mitten ins Waſſer. Etwa eine Stunde ſpäter erſchien die Artillerie. Drei Batterien poſtirten ſich an den Höhen vor dem Schnellmarker Holze und begannen das Gefecht. Etwa dreißig Schüſſe wurden gewechſelt. Von den däniſchen Kugeln wurde nur ein Pferd getroffen. Das ganze Gefecht dauerte kaum dreiviertel Stunde. Nachdem das eine von den däniſchen Schiffen ſich bereits am Anfange des Gefechts entfernt hatte, entfernten ſich auch die andern, nachdem ſie von den gezogenen Kanonen einige Kugeln erhalten hatten. Dann zogen die Truppen in die Stadt ein. Alle Häuſer waren bereits mit deutſchen und ſchleswig-holſteiniſchen Fahnen geſchmückt. Das Schleswig-Holſtein-Lied ertönte, ein unendlicher Jubel beherrſchte das Ganze. Die däniſchen Schilderhäuſer wurden ſofort zerſtört oder umgeworfen, überall wurde das Wort „Königlich“ vernichtet. Um Mittag wurde

Herzog Friedrich als Herzog von Schleswig-Holstein unter enthusiastischer Betheiligung der ganzen Bevölkerung proclamirt, nachdem Graf Baudissin die Proclamation bereits in Gettorf vorgenommen hatte. Mit Jubel und Freude wurden die preußischen Truppen empfangen. Den Tag schloß eine glänzende Illumination.

Es war also wenige Tage nach der Befreiung Eckernförde's von dänischer Herrschaft. Ich saß mit dem neuen Bürgermeister und dem von der Bürgerschaft gewählten neuen Polizeimeister in der Wohnung des ehemaligen Bürgermeisters, des berüchtigten Leisner, und wir sprachen von dem gewesenen kleinen Tyrannen und von der Wandelbarkeit des Schicksals. Leisner hatte flüchtig Eckernförde verlassen und trieb sich, wer weiß wo, umher. Als er sah, daß es mit der dänischen Herrlichkeit ein Ende nahm und die Preußen ihm den Schutz versagten, den er mit wahrhaft dänischer Frechheit beanspruchte, da hielt er es für das Beste, unter dem Schutz einer preußischen Patrouille die Stadt, wo er ein würdiger Nachfolger Hammerich's geworden war, der dann zum Polizeimeister in Flensburg emporstieg, zu verlassen. Aber der Schlachtermeister Büschel telegraphirte hinter dem Flüchtlinge her. Bereits in Kiel

wurde er in Empfang genommen, und nun erwartete ihn auf der ganzen Reise, immer durch den Telegraphen verfolgt, eine lange Reihe wohlverdienter Demüthigungen auf allen Bahnhöfen. Leider ließ der friedfertige und gesetzliche Sinn der Holsteiner es nur zu symbolischen Züchtigungen kommen. In Italien würde der Haß und die Rache einen solchen Mann bereits auf der ersten Eisenbahnstation zerrissen haben. Hier begnügte man sich mit moralischen Vorwürfen, welche der schamlose Renegat ganz gewiß, sowie er in Sicherheit war, abgeschüttelt hat, wie der Pudel das Wasser. Aber heiß muß der Tag doch für ihn gewesen sein; denn in Pinneberg konnte er die Demüthigungen und Beleidigungen, welche immer mehr anwuchsen, desto näher er nach Altona kam, nicht länger aushalten, — er entsprang aus dem Coupé des Eisenbahnwagens und verschwand in der Dunkelheit. Seitdem war seine Spur in Schleswig-Holstein verloren gegangen. Die Eckernförder Bürger haben sich immer unter den Schleswigern durch ihre besondere Energie und durch ihre deutsche Gesinnung ausgezeichnet; sie haben unbedingt mehr Blut in den Adern, wie die Flensburger, die Tonderaner, die Haderslebener und die Apenrader; in dem Moment, wo die preußischen Truppen eingerückt waren, hatten sie

auch bereits vollſtändig mit dem Geſindel von däniſchen Beamten, welche ſie nun über zwölf Jahre lang gequält hatten, aufgeräumt. Außer einem einzigen Hardesvogt, einem unſchädlichen Menſchen, welcher ſich immer ſorgfältig von den Daniſirungsplänen der Regierung in Kopenhagen entfernt gehalten hatte, war der Augiasſtall binnen einigen Stunden ohne preußiſche Erlaubniß vollkommen ausgefegt und tüchtige und ehrenwerthe deutſche Männer eingeſetzt. Zu dieſen gehören der neue Bürgermeiſter, Advokat Späthmann aus Kiel, und der neue Polizeimeiſter Rathlev, ehemals ebenfalls Advokat in Kiel. Uebrigens war es den armen Eckernfördern auch ſchon vor Leisner's Regierungsantritt als regierender Bürgermeiſter recht ſchlecht ergangen. Der berüchtigte Hammerich war ſein Vorgänger geweſen. Er hatte ſich durch die kleinlichſten Tracaſſerieen, durch eine wahrhafte Verfolgungswuth bei Einführung der Reichsmünze, durch Verurtheilungen in Brüche, welche aus den kleinlichſten und lächerlichſten Veranlaſſungen auferlegt und ſofort im Wege der Execution eingezogen wurden, ausgezeichnet. Dabei war er von einem impoſanten Dünkel auf ſich ſelbſt und ſeine Würde beſeſſen. Er hatte einen Geßlers-Hut auf dem Kopfe und bedrohte die Perſonen, welche ihn auf der Straße nicht

grüßen, mit Geldstrafen. Sein Benehmen war um so lächerlicher, als er in seiner Haltung und seinem Aussehen ohne jede Repräsentation war. Er sah aus, wie ein Junge, und hat noch heute dies Aussehen, obwohl er die Mitte der Dreißiger überschritten haben muß. Ein Unglück, welches ihm in Kiel passirte, drückte ihm so den Stempel der Lächerlichkeit auf, daß daselbst die dänische Regierung es für passend fand, ihm eine neue Wirksamkeit in Kiel anzuweisen. In einem Kieler Bierhause trank er ein Glas Bier. Als ihm der Kellner auf seine Frage, „was das Bier koste?“ „zwei Schillinge“ antwortete, legte er dem Jungen zwei dänische Reichsschillinge hin.

„Ne,“ antwortete der Knabe, die beiden dänischen Schillinge zurückschiebend, „zwee von de weeßen, nich von de rothen.“

„Aber weißt Du nicht, daß es verboten ist, in Courant zu fordern?“ fuhr ihn der Polizeimeister an.

„Gewiß,“ erwiederte der Knabe, „aber nur zwischen Mann und Mann, nicht zwischen Junge und Junge.“

Als wir dann aufstanden, um einen Gang durch die Stadt und deren Umgegend zu machen, mußte ich nochmals an die schnelle Wandelbarkeit aller Dinge denken. Das da war der Schreibtisch desselben Man-

res, der oft geschworen hatte, falls er nur meiner habhaft werden könne, mich sofort unter der sichersten Bedeckung nach Kopenhagen zu schaffen. Er konnte es mir nie vergessen, daß ich die Auspeitschung des Büschel'schen Kindes zu einem europäischen Spektakel gemacht hatte. Leisner hatte damals nicht weniger als 186 Briefe des beschämendsten Inhalts aus allen europäischen Ländern erhalten. Und nun war er flüchtig und ich couvertirte einige Briefe an demselben Schreibtische, auf dem er die Auspeitschung des Knaben decretirt hatte. Es sind nun über drei Jahre her, da saß ich am Schreibtische des tollen Herzogs von Modena in seinem Palaste zu Modena, einem der prächtigsten Paläste auf der Erde. Graf Cavour hatte befohlen, mir aus den Archiven des Schlosses alle handschriftlichen Befehle des Herzogs vorzulegen, um sie zu copiren und sie der Geschichte aufzubewahren. Der Inhalt derselben war derartig, daß er mich oft an dem gesunden Verstand des Herzogs zweifeln ließ. Ich ließ die Papiere durch den Castellan auf des Herzogs Schreibtisch von Palissanderholz in seinem Privatcabinet legen und copirte sie zur Veröffentlichung auf derselben Stelle, wo dieser finstere und grausame Despot sie verfaßt hatte. Als sie gedruckt waren, schickte ich den ersten Abzug dem Herzoge unter Couvert nach Wien. Und

drei Monate ſpäter ſaß ich im Königspalaſte in Neapel und copirte die geheimen Inſtructionen, welche der König Bomba an den Generalſtatthalter beider Sicilien erlaſſen hatte, ein Aktenſtück ſo voll Mord, Gewalt und Blut, wie wohl kein zweites im neunzehnten Jahrhundert jemals geſchrieben worden iſt. Sein Sohn, der ſchwache und halb blödſinnige „Re Bombino“, welcher jetzt in Rom lebt, debütirte bei Antritt ſeiner Regierung mit der Beſtätigung dieſes Aktenſtückes. Auch er erhielt von mir unter Couvert nach Rom einen der erſten Abzüge, damit er doch erfahren möge, daß es nicht verloren gegangen ſei in dieſer Regierungsgeſchichte eines Tyrannen, wie ſie nur das alte Rom aufzuweiſen hatte. Welche Thaten werde ich heute nach einem Jahre verzeichnen? Vielleicht die Thaten der ruſſiſchen Barbaren in der Warſchauer Citadelle, oder die Decrete der heiligen Inquiſition im Vatican zu Rom!

Dann gingen wir durch die Stadt, am Hafen entlang, zu dem ſchönen Friedhofe hinauf. Die Stadt beſteht aus zwei Theilen, von denen der eine dieſſeits, der andere jenſeits der Brücke liegt, welche über eine ſchmale Enge des Hafens führt. Faſt alle Häuſer ſind einſtöckig, hell angeſtrichen, die Giebel nach der Straße kehrend. Einwohner wird das reinliche und hübſche

Städtchen wohl wenig mehr als viertauſend haben. Die Eckernförder Bucht iſt breiter, wie die Kieler Föhrde, aber nur nach der einen Seite von einem niedrigen Höhenzuge umrahmt und deßhalb den Stürmen mehr ausgeſetzt, als der Kieler Hafen. Auch iſt die Bucht lange nicht ſo hübſch, wie die herrlichen bewaldeten Höhen bei und um Düſternbrook. Das Geſtade iſt mit einem Saume von gelbem Sande und ſchwarzem Seetang umrandet. Mehrere Geſchütze und ein Wagen, mit öſterreichiſchen Artilleriepferden beſpannt und von öſterreichiſchen Trainſoldaten geführt, fuhren an der Bucht entlang, ſich langſam nach der Stadt bewegend. Es waren Geſchütze, welche die Dänen in den verlaſſenen Schanzen von Miſſunde nach ihrem ſchleunigen Rückzuge über die Schlei ſtehen gelaſſen hatten. Da ſtanden wir nun vor dem ſchönen Friedhofe, neben der grasgrün angeſtrichenen Windmühle, neben der an jenem glorreichen Tage von Eckernförde der Herzog von Coburg gehalten hatte, als die Strandbatterieen Capitän Jungmann's ihre glühenden Kugeln in den Rumpf „Chriſtian's des Achten" und der „Geſion" ſandten. Da drüben zur Linken der Kieler Chauſſee auf der niedrigen Höhe hatte die Batterie geſtanden, faſt an derſelben Stelle, von wo vor acht Tagen die preußiſchen gezogenen

Kanonen die däniſchen Schiffe beſchoſſen, welche ſich in den Eckernförder Hafen wagen wollten. Die Dänen hatten in den letzten Jahren vor, dieſe Stelle mittelſt einer Schanze zu befeſtigen; ſie ſind aber nicht dazu gekommen. Und dann gingen wir auf den Friedhof. Dort links unter der Granitſäule mit den vier ſchwarzen Kreuzen ſind die Dänen begraben, welche am 5. April 1849 ihren Tod fanden. Rechts von dieſem großen Grabe ſchläft der brave Preußer. Auf der Platte ſeines Grabes ſtehen mit Metallbuchſtaben die einfachen Worte: „Hier ruht Ludwig Theodor Preußer, geſtorben den 5. April 1849.“ Auf dem Grabſteine lag früher eine Kanone, an den vier Ecken deſſelben waren Kanonenkugeln befeſtigt. Die Dänen haben die Kanone und die Kugeln fortgenommen und niemals geduldet, daß das Grab mit einem Kranze oder mit einem Blumenſtrauß geſchmückt wurde. Wenn man bedenkt, daß Preußer nur ſeinen Tod fand in ſeinem übergroßen Eifer, die Beſatzung des däniſchen Schiffes vor dem Tode durch Auffliegen der Pulverkammer zu retten, ſo muß man wirklich ſtaunen über eine ſo kleinliche Erbärmlichkeit und eine ſo gehäſſige Rachſucht. Derartige kleinliche und erbärmliche Züge findet man wirklich nur bei den Dänen. Heute, als ich vor dem Grabe des Helden ſtand, war der Stein

wieder mit Kränzen und Blumen geſchmückt. Die Kanone war aber noch nicht zurückgebracht. Gleich hinter dem Grabe Preußer's ruht noch Einer der beſten ſchleswig-holſteiner Patrioten, einſt ein bedeutender Mann, — der Schriftſteller Dr. Hanſen —, einer der erſten Schöpfer und Träger der nationalen und deutſchen Idee des Schleswig-Holſteinismus.

Dann ſuchte ich die Wohnung des im Gefecht vor Miſſunde ſchwer verwundeten Lieutenant Hammer. In Schleswig hatte mich die Nachricht getroffen, er ſei geſtorben. Auf dem Wege von Miſſunde nach Eckernförde erzählte mir dagegen ein Soldat ſeines Regiments, er ſei nicht todt, ſondern er befinde ſich auf dem Wege der Geneſung. Ich kannte ihn aus Berlin und hatte ſeinen Freunden verſprochen, mich in Eckernförde nach ihm umzuſehen. Einige Artilleriſten, welche mir auf dem Markte begegneten, gaben mir endlich die gewünſchte Auskunft. Der Offizier war von dem Apotheker aufgenommen worden und befand ſich wirklich noch am Leben, obſchon ihm eine Kugel durch die Bruſt gegangen war. Die Soldaten erboten ſich, mich zu begleiten und mir den Weg zu zeigen. Während wir die lange Straße wieder zurückwanderten, ſprach ich mit ihnen von dem jetzigen Kriege. Ihre Stimmung war der preußiſchen

Regierung nichts weniger als günſtig. Hätte der „alte Wrangel“ dieſe Menſchen ſprechen gehört, er wäre erſtaunt geweſen.

„Was ſoll nun aus der Geſchichte hier werden?“ fing der Eine an, „ich traue der Sache durchaus nicht, aber daß dieſer niederträchtige Verrath noch einmal, wie vor zwölf Jahren, wiederholt wird, das iſt denn doch gar nicht möglich!“

Der Mann wurde immer ergrimmter und ſprach ſo laut, daß ich ihn ſeiner ſelbſt wegen erſuchte, ſeine Stimme ein wenig zu dämpfen.

„Nun,“ fuhr er mich ordentlich grob werdend an, „wozu? Warum ſoll ich denn davon nicht ſprechen? Warum nicht? Ich ſage Ihnen, zum zweiten Male ſoll uns der Streich nicht geſpielt werden.“

Alle lachten.

„Ja, ich ſage Euch,“ begann der Andere, ein ſtrammer Weſtphale, „die Sache iſt nicht zum Lachen. Wollen wir uns wieder hier für Nichts und wieder Nichts umhertreiben und uns die Knochen entzweiſchießen laſſen! Der arme Lieutenant Hammer! Und der arme Graf Gröben! Ein Stück einer Granate riß ihm den Leib auf. Die Eingeweide hingen heraus. Es war ein

ſo ſchöner, junger Herr, noch nicht zwanzig Jahre. Und das ſollte Alles wieder umſonſt ſein, Alles für Nichts?"

„Nein, das ſoll es nicht ſein!" rief der Dritte, ein Berliner, der zur Reſerve gehörte und, wie er mir erzählte, bereits einen eigenen Hausſtand hatte. „Das ſoll nicht ſein. Dann wird die Sache ein übles Ende nehmen."

Mich wunderten derartige Ausſprüche und Meinungen gar nicht. Ich hatte ſie vielfach in Schleswig unter den Truppen gehört, unter den Preußen, Hannoveranern, Sachſen. Alle waren wohl unterrichtet und wußten recht wohl, worum es ſich in Schleswig-Holſtein handele. Ich gebe das Geſpräch mit den preußiſchen Soldaten auf der Straße von Eckernförde wörtlich, ohne jede Uebertreibung.

Dann ſprachen ſie von der Proclamation des Prinzen Friedrich Carl, von derſelben, von der die engliſchen Blätter ſagten, daß von den Zeiten Alexander's des Großen bis zu Lord Clyde ein ähnliches Aktenſtück nicht zum zweiten Male exiſtire. Meine Begleiter ließen der perſönlichen Tapferkeit des Prinzen Friedrich Carl alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren; aber über die Proclamation ließen ſie ihren Witz in wenig ſchmeichelnden Worten aus, und von dem Feldherrntalente des Prinzen

wollten sie auch sehr wenig wissen. Sie waren sämmtlich bei dem Gefechte von Missunde im Kampfe gewesen.

„Eine große Recognoscirung heißt das," sagte der eine Infanterist, „ich sage, es war ein großer Unsinn, der Nebel lag so dick, daß wir nicht hundert Schritte weit sehen konnten. Die Lage der Schanzen konnten wir bloß aus der Richtung her erkennen, woher die Kugeln kamen. Es war schauderhaft."

„Und wozu die ganze Geschichte?" fügte der Artillerist hinzu. „Wozu? Nehmen konnten wir die Schanzen auf diese Weise doch nicht, wozu dann das Menschenopfer? Es sind Menschen genug gefallen."

„Aber man sagt ja," erwiederte der andere Infanterist, „es war nur ein verdeckter Angriff, um den Uebergang über die Schlei bei Arnis zu verdecken."

„Ach, dummes Zeug!" rief der Artillerist, „verdeckter Angriff! Der Uebergang bei Arnis wäre auch ohne dies Menschenopfer gelungen. Wozu ein verdeckter Angriff, wo nichts zu verdecken ist? Die Dänen haben eine Telegraphenlinie die ganze Schanzenreihe entlang gezogen und wußten von Missunde bis Friedrichsstadt von unserem Uebergange über die Schlei in demselben Augenblicke, als er erfolgte."

Wir waren an der Apotheke angekommen, wo der

unglückliche, ſchwer verwundete Offizier liegen ſollte. Ich gab jedem meiner Landsleute die Hand, als ich von ihnen Abſchied nahm. Sie fragten mich nochmals nach meiner Meinung über die Lage der Dinge, bevor ich mich von ihnen trennte. Was konnte ich ihnen ſagen? Tröſtliches doch gewiß nicht. Ich ſagte ihnen, daß die ganze Sache höchſtens auf eine Perſonalunion mit Dänemark hinausliefe. Sie verließen mich, Zorn auf dem Geſichte, Erbitterung im Herzen.

Lieutenant Hammer war noch am Leben. Der brave Apotheker und ſeine Familie hatten ihm jede mögliche Pflege angedeihen laſſen. Aber der Bruſtknochen war verletzt, das Bruſtfell beſchädigt. Eine von den großen däniſchen Flintenkugeln war auf der einen Seite der Bruſt eingedrungen und auf der entgegengeſetzten Seite wieder herausgegangen. Seit zwei Tagen war die Schweſter des Offiziers von Berlin gekommen. Ich ſprach mit ihr. Sie ſagte mir, es ſei ihr unmöglich, mich zu ihrem Bruder zu führen. Sie fürchte die Aufregung, welche ihm mein Beſuch verurſachen würde. Das Fieber habe freilich während der letzten Nacht nachgelaſſen, der Kranke habe die beſte Hoffnung, aber die Aerzte könnten ſeine Hoffnung nicht theilen. Traurig

verließ ich die Apotheke. Nach zwei Tagen erhielt ich die Nachricht, der Lieutenant sei seinen Wunden erlegen.

Noch eine mir interessante Person hatte ich zu besuchen, ehe ich Eckernförde verließ. Es war der Schlachtermeister Büschel, der Vater des vor Jahr und Tag auf Leisner's Befehl so grausam gepeitschten Kindes. Er theilte mir damals den Thatbestand des empörenden Schauspiels mit. Nur ein dänischer Beamter, nur ein deutscher Renegat war dazu fähig gewesen. „Hier im Lande," schrieb mir der empörte Vater, „giebt es kein Recht mehr, verschaffen Sie mir wenigstens eine Rache." Ich schilderte den Vorfall in der deutschen Presse. Durch meinen Freund Blind in London wurde er in der ganzen englischen Presse verbreitet. Wie die Schläge, welche die Gräfin Maderspach einst auf dem Markte in Arad auf Befehl des „Frauenpeitschers" Haynau erhielt, fand die „Auspeitschung des Kindes von Eckernförde" in ganz Deutschland und England einen mächtigen Widerhall. Die Ruthe des dänischen Polizeimeisters hatte der öffentlichen Meinung gerade in das Gesicht geschlagen.

Ich ließ mir das Haus des Schlachters zeigen. Er wohnte am Markte. Ein stämmiger, etwas corpulenter Mann trat mir entgegen. In den beredtesten Worten dankte er mir für die Unterstützung, welche meine Feder

der Sache ſeines mißhandelten Landes geliehen habe. Dann führte er das gemißhandelte Kind in die Stube. Es war ein zarter, blonder Knabe mit intelligenten, hübſchen Zügen.

„Habe ich Dich nicht gerächt, mein armes Kind?“ fragte ich ihn.

„Ja, das thaten Sie,“ erwiederte der Knabe, „wie danke ich Ihnen.“

„Aber Dein Vater,“ ſagte ich ihm, „hätte den Schergen tödten ſollen!“

Büſchel begleitete mich nach meinem Gaſthofe.

„Sehen Sie,“ ſagte er, als wir vor dem Hausthore ſtanden, „hier auf der Stelle hielt Morgens um fünf Uhr im furchtbaren Nebelwetter der Wagen, auf dem Blaunfeldt aus Fleckebye hereingebracht wurde. Seine Hände waren mit einem Stricke zuſammengebunden. Neben ihm lag ein leicht verwundeter däniſcher Soldat. Ich ließ dem armen Soldaten Kaffee und Grog geben. Dann drehte ich dem Blaunfeldt den Kopf herum und ſagte: „Siehſt Du, ſchlechter Kerl, der Mann da iſt ein braver däniſcher Soldat! Ich trinke mit ihm. Aber Du, — für Dich iſt die Kugel oder der Strick!“

Zweites Kapitel.

Von Rendsburg nach Schleswig.

Rendsburg. — Die Execution und Occupation. — Der Hardesvogt Blaunfeldt im Kronwerk. — Charakteristik Blaunfeldt's. — Die Straße nach Schleswig. — Verwundete Oesterreicher. — Die Sorge. — Gesprengte Brücke. — Das Wirthshaus an der Sorgebrücke. — Steirische Jäger. — Dänische Kugeln. — Ein preußischer Landwehroffizier. — Schneesturm. — Jagel. — Die Gefechte bei Jagel, Oberfell, Königsberg, Wedelspang. — Das Danewerk. — Bustorf. — Die Schrecken des Krieges. — Niedergebrannte Gebäude. — Das Bustorfer Spritzenhaus. — Todte Oesterreicher. — Der eiserne Besen. — Deutsche und schleswig-holsteinische Fahnen. — Das befreite Schleswig.

Der Bahnzug flog an den Werken der Festung Rendsburg vorüber. „Sehen Sie, wie die Redoute da aussieht," sagte Oberstlieutenant von Lange, früher Offizier in der schleswig-holsteinischen Armee, den ich mit dem Hauptmann von Zeska auf der Station in Neumünster getroffen hatte, „wie die Dänen das Werk haben verfallen lassen, wie das aussieht, wirklich schändlich!"

Noch einige Minuten, und es erſchien „Südjütlandsbrückenkopf“. Jetzt wehte auf „Südjütlandsbrückenkopf“ eine rieſige deutſche Fahne.

Da war die Halteſtelle. Der Zug hielt. „Iſt es denn unmöglich, auf der Eiſenbahn nach Schleswig zu kommen, Schaffner?“ rief Hauptmann von Zeska.

„Unmöglich, Herr Hauptmann, die Dänen haben an mehreren Stellen die Schienen zerſtört. Auch eine Brücke iſt geſprengt.“

Wir ſtiegen aus und gingen in die Stadt, um uns einen Wagen zu miethen und auf der Landſtraße nach Schleswig zu gelangen. Alle Straßen und Häuſer waren mit deutſchen und ſchleswig-holſteiniſchen Fahnen geſchmückt. „Was meinen Sie,“ ſagte der Hauptmann, „wenn wir erſt nach dem Kronwerk gingen, um den Hardesvogt Blaunfeldt zu ſehen?“

„Blaunfeldt? ich meinte, er wäre ſtandrechtlich von den preußiſchen Truppen erſchoſſen?“

„Noch nicht, aber es wird wohl ſein Ende ſein. Zwiſchen zwei Uhlanen an die Steigbügel gebunden, wurde er aus Fleckebye eingebracht. Seinen Sohn brachten die Preußen gefeſſelt auf einem Wagen nach Kiel. Er ſoll den Dänen als Spion gedient haben.“

Wir gingen nach dem Kronwerk. Erſt vor vier-

zehn Tagen war ich hier. Das Kronwerk war nun endlich geräumt. An der Schleußenbrücke ſtanden noch die beiden ſächſiſchen Poſten, welche ich vor vierzehn Tagen an derſelben Stelle geſehen hatte. An der andern Seite ſtanden zwei preußiſche Füſiliere der Garde. Wir gingen über die Brücke. „Nicht wahr,“ rief Hauptmann von Zeska lachend, „Ihr ſeid die Execution, und Ihr da die Occupation?“

„Ja,“ riefen die Soldaten ebenfalls lachend, „wir ſind die Execution und wir die Occupation.“

Die däniſche Wache im Zollhaus auf der andern Seite war jetzt ebenfalls von preußiſchen Füſilieren beſetzt. In der Wache ſaß Blaunfeldt, der verhaßte Hardesvogt aus Fleckebye, ein ſchleswigſcher Renegat. Wir riefen den Unteroffizier heraus und verlangten Blaunfeldt zu ſehen. „Gehen Sie nur um die Wache herum an das Fenſter, meine Herren,“ ſagte der Unteroffizier, „da werden Sie ihn ſehen.“

Wir begaben uns an die andere Seite der Wache. Ein großes Fenſter ging nach der Eider hinaus. Wir blickten durch daſſelbe. Wirklich, da ſaß der Hardesvogt, noch in ſeiner Uniform, blauem Frack mit goldgeſticktem Kragen und goldgeſtickten Patten auf den Taſchen, auf einer kleinen Bank, den halbkahlen Kopf

uns zugewandt. Neben ihm war ein Strohlager befindlich. Um ihn standen vier preußische Gardefüsiliere, die geladenen Gewehre mit dem aufgesteckten Bajonnet in der Hand. Der Unteroffizier stand in der nach dem Flur gehenden offenen Thüre. Ich klopfte an das Fenster.

Ein heimtückisches Gesicht mit gläsernen, wasserblauen Augen und mit einem wie irrsinnigen Lächeln blickte mich an. Schon drei Tage saß er auf dieser Bank, den standrechtlichen Spruch und seinen Tod erwartend. Es war ein schreckliches Ende, welches der durch die Brüche, die er den armen Bauern nun während elf Jahren abgepreßt, reichgewordene Mann wohl nicht erwartet hatte.

Meine Begleiter eilten fort, um einen Wagen zu bekommen, der uns nach Schleswig führen sollte; ich blieb noch vor der Thür der Wache stehen. „Jetzt will ich Euch erzählen, Landsleute, wer Euer Gefangener ist," sagte ich zu den Soldaten. Ich zog mein Notizbuch heraus und las: „Der Hardesvogt Blaunfeldt war ein verdorbener Advocat in Schleswig. Er wurde wegen Meineides zur Untersuchung gezogen und entging der Strafe nur durch einen Zufall. Jetzt ging er zu den Dänen über und wurde Redacteur der Flens-

burger Zeitung, eines däniſchen Schmutzblattes, mit 1000 Thalern Gehalt. Die Einnahme war ihm nicht groß genug; er wußte ſich in Kopenhagen ein Reſcript zu erſchleichen, welches ihm die erſte gute Hardesvogteiſtelle im Lande zuſicherte. In Folge dieſes Reſcripts erhielt er dann zwei Hardesvogteiſtellen auf einmal. Blaunfeldt wirthſchaftete aber in ſeinen beiden Aemtern in einer Weiſe, daß ſelbſt Graf Karl Moltke, obſchon er ſonſt den Grundſatz ausſprach, es käme ihm bei den däniſchen Beamten gar nicht auf die Moral an, ſondern nur auf die däniſche Geſinnung, auf den Gedanken fiel, ihn abzuſetzen. Da producirte derſelbe das erwähnte Reſcript. Er blieb jedoch nur Hardesvogt in Fleckebye; wegen der zweiten Hardesvogtſtelle wurde mit ihm ein Abkommen getroffen. Er trat ſie freiwillig ab, aber nur erſt dann, als er eine bedeutende Summe als Entſchädigung erhalten hatte."

„Ja," ſprach der Unteroffizier, „er iſt ein ſehr ſchlechter Kerl. Das ſagt uns Jedermann in Rendsburg."

„Nun," fuhr ich fort, „wirthſchaftete Blaunfeldt in Fleckebye weiter. Im ganzen Lande wurde er durch ſeine Sportelſucht berüchtigt. Er iſt ein reicher Mann geworden. Mancher Bauer hat ſeinen in Blaunfeldt's

Harde belegenen Grundbeſitz zu einem Spottpreiſe verkauft, um nur von den unerträglichen und gar nicht mehr zu bezahlenden Geldſtrafen loszukommen. Wenn ohne ſeine Erlaubniß in ſeiner Harde getanzt wurde, ſo nahm er häufig nicht den Wirth, ſondern die Tänzer in Strafe, weil er auf dieſe Weiſe größere Summen herausſchlug. Hatte er die Strafen publicirt, ſo fragte er die davon Betroffenen, ob ſie nicht appelliren wollten. Bejahten ſie die Frage, ſo ſagte er: „Ihr könnt das ſehr bequem haben, da nebenan ſitzt Jemand, der die Appellation zu Protokoll nimmt.“ Der „da nebenan in der Stube“ war ſein eigener Sohn, welcher bei ihm als Schreiber fungirte. Derſelbe nahm die Appellation dann zu Protokoll und überreichte ſie ſeinem Vater zur Abweiſung. Durch die auf dieſe Weiſe verurſachten neuen Koſten ſtiegen die Strafgelder gewöhnlich auf die doppelte Höhe.“

„Da iſt wohl der Spion, den wir nach Kiel eingebracht haben, ſein Sohn?“ rief einer von den Füſilieren.

„Derſelbe. — Vor einigen Jahren fand in der Harde des Blaunfeldt eine große Hochzeit ſtatt. Es waren über hundert Perſonen geladen. Blaunfeldt citirte zuerſt die jungen Eheleute. Er verurtheilte Jedes

von ihnen in eine Strafe von zwanzig Thalern auf Grund einer uralten, Niemandem bekannten Verordnung, weil die Hochzeit zu lange gewährt habe. Dann verurtheilte er sämmtliche Hochzeitsgäste, Jeden in eine Strafe von zwanzig bis vierzig Thalern, je nach ihrem Stande und Vermögen. So ist Blaunfeldt ein reicher Mann geworden. — Nun wißt Ihr," rief ich, „wer Blaunfeldt ist. Alle laßt ihn nicht laufen."

„Nun, wenn wir ihn laufen ließen," riefen die Soldaten, „die Rendsburger würden es gewiß nicht thun, Riemen würden sie aus seiner Haut schneiden."

Die Verhaftung des dänischen Spions und Hardesvogts aus Fleckebye ist vielfach entstellt erzählt worden. Ich bin im Stande, über dieselbe authentische Mittheilungen zu machen.

Bereits im Jahre 1851 begann Blaunfeldt als Vogt der Hüttener Harde mit den Verfolgungen deutscher Einwohner. Namentlich war ihm der wegen seines Patriotismus bekannte Güteragent Otto in Gubye bei Schleswig ein Dorn im Auge. Der materielle Wohlstand dieses Mannes mußte vernichtet werden. Es war dies das gewöhnliche Mittel, durch welches die dänischen Beamten die Schleswig-Holsteiner „zahm zu machen" versuchten. Die ungerechtesten Verfol-

gungen wurden gegen Otto eingeleitet. Ohne jeden Rechtsgrund confiscirte Blaunfeldt verschiedene Montirungsstücke der früheren schleswig-holsteinischen Armee, mit denen der Agent handelte, ließ ihn verhaften, und leitete eine Untersuchung gegen ihn ein. Das Resultat derselben war Freisprechung; trotzalledem wurden ihm seine Waaren erst nach einem Jahre zurückgegeben. Nun begann eine lange Reihe kleinlicher Chicanen und Plackereien, welche bis zum Jahre 1858 fortdauerten. Da glaubte der Hardesvogt, einen neuen Schlag gegen den deutschgesinnten Mann ausführen zu können. Zu diesem Zwecke confiscirte er, auf eine Denunciation des Kaufmanns August Nielsen in Schleswig, eine dem Agenten Otto gehörende bedeutende Partie Manufakturwaaren im Werthe von tausend Mark Courant, verkaufte sie in einer Auction, und verurtheilte den Eigenthümer noch obenein in namhafte Brüche.

Aber der Haß Blaunfeldt's suchte nach neuen Handhaben, um den deutschen Mann gänzlich zu verderben. Am 16. December 1863 erschienen in der Wohnung Otto's ein berittener Gensd'arm, ein Gerichtsdiener und sechs Arbeitsleute mit einem zweispännigen Wagen und dem Auftrage, denselben auszupfänden. Zehn

Wagenladungen Mobiliar und Inventar, Betten und Hausgeräth wurden fortgeſchleppt; die Oefen wurden aus den Zimmern gebrochen, und ſogar das Nothdürftigſte mitgenommen. Kein Meſſer, keine Gabel, kein Löffel wurde dem Unglücklichen gelaſſen. Vier Wochen lang mußten Otto, ſeine Frau, ſeine Kinder und ſein Dienſtmädchen in der kalten Jahreszeit ohne Ofen im Zimmer auf Stroh ſchlafen. Nur gegen eine bedeutende Bürgſchaft konnte Otto ſeine Freiheit erkaufen. Endlich, am 7. Januar 1864 kam die Entſcheidung des Appellationsgerichts in Flensburg, durch welche die eingeleitete Criminalunterſuchung als durchaus ungerechtfertigt erkannt und dem Hardesvogt aufgegeben wurde, die gepfändeten Sachen zurückzugeben und die erwachſenen Koſten zu tragen, während Otto in Betreff einer etwaigen Entſchädigungsklage auf den civilrechtlichen Weg verwieſen wurde. Glückwünſche von allen Seiten und ein allgemeiner Jubel der Bevölkerung bezeugten, wie zufrieden man mit dieſer Entſcheidung war.

Als der Hardesvogt ſah, daß er auf dieſem Wege nicht zum Ziele kommen konnte, griff er zu einem anderen Mittel. Otto war materiell vollkommen ruinirt. Blaunfeldt ſuchte die große Noth des Mannes zu ſeinem vollkommenen Untergange zu benutzen. Am Sonntage,

den 10. Januar, beſchied er ihn zu ſich, verlangte mit katzenartiger Freundlichkeit und unter den ſchmeichelhafteſten Worten ſtrengſte Discretion, und rückte endlich unter dem Verſprechen großer Belohnungen mit dem Anſinnen hervor: Otto möge ihm, da er bei ſeinen bekannten deutſchen Geſinnungen keinen Verdacht erregen könne, über die Stellung der alliirten Armee rapportiren. Er ſtehe, fügte er hinzu, mit dem däniſchen General von Gerlach in Verbindung, und habe bereits mehrere Bewohner ſeiner Harde für ſeine Zwecke geworben. Anſcheinend bereitwillig, in der Hoffnung, dadurch der guten Sache am beſten nützen zu können, ging Otto auf Blaunfeldt's Vorſchläge ein, um ſo mehr, da der Hardesvogt im Orte zu bleiben beabſichtigte und ſein verrätheriſches Spiel fortſetzen wollte. Als die preußiſchen Truppen nun heranrückten, ſtellte ſich Otto am Abend des zweiten Februar mit zwei Einwohnern Fleckebye's vor dem Hauſe des däniſchen Spions auf, um ihn zu überwachen. Blaunfeldt verließ gegen acht Uhr, in Begleitung eines anderen Mannes, eine Laterne tragend, ſeine Wohnung, und ſchlug den Weg nach Holm ein, kehrte aber bald, von preußiſchen Vorpoſten zurückgewieſen, wieder um und trat wieder in ſein Haus. Jetzt ſchien der geeignete Augen-

Stück gekommen, um für alle erlittene Unbill, für all das Unglück, welches der dänische Hardesvogt über die deutsche Familie gebracht hatte, Vergeltung üben zu können. Man begab sich Abends zehn Uhr zu den preußischen Vorposten und requirirte eine aus drei Infanteristen und drei Cavalleristen bestehende Patrouille, welche den Hardesvogt auch wirklich in seiner Wohnung verhaftete.

Dann ging ich den Freunden nach, welche schon weit voraus waren. Ein Wagen mit verwundeten Oesterreichern kam mir entgegen. Die Armen lagen in Decken eingewickelt auf dem Wagen. Eine Plane war darüber gespannt, um sie vor dem Winde zu schützen. Sie waren nur leicht verwundet, wie mir der Kutscher sagte. Bei dem ersten Hofe erreichte ich die Offiziere wieder. Der Hauptmann unterhandelte mit dem Besitzer, den er persönlich kannte, um einen Wagen. Nicht möglich. Alle Wagen aus dem Dorfe waren auf Kriegsfuhren unterwegs. Wir marschirten also zu Fuß auf der nach Schleswig führenden Straße weiter. Wagen auf Wagen kamen uns entgegen. Das ganze Land schien hier unterwegs zu sein, da die Eisenbahn nicht fahrbar war. Schon machten wir uns darauf gefaßt, die drei Meilen nach Schleswig zu Fuße zu

gehen. Da hielt vor uns ein Wagen, auf dem nur zwei Personen saßen, der Eigenthümer desselben und sein Kutscher. Es war einer von jenen nichts weniger als bequemen holsteinischen Wagen, auf denen ich vor drittehalb Jahren, als ich die politischen Zustände in Schleswig untersuchte, so vielfach das Land durchstreift hatte. Offen, hochrädrig, sind auf dem Korbe, in Lederriemen hängend, zwei, zuweilen drei Bänke befestigt. „Guten Tag," rief der Besitzer des Wagens mir entgegen, „wollen Sie nach Schleswig?"

Es war der mir bekannte Eigenthümer einer kleinen Landstelle in der Nähe von Itzehoe, der mit seinem Wagen nach Hause zurückkehrte, mit dem er ebenfalls auf Kriegsfuhre gewesen. Bereitwillig stellte er uns sein Gefährt zur Verfügung.

Wir kletterten sämmtlich hinauf. Der brave Andersen stieg ab, und gab uns seinen Knecht mit, um den Wagen zurückzufahren. Auf der Straße nach Schleswig fuhren wir weiter. Es war dieselbe Straße, welche die österreichischen Truppen vor einigen Tagen marschirt waren, um die Schanzen am Danewerk zu nehmen, augenblicklich die interessanteste Straße in ganz Europa. Im Trabe ging es nun vorwärts durch die holsteinischen Dörfer, welche die Dänen noch vor

Kurzem besetzt hatten und, unter dem Titel von Requisitionen, in [illegible] Weise ausplünderten. Soldaten aller Waffengattungen kamen uns entgegen, Oesterreicher und Preußen, ungarische Husaren, österreichische Infanteristen, preußische Kürassiere und Uhlanen, dann Wagen mit Heu und Stroh und mit Fleischvorräthen und Brod beladen. Dazwischen sahen wir Wagen mit Bürgern aus Rendsburg, die, um die Brüder in Schleswig zu besuchen, über die Sorge fuhren. Alles war auf den Beinen: dies war um so natürlicher, da während der letzten acht Tage der Uebergang über die schleswigsche Grenze mit einer Menge von Schwierigkeiten verbunden und zuweilen ganz unmöglich gewesen war. Der Bruderstamm zwischen Elbe und Königsau schien heute auch ganz aus seiner gewöhnlichen Natur herauszutreten. Mit Hurrahs ging es an einander vorüber. Zuweilen erkannten sich die Freunde aus Schleswig und Holstein, wenn sie sich hier kreuzten. Dann wurden die Pferde auf einen Augenblick angehalten, die Wagen fuhren nebeneinander, und frohe Nachrichten flogen aus einem in den andern hinüber. Wie lange hatte man keine fröhliche Kunde auszutauschen gehabt! Jetzt hatte der Sturm, der mit einem Male hereingebrochen war, die ganze dänische Herrlichkeit

über den Haufen geſtürzt; mit dem eiſernen Beſen war ſie hinweggefegt worden.

So gelangten wir bis zur Sorge, dem Grenzflüßchen zwiſchen Holſtein und Schleswig. Die Dänen hatten auf ihrem Rückzuge vor den öſterreichiſchen Truppen die ſteinerne Brücke geſprengt, welche hier den Bruderſtamm mit einander verband. Links neben der Brücke iſt eine große Ausſpannung mit einem weiten Stallgebäude. Dort kehrten wir ein, um die Pferde ausruhen und füttern zu laſſen.

Der große Stall war voll von öſterreichiſchen Fouragewagen. Kaum fand unſer Geſpann noch Platz. Im Hauſe lag öſterreichiſche Infanterie im Quartier, deutſche Truppen. Sie hatten die Dänen hinausgetrieben, welche hier während der letzten vier Wochen gehauſt hatten und nun plötzlich vor den anrückenden Oeſterreichern in alle Winde zerſtoben waren, die Brücke hinter ſich abbrechend und das Geſpann des Wirths mit ſich führend. Auf ihrer ganzen Rückzugslinie haben die Dänen derartige Gewaltthaten in Maſſe verübt. Manche von dieſen Gewaltthaten waren ſo nutzlos, daß ſie nur aus reiner Luſt am Frevel verübt worden ſein konnten. Wer den däniſchen Charakter kennt, kann ſich darüber nicht wundern. Auch das Niederreißen

der prächtigen Ulmen auf dem Jungfernſtiege in Rends-burg war eine ganz zweckloſe Maßregel, welche ſelbſt aus militäriſchen Gründen nicht gerechtfertigt werden kann. — In der großen Wirthsſtube ſaßen einige von den hier einquartierten Soldaten am Tiſche, ihr Früh-ſtück verzehrend. Es war Naturalverpflegung, ſehr gut ausgebackenes Brod mit vorzüglichem durchwachſe-nen Speck. Wir ſetzten uns an denſelben Tiſch und beſtellten unſern Morgenimbiß. Dann frühſtückten wir Alle zuſammen, und ſie erzählten uns von dem Ge-fecht bei Wedelſpang, an dem ſie Theil genommen — dem letzten Gefecht, bevor die Dänen das Danewerk geräumt hatten. Es war heiß dabei hergegangen. „Noch auf zwanzig Schritt," ſagte ein ſteiriſcher Jäger mit wallendem grünen Federbuſch, der an den Tiſch herantrat, „haben die Kerls auf uns gefeuert, ſo erbittert waren ſie; aber ſo wir ſie gefangen hatten, waren ſie wie umgewandelt, kriechend und freundlich."

Der Oberſtlieutenant und der Hauptmann lachten. „Ja, ja," riefen ſie, „wir kennen ſie ja aus den drei Feld-zügen, auch damals waren ſie ſo. Es liegt das ein-mal im däniſchen Charakter."

„Sehen Sie," rief ein Infanteriſt, „da dieſe däni-ſche Kugel, wie groß ſie iſt, und was für eine nieder-

trächtige Form ſie hat. Sie ſchlug neben mir in die Mauer. Ich habe ſie mir zum Andenken aufgehoben."

Wir betrachteten die Kugel. Es war eine Spitzkugel, an ihrem untern Ende von koniſcher Form. Die Kugel war von enormer Größe.

„Aber, ſagt mir mal," fragte ich, „weshalb haben die Dänen das Danewerk denn gar nicht vertheidigt? Es iſt auf der ganzen Linie ja gar kein Kampf geweſen. Das Danewerk iſt ja faſt gar nicht zu nehmen."

„Ja," erwiederte der Jäger, „wir begreifen es nicht; ſie haben geglaubt, die Preußen wären bei Arnis über die Schlei gegangen und kämen ihnen in den Rücken."

„Es iſt aber gar nicht möglich," ſagte der Hauptmann, „daß ſie das geglaubt haben. An der ganzen Schanzenreihe von Friedrichsſtadt bis nach Arnis läuft ja eine Telegraphenlinie entlang. Sie mußten ja unterrichtet ſein, daß die preußiſchen Truppen den Uebergang noch nicht bewerkſtelligt hatten."

Wir ſahen uns Alle ſchweigend und verwundert an, und der Gedanke, der ſchon hie und da im Lande laut wurde, tauchte in uns auf, daß das ganze Gefecht an der Danewerkſtellung ein Scheingefecht geweſen ſei, um abermals den diplomatiſchen Machinationen als Folie zu dienen. Nun, die nächſten vier Wochen werden

Vieles enthüllen. Da trat ein preußiſcher Offizier mit einer Ordonnanz ins Zimmer. Vor dem Helme trug er das weiße Landwehrkreuz. Der Offizier kam von Schleswig. „Wie ſteht es in Schleswig?“ fragten wir einſtimmig.

„Nun, das können die Herren ſich denken,“ entgegnete er, „ungeheurer Jubel. Aber wie lange wird's dauern, dann geht die alte Geſchichte los, wie vor vierzehn Jahren.“

Jetzt ſprach der Mann da in der preußiſchen Offiziersuniform denſelben Gedanken aus, den wir ſo eben alle vier gedacht hatten. Er ging wieder hinaus, um ſeinen Weg nach Rendsburg fortzuſetzen. Wir ſchwiegen einen Augenblick, verſtummend über den Gedanken, der ſo eben hier ausgeſprochen war. „Hat nichts zu ſagen,“ rief endlich der Hauptmann, „Blut iſt gefloſſen; auch wir haben mitzuſprechen. Zuerſt wollen wir mal das Land aufräumen.“

Wir ſtießen Alle mit einander an auf Schleswig-Holſtein, die öſterreichiſchen Soldaten und wir. Der Portwein war ausgetrunken. Der Kutſcher zeigte uns an, daß der Wagen angeſpannt ſei. In einigen Minuten trabten wir aus dem Stalle hinaus. Auf einer hölzernen Nothbrücke ging's über die Sorge. Jetzt

waren wir in dem eigentlichen Lande des „verlaſſenen Bruderſtammes“, in dem ſeit dreizehn Jahren gemißhandelten und in der kleinlichſten und erbärmlichſten Weiſe gequälten Schleswig angekommen. Weit dehnten ſich die jetzt ſchneebedeckten Fluren und Aecker vor uns aus, überall von den hohen „Knicks“ durchzogen. Das Wetter wurde immer ſchlechter. Der am Morgen abwechſelnd fallende Schnee hatte ſich in ein dauerndes Schneegeſtöber verwandelt. Der Schnee kam von vorn, ein eiſiger Wind wehte uns entgegen. Wir konnten uns kaum in unſern Pelzen erwärmen. Wir Alle ſehnten das Ende unſerer heutigen Reiſe herbei. Aber die Entfernung zwiſchen Rendsburg und Schleswig iſt drei ſtarke Meilen. Auch fing der Abend an heranzudunkeln. Mit dem Schneegeſtöber vermiſchte ſich ein aufſteigender Nebel. Die Straße wurde, je näher wir an Schleswig herankamen, immer einſamer. So kamen wir von Sorgebrück nach Kropperbuſch, von Kropperbuſch nach dem Dorfe Jagel. Jagel war der Schauplatz eines mehrſtündigen Kampfes geweſen. Das Dorf beſteht aus einigen zwanzig Gehöften, welche von den Dänen beſetzt waren und hartnäckig vertheidigt wurden. Jedes Haus mußte unter dem Gewehrfeuer der Dänen mit dem Bajonnet genommen werden. Das

den Dänen war das 1. und 9. Regiment, unterstützt durch die Geschütze einer gezogenen Feldbatterie im Gefecht; jeder Angriff Seitens der österreichischen Truppen erfolgte durch ein Bataillon des Regiments „König von Preußen", verstärkt durch eine Compagnie des preußischen Garderegiments „Königin Augusta". Nach einem zweistündigen Gefechte war das Dorf Jagel genommen. Oberst Benedek war schwer verwundet.

Am 1. Februar war der Einmarsch der Oesterreicher zu gleicher Zeit, wo die preußischen Truppen bei Levensau die Eider passirten, in das Herzogthum Schleswig erfolgt. Die Brigaden Rostiz und Gondrecourt überschritten die Eider bei Rendsburg. Nach einigen Schüssen der im Kronwerke hinter den Palissaden aufgestellten Posten zogen sich die Dänen zurück, von den Husaren des Regiments Liechtenstein verfolgt. Die Brigade Gondrecourt hatte den Auftrag, gegen Lottorf, Jagel, Oberselk und Wedelspang vorzugehen und sich in diesen Ortschaften festzusetzen, während die nach rechts folgenden Brigaden das Terrain vor der Schlei occupiren sollten, und die Verbindung mit dem Corps des Prinzen Friedrich Carl herstellten. Der linke Flügel der vereinigten Armeen hatte die Linie bis Friedrichsstadt zu bewachen und nöthigenfalls dort einen

Uebergang zu erzwingen. Lottorf war unbesetzt. Bei Jagel leisteten die Dänen den ersten Widerstand.

Zu derselben Zeit, als das österreichische Regiment „König von Preußen“ mit den Dänen ins Gefecht gerieth, rückte das 18. Jägerbataillon gegen Königshöhe und Wedelspang vor. Königshöhe ist eine in nordwestlicher Richtung von Klosterkrug, dem eigentlichen Bahnhofe der Stadt Schleswig, sich erhebende Anhöhe. Jenseits Königshöhe hatten die Dänen eine Schanze angelegt. Als die Oesterreicher zwischen Oberselk und dem Noer durch vorrückten, fanden sie sowohl Königshöhe wie Wedelspang stark besetzt. Ein heftiger Kampf entwickelte sich. Unter dem Feuer der Schanze stürmten die Jäger Königshöhe, während das Regiment „Martini“ und das 2. Bataillon „König von Preußen“ Wedelspang nahmen, nachdem die Dänen nach einem hartnäckigen Widerstande aus dem Dorfe Oberselk und aus einer gut durch Knicke gedeckten Stellung hinausgeworfen waren. Das Gefecht bei Oberselk und die Erstürmung der „Königshöhe“ hatte viel Blut gekostet. Die Oesterreicher hatten mit unvergleichlicher Bravour gefochten und drangen mit zu großem Ungestüm bis an die Schanze vor. Erst die Dunkelheit machte dem blutigen Gefecht ein Ende. Die Dänen schossen vortreff-

lich, und wichen erſt vor dem ungeſtümen Bajonnetangriff der unter fortwährendem Hurrah anſtürmenden Oeſterreicher. Faſt zweihundert Mann waren gefallen, dreihundert verwundet, acht Offiziere waren todt, verwundet mehr wie zwanzig. Aber die Aufgabe der Brigaden Noſtiz und Gondrecourt war vollſtändig gelungen. Man hatte ſich vor dem Danewerk feſtgeſetzt. Die „Königshöhe“ wurde mit gezogenen Geſchützen armirt, und es wurde auf dem Damme am Haddebyer Noer gegen die inneren Stellungen des Danewerks vorgegangen. Inzwiſchen drang die Brigade Thomas bis nach Fahrdorf, Schleswig gegenüber, faſt an die Schlei vor, ohne auf beſondern Widerſtand zu ſtoßen, und eröffnete am 5. Februar ihr Feuer gegen den in der Schlei liegenden Mevenberg und den Lollfuß, wo die däniſchen Batterien zum Schweigen gebracht wurden. Am 6. Februar ſollte ein allgemeiner Sturm auf die feſten Poſitionen des Danewerks unternommen werden. Die vorhergehende Nacht war dazu beſtimmt geweſen, die Batterien des öſterreichiſchen Armeekorps fertig zu machen. Da erfolgte, ganz unerwartet, plötzlich der Rückzug der Dänen.

Es ſcheint mir, bevor ich in meiner Schilderung weiter fortfahre, hier der paſſendſte Ort, um eine

Schilderung der Danewerkſtellung zu geben. Ich entnehme ſie im Auszuge einer vortrefflichen Schrift *). Die Danewerkſtellung erſtreckt ſich von der Mündung der Schlei längs dieſes Gewäſſers bis Schleswig, folgt der Reider-Au und Treene bis zur Eider und findet in Friedrichsſtadt ihren rechten Flügelpunkt.

Dieſelbe hat von letztgenanntem Ort bis Schleimünde in gerader Linie eine Länge von 10 Meilen. Die Stellung iſt demnach ſehr lang, jedoch giebt es große Strecken, die durch Ueberſchwemmungen, und andere große Strecken, die durch eine breite Föhrde, die Schlei, gedeckt ſind. Die rechte Flanke von Friedrichsſtadt bis zur öſtlichen Umbiegung der Reider-Au bietet nur einzelne Angriffspunkte dar, und dieſelben ſind von ſolcher Beſchaffenheit, daß ſie nur einer kleinen Stärke bedürfen, um vertheidigt werden zu können; daſſelbe iſt der Fall mit den Uebergängen über die Schlei, ſo daß die Stellung in Wirklichkeit nur $^3/_4$ Meile lang iſt. — Faſſen wir zunächſt den rechten Flügelpunkt, Friedrichsſtadt, ins Auge. Die Stadt Friedrichsſtadt liegt am Zuſammenfluß der Treene und Eider, in ſüdweſtlicher

*) Dänemarks Wehrkraft. Von einem Norddeutſchen Offizier. Berlin 1863. Verlag von E. Mittler und Sohn.

Richtung von Schleswig, in nordwestlicher von Rendsburg, im reichsten und fruchtbarsten Theile beider Herzogthümer.

Die an und für sich schon sehr feste Lage von Friedrichsstadt ist nun durch verschiedene Werke verstärkt worden. Die Stadt selbst ist gegen die Eider hin wie gegen die Treene von Wällen und Deichen so gut wie eingeschlossen; letztere können bequem durch Geschütze bestrichen werden. An der Eiderfähre ist ein Brückenkopf angelegt von bedeutender Stärke; das Profil desselben hat eine Höhe von 30′ von der Grabensohle bis zur Brustwehrkrone, die Facen mehr als 100′ Länge, Placements von 6—8 Kanonen sind vorhanden*). Auf der dithmarsischen Seite, südlich des Brückenkopfs, sind mehrere vorgeschobene Werke angelegt. Bei Drage, Seeth und Süderstapel erheben sich vorgeschobene Werke mit einer Rückzugslinie auf Schwabstedt, wo dicht an der südlichen Seite der Treene eine größere Schanze aufgeführt ist. Friedrichsstadt wird dadurch ein sehr fester Punkt, dessen Wegnahme nur mit den größten Opfern verknüpft sein würde.

---

*) Der Brückenkopf wurde nach der Besetzung Rendsburgs durch die Bundestruppen von den Dänen demolirt.

Zwiſchen Friedrichsſtadt und den Danewerken iſt die Danewerkſtellung nun durch den Lauf der Treene, Reider-Au und das bedeutende Hollingſtedter Moor geſchützt. Die Treene hat von Hollingſtedt bis zur Einmündung in die Eider die bedeutende Breite von 300 bis 1500 Schritt. Mit Hülfe der großen Schleuße bei Friedrichsſtadt kann das Treenethal bis Hollingſtedt unter Waſſer geſetzt werden; von Hollingſtedt hat man weiter in öſtlicher Richtung ſieben lange, theilweiſe mit Schleußen verſehene Deiche aufgeführt, die dazu dienen ſollen, das Waſſer im Thale der Reider-Au aufzudämmen; dieſelben laufen von Süden nach Norden und ſind ſämmtlich am nördlichen Endpunkte mit großen Schanzen verſehen. Bei Hollingſtedt befindet ſich eine neue feſte Brücke über die Treene, nördlich der Stelle, wo die Treene ſich in die Reider-Au ergießt. In Verbindung mit dem Thal der Treene ſteht das ſüdlich vorliegende Terrain der Sorge, welches ebenfalls mit leichter Mühe total impraktikabel gemacht werden kann. An ein Operiren mit größeren Truppenkörpern in dieſem Landſtrich iſt daher gar nicht zu denken.

Der wichtigſte, weil am meiſten gefährdete, Punkt der ganzen Stellung iſt die Gegend bei Schleswig, die durch die Danewerke in $^3/_4$ Meilen langer Ausdehnung

vertheidigt wird. Die Stadt Schleswig liegt am westlichen Ende des Meerbusens der Schlei. Von Schleswig westlich bis nach Hollingstedt erstreckt sich das aus uralter Zeit herstammende, für eine Vertheidigung aber noch günstige Danewerk, und in südwestlicher Richtung der Margarethenwall. In der Nähe der Uebergangsstelle bei Hollingstedt theilt sich der westliche Theil des alten Danewerks in zwei Arme, die früher einen Halbkreis bildeten, dessen Endpunkte sich an die Treene stützten. Die schon vor mehr als 1000 Jahren erbauten Werke sind zum Theil verfallen, an manchen Stellen 15, an anderen 20 Fuß hoch, und war für deren Erhaltung bis zur Zeit des Treffens bei Schleswig nichts geschehen. Seither aber hat die dänische Regierung auf die sorgfältigste Art für die Verstärkung dieses wichtigen Punktes Sorge getragen. Nahe der Stadt Schleswig besteht die Befestigung aus einer Reihe von zwölf Schanzen, welche sich von der Schlei, östlich Bustorf, bis nach dem Dorfe Groß-Danewerk erstrecken. Dieselben sind über einen Höhenrücken vertheilt, auf dessen Südseite die Klosterkrug-Schleswiger Zweigbahn sich erstreckt, und nimmt der Abstand zwischen den einzelnen Schanzen nach dem Verhältnisse der Entfernung von der Stadt zu. Dieselben können als einzelne los-

geriſſene, aus Erde aufgeführte Baſtionen betrachtet werden, welche gegen Süden gerichtet ſind; ſie ſind ſämmtlich ſturmfrei und in der Kehle mit Paliſſaden geſchloſſen. Die zehnte und zwölfte Schanze, welche letztere in unmittelbarer Nähe des Dorfes Groß-Danewerk angelegt iſt, ſind geſchloſſen und beſtehen aus einem hohen und breiten Erd-Ringwall, welcher von einem tiefen und breiten Graben umgeben iſt. Der einzige Zugang zu dieſen Schanzen wird durch eine Brücke vermittelt, welche über dieſen Graben führt, aus loſe neben einander liegenden Balken hergeſtellt iſt und ohne Zeitverluſt entfernt werden kann. Durch ein ſtarkes, mit Schießſcharten verſehenes hölzernes Thor gelangt man in das Innere der Schanze, in deren Mitte ein Blockhaus angebracht iſt, welches über 120 Mann aufnehmen kann. Daſſelbe iſt in einer kleinen Vertiefung, auf gemauertem Fundament, aus dem ſchwerſten Bauholz aufgeführt und auf allen vier Seiten mit Schießſcharten verſehen. Eine Pforte aus dickem Bohlenholz bildet den Eingang. Das Dach iſt bombenſicher eingedeckt.

Hinter den Danewerken befinden ſich ausgezeichnete Haltepunkte, falls die Armee gezwungen ſein ſollte, erſtere aufzugeben; ſo die Höhenzüge zwiſchen Husbye

und dem Gottorfer Schloſſe, letzteres als Anlehnung für den linken Flügel.

Die weitere Ausdehnung der Danewerkſtellung nach Oſten werde ich bei Gelegenheit der Darſtellung des Angriffes der Schanzen bei Miſſunde durch die preußiſchen Truppen ſchildern, und jetzt in meiner unterbrochenen Darſtellung weiter fortfahren.

Endlich erblickten wir die halb in Schnee vergrabene Häuſergruppe des Kloſterkrugs. Gleich hinter Kloſterkrug gelangten wir zu der äußerſten Schanzenlinie, an den Kohgraben. Zwei Eiſenbahnlinien und die Heerſtraße durchſchnitten an dieſer Stelle den Kohgraben. Der Graben hatte eine nicht unbedeutende Tiefe, die Bruſtwehr war hoch. Die öſterreichiſchen Truppen hatten ohne Widerſtand dieſe äußerſte Schanzenlinie paſſirt. Nach einer Viertelſtunde langten wir in Buſtorf, einem gerade vor Friedrichsberg liegenden Dorfe, an. Nun paſſirten wir den eigentlichen Danewerkwall. Links erhoben ſich die hohen, ganz in Schnee gehüllten, nun verlaſſenen Schanzen. Hinter dem Danewerkwall fuhren wir in Buſtorf ein. Ein ganz zerſtörtes Haus lag am Wege. Die Dänen hatten das Haus zerſtört und im Garten alle Obſtbäume und Planken niedergehauen, um den Colonnenweg über

as Grundstück zu führen. Schnee bedeckte jetzt die Trümmer. Dann kam ein Gebäude, welches niedergebrannt war. Die Dänen hatten es angezündet, weil es ihnen in der Schußlinie lag. Hier sah man alle Schrecken des Krieges. Da links stand das Bustorfer Spritzenhaus. Es war voll von todten österreichischen Soldaten. Sie waren fast alle in der Vorpostenkette gefallen. Die meisten waren durch den Kopf geschossen. Ich ließ den Wagen halten und trat einen Augenblick hinein. Es war ein schrecklicher Anblick. Endlich hatten wir Friedrichsberg, die Vorstadt Schleswigs, erreicht. Alle Häuser waren mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt. Die Straße war durch lange Wagenzüge gesperrt, welche Pontons auf die Straße nach Flensburg führten. Die ganze Stadt bot einen kriegerischen Anblick. Geschütze, Wagen mit Pontons, mit Munition und Kriegsmaterial dicht hintereinander. Da am Schloß Gottorf, bei dem Thore standen eine Menge im Danewerk erbeutete Kanonen. Sonderbares Schicksal! Es waren dieselben Kanonen, welche man im Jahre 1851 so verrätherisch an Dänemark ausgeliefert hatte. Alle Räume im Schlosse Gottorf waren heute mit Verwundeten und dänischen Gefangenen gefüllt. Jetzt betraten wir die

eigentliche Stadt Schleswig. Alle Häuser hatten auch hier ſchleswig-holſteiniſche und deutſche Fahnen ausgeſteckt. Schleswig war ja eine befreite Stadt. Sämmtliche däniſche Beamte waren in den erſten vierundzwanzig Stunden, wo die Dänen die Stadt verlaſſen hatten, fortgejagt worden. Auch nicht ein einziger war übrig geblieben. Die ganze Stadt war mit dem eiſernen Beſen ausgefegt.

Drittes Kapitel.

Von Schleswig nach Missunde.

Doris Eſſelbach. — Schloß Gottorf. — Die Straße nach Fleckebye. — Haddebye. — Blaunfeldt in Fleckebye. — Däniſche Befeſtigungen und Redouten im Defilé zwiſchen der Schlei und der Eckernförder Bucht. — Weg nach Miſſunde. — Die militäriſche Poſition und die Schanzen bei Miſſunde. — Das Artilleriegefecht bei Miſſunde und die Recognoscirung. — Die Schanzen nach dem Gefecht. — Scenen aus dem Gefecht. — Major v. Jena. — Graf v. d. Gröben.

Wer kennt nicht, wenn er jemals in Schleswig-Holſtein geweſen iſt, Doris Eſſelbach, die Wirthin zur „Stadt Hamburg“ in Schleswig? Und wen kennt ſie ſelbſt nicht, wen hat ſie nicht geſehen und nicht ge-

ſprochen? Alle Perſonen, welche während der letzten ſechszehn Jahre auf dem militäriſchen oder politiſchen Theater in Schleswig-Holſtein irgend eine Rolle von Bedeutung geſpielt haben, ſind bei ihr vorübergezogen. Der alte Wrangel, General von Williſen, der tapfere Sieger von Eckernförde, Capitän Jungmann, der brave Theodor Preußer, General von Baudiſſin, General von Bonin, Louiſe Aſton, der Major v. d. Tann, die preußiſchen und öſterreichiſchen Civilcommiſſäre von damals und heute, General de Meza und General Schleppegrell, Prinz Friedrich Carl und der Kronprinz von Preußen, General v. Gablenz und der Herzog von Coburg — alle hat ſie gekannt, mit allen hat ſie geſprochen, von allen weiß ſie charakteriſtiſche Aeußerungen und Züge zu erzählen. Dänen, Oeſterreicher, Preußen, Hannoveraner und Sachſen, alle Streiter für und gegen Schleswig-Holſtein ſind auf Stunden oder Tage in ihrem gaſtlichen Hauſe eingekehrt. Die Deutſchen ſagen von Doris Eſſelbach, ſie ſei däniſch, die Dänen ſagen, ſie ſei deutſch, Alle aber ſtimmen darin überein, daß ſie eine ſo energiſche und intelligente Frau ſei, wie nur Eine in Schleswig-Holſtein.

In die Stadt Hamburg, das Haus dieſer Doris Eſſelbach, ging ich, um mir Extrapoſtpferde nach Miſ-

ſunde zu beſtellen. Frau Eſſelbach iſt nämlich zugleich Poſthalterin in der Stadt Schleswig, und man ſagt von ihr, daß kein Mann der Stelle eines Poſthalters jemals ſo gewachſen geweſen ſei, wie ſie, und daß ſie, wenn es nöthig, ſelbſt zuweilen Courierſtiefel anziehe und zu Pferde ſteige. Ein Kellner führte mich, wie er mir ſagte, zu „ſeiner Madame“. Frau Eſſelbach ſaß in ihrer kleinen Schreibſtube vor dem Schreibtiſch. Ich ſah ſie heute zum erſten Male. Sie war eine ſtattliche Frau in den vierziger Jahren.

Einige Minuten vergingen, ehe ſie mich bemerkte. Dann wandte ſie ſich zu mir um, und fragte kurz: „Mit wem habe ich die Ehre?“

„Oh, Sie kennen mich recht gut, Madame.“

„Ach ja, nicht wahr, früher Offizier in der ſchleswig-holſteiniſchen Armee. Ich erinnere mich. Sie ſind . . . . .“

Es iſt nämlich eine beſondere Spezialität der Wirthin zur Stadt Hamburg, worauf ſich dieſelbe Etwas zu Gute thut, ein enormes Namens- und Geſichtsgedächtniß zu haben.

Ich lachte. „So ſchnell kommen wir nicht zu Ende; wer ich bin, wiſſen Sie, geſehen haben wir uns nie.“

Frau Eſſelbach iſt heftigen Temperaments und hat

nie viel Zeit. Ganz kurz fragte ſie: „Verſtehe ich nicht; mit wem habe ich die Ehre?“

Ich nannte ihr meinen Namen. Dann ſtand ſie auf, betrachtete mich einige Augenblicke und reichte mir die Hand. „Es freut mich, Dich endlich einmal zu ſehen,“ ſagte ſie, „warum hat man Dich nicht längſt ſchon zu mir geführt? Man hat Dir wohl geſagt, daß ich eine Dänin ſei?“

Frau Eſſelbach hat nämlich unter vielen beſonderen Eigenſchaften auch die Eigenſchaft an ſich, daß ſie Perſonen, für die ſie ein ganz beſonderes Intereſſe hegt, „Du“ nennt.

„Nun ja,“ erwiederte ich, „die Einen ſagten dies, die Andern ſagten das.“

„Ich ſage Dir aber,“ fuhr Frau Eſſelbach heftig werdend fort, „daß ich keine Dänin bin; ich habe ein deutſches Herz. Als Wirthin dieſes Hauſes kann ich mich nicht darum bekümmern, ob Jemand, der bei mir einkehrt, däniſch oder deutſch iſt. Aber mein Herz iſt immer deutſch. Vor einigen Tagen war der alte Wrangel hier. „Alter Wrangel,“ ſage ich, „biſt Du auch wieder da? Na, nun ſehe ich ſchon, wie die Geſchichte wieder kommt. Aber ich ſage Dir, wrangele uns nicht zum zweiten Male, wir leiden das durchaus nicht.“ — Und was willſt

Du denn? erwiederte er. — Was ich will? ſagte ich, ich will die Wiedereinführung der deutſchen Sprache in Kirche, Schule und Verwaltung, ich will, daß die Dänen abgeſetzt werden, ich will die Aufhebung der gemiſchten Diſtricte, ich will eine deutſche Regierung. — Nun, und wen willſt Du denn als Regierung? — Das iſt mir einerlei, aber ich will eine deutſche Regierung, und daß die Herzogthümer zuſammen bleiben."

„Wahrhaftig, das war eine kurze und zugleich verſtändige Antwort. Aber, wie iſt's nun mit meinen Extrapoſtpferden? Ich muß ſofort nach Miſſunde fahren."

„Extrapoſtpferde habe ich nicht; ſelbſt Dir kann ich keine geben. Aber, warum willſt Du nicht mit dem Poſtwagen fahren? Er fährt gleich ab. Ich werde Dich einſchreiben laſſen. Von Fleckebye mußt Du Dir dann einen Wagen nehmen."

„Nun gut, ich habe keine Wahl. Pferde gehören hier zu den Seltenheiten."

Frau Eſſelbach klingelte. Der kleine Kellner erſchien. „Für den Herrn ein Billet nach Fleckebye!" Der Kellner verſchwand ebenſo eilig, wie er gekommen war.

Frau Eſſelbach reichte mir die Hand zum Abſchiede. „Wenn Du wieder kommſt," ſagte ſie, „ſo wohnſt Du bei mir. Du ſollſt gut bei mir wohnen."

Dann ſah ſie mich einige Augenblicke an, als wenn ſie Anſtand nehme, einen Gedanken, den ſie hatte, auszuſprechen. Plötzlich ſagte ſie haſtig:

„Sage mal, brauchſt Du auch Geld? Ich kann Dir Geld geben. Ich habe immer Geld.“

Ich lachte. „Sehe ich Dir etwa ſo aus, als ob ich Geld brauche, Doris Eſſelbach?“

„Nein, das thuſt Du nicht, aber — Du warſt gefangen. Es wäre doch möglich. Genire Dich nicht.“

Gerührt reichte ich der Wirthin zur Stadt Hamburg die Hand. „Doris Eſſelbach,“ ſagte ich, „Du biſt die Erſte in dieſem Lande, welche mich fragt: Brauchſt Du auch Geld? Und von Dir ſagen die Menſchen, daß Du eine Dänin ſeieſt. Eine Dänin würde mir kein Geld geben. Nein, beruhige Dich, ich brauche gar nichts, habe Geld genug. Aber ich danke Dir. Wenn ich wieder komme, werde ich bei Dir wohnen. Wenn mir wieder Jemand ſagt, daß Du däniſch ſeieſt, werde ich ihm unſere heutige Unterredung erzählen. Nun lebe wohl, Doris Eſſelbach. Auf Wiederſehn.“

Nach einigen Minuten ſaß ich im Poſtwagen, der nach Fleckebye fahren ſollte. Mir gegenüber ſaßen zwei Männer in den mittleren Jahren, ſchleswig-holſteiniſche Ruhe auf dem Geſicht. Vorerſt ging der Wagen aber

nicht weit. Er fuhr blos um die Ecke bis zur Eisenbahnstation. Dann stand er still, um die Ankunft des Zuges von Flensburg zu erwarten. „Eine Stunde dauert es gewiß noch bis dahin," sagte gleichmüthig der Postillon, knöpfte seinen rothen Mantel auf, zog eine Pfeife heraus und schlug nach alter Sitte mittelst Stahl und Stein Feuer an. Meine beiden Reisegefährten blieben mit schleswigholsteinischer Ruhe, welche durch nichts erschüttert werden kann, sitzen. Das konnte ich nicht aushalten. Nach den Tagen des Schneesturmes und des tiefen Winters war heute ein heiterer Frühlingstag am blauen Himmel aufgestiegen. Ich verließ den Wagen und schaute mich um. Dort rechts breitete sich die Stadt Schleswig mit ihren rothen Dächern und weißen Wänden an den blauen Ufern der Schlei wie ein ungeheures Hufeisen aus, dort erhob sich der Dom mit seinem gewaltigen Dache und seinem Glockenthürmchen darauf, der ehrwürdige, alte Dom, von dessen Kanzel der „Swinemartens", der einst in Tönning als Pastor zugleich dem Schnapsladen seines Schwiegervaters vorstand, zwölf Jahre vor leeren Bänken gepredigt hatte. Jetzt war der Wirksamkeit des Biedermanns ein Ende gemacht worden.

Ich wandte mich zunächst nach Schloß Gottorf, welches sich links vor mir aufbaute. Das Schloß ist durch

Demolirungen und Neubauten vollständig moderniſirt worden, obſchon Schleswig ſelbſt eine der älteſten Städte des Landes iſt. Die Dänen hatten vor, das Schloß vor ihrem Abzuge aus Schleswig in die Luft zu ſprengen. Glücklicherweiſe wurden ſie durch ihren eiligen Rückzug an der Ausführung dieſes vandaliſchen Gedankens gehindert. In den letzten Jahren hatten ſie das Schloß, welches einſt die Wehnung von Herzogen und Königen war und ſpäter als Reliquie ſorgſam in der alten, burgartigen Geſtalt erhalten wurde, in einen Dragonerſtall verwandelt. Man wollte auf dieſe Weiſe die Erinnerung an eine Zeit austilgen, wo Schleswig eigene Herzöge hatte. Es war das Miniſterium Oerſtedt, welches dieſe vandaliſche Maßregel beſchloß, daſſelbe Miniſterium, dem die preußiſche Kreuzzeitung ſo oft Zeugniſſe ihres Wohlgefallens ertheilte. In der zum Schloſſe führenden ſchönen Buchenallee hatten die Dänen aber in den letzten Tagen ihrer Herrſchaft wieder in barbariſchſter Weiſe gehauſt. Faſt die Hälfte der ſtattlichen Bäume war mit der Art umgeſchlagen. Im Innern des unſchönen und winkeligen Schloßhofes brannte ein helllohendes Feuer. Bettſtellen, Matratzen und alle mögliche Lazarethgegenſtände ſtanden und lagen umher. In den untern Räumen ſtöhnten die Verwundeten aus den Gefechten bei

Oberselk, bei Wedelspang, bei Bustorf und bei Oeversee unter ihren Schmerzen und unter den Händen der Aerzte. Es war zu traurig da drinnen. Ich ging darum wieder hinaus in den heitern milden Tag und in den goldnen Sonnenschein und betrachtete mir die im Schlosse aufgefahrenen Kanonen jeden Kalibers, welche die Oesterreicher den Dänen abgenommen hatten. Endlich kam der Zug von Klosterkrug angebraust; unser Postwagen fuhr ab.

Der Weg von Schleswig nach Eckernförde ist recht hübsch. Die Landschaft bietet keine großartigen Contraste, aber sie ist das Bild einer Idylle, in welche zuweilen ein leiser schwermüthiger Hauch hineinweht. Bis nach Fleckebye führt der Weg fast immer den Ufern der Schlei entlang. Zuerst rollte der Wagen im langsamen Trab durch Friedrichsberg, das westliche Drittheil der Stadt Schleswig, welche aus einer einzigen, anderthalb Stunden langen Straße besteht. Dann kamen wir wieder an den Schanzen bei Friedrichsberg vorüber. Wären sie vertheidigt worden — sie waren gar nicht armirt und auch im Bau noch nicht einmal vollendet — so wäre wahrscheinlich der Friedrichsberg dabei in Flammen aufgegangen. Von Bustorf führt die Straße nach Eckernförde in südöstlicher Richtung. Ueberall waren zu beiden Seiten des Weges die Bäume von den Dänen

umgehauen worden, um die Straße in der Richtung nach Eckernförde mit den Kanonen beſtreichen zu können. Nochmals erſchien das Bild der Stadt Schleswig mit ihrem altersgrauen Dome jenſeits des blauen Seeſpiegels der Schlei. Unwillkürlich dachte ich wieder an Swine-Martens, wie er, zuviel Portwein im Kopfe, in der Straße umhertaumelte. Er wollte ſeine fette Pfründe gar nicht verlaſſen. „Ich habe mit meinen lieben Schleswigern die Tage der Trübſal getheilt, ich will auch in den Tagen der Freude bei ihnen bleiben," ſagte er mit ſchwermüthiger Stimme. Aber die lieben Schleswiger wollten nichts davon hören, und Abends um ſechs Uhr, an demſelben Tage, wo die Oeſterreicher in Schleswig eingezogen waren, verließ er die Stadt.

Dann erſchien links von der Straße die Kirche von Haddebye, eine der älteſten des Landes. Nun ging's über eine Nothbrücke; die Dänen hatten hier den Damm, auf dem die Landſtraße hinlief, durchſtochen. Mit jedem Schritte wurde die Landſchaft mannigfaltiger, die Ebene verwandelte ſich in bewaldetes Hügelland, und zuweilen blitzte der von der Nachmittagsſonne vergoldete blaue Waſſerſpiegel durch die Baumgruppen. Jetzt rollte der Wagen durch die erſten zu Fleckebye gehörigen ſtattlichen Höfe und hielt dann vor dem Wirthshauſe. Fleckebye

war seit den letzten zehn Jahren der Wohnsitz des Hardesvogts Blaunfeldt. Dort drüben auf der andern Seite der Straße stand sein Haus, ein prächtiges, modernes Landhaus von stattlichsten Verhältnissen und mit einem im englischen Geschmack angelegten Garten umgeben, mit der Aussicht auf die Waldung um Louisenlund und auf die Schlei. Blaunfeldt hatte aus seiner Hardesvogteistelle jährlich mehr als 7000 Thaler herauszuschlagen gewußt, durch die seinen Amtseingesessenen völlig willkürlich aufgelegten Strafgelder. Wenn er es dabei gar zu toll trieb, so griff wohl das Appellationsgericht in Flensburg zuweilen in die Wirthschaft ein, welche ihres Gleichen übrigens in Schleswig nicht gefunden hat; aber das geschah selten und genirte Blaunfeldt sehr wenig. Jetzt stand das schöne Haus einsam und verlassen. Der Besitzer befand sich in Rendsburg im Kerker, sein Sohn saß als Spion im Gefangenhause in Kiel, und seine Frau war in Berlin und Kopenhagen, um das Leben ihres Mannes zu erflehen.

In Fleckebye erhielt ich ohne Schwierigkeit Postpferde nach Missunde. Während ich in der Stube des Wirthshauses das Anspannen der Pferde erwartete, traten mehrere Landleute herein. Ich sprach mit ihnen von Blaunfeldt. „Ja," sagte der eine, „vierzehn Jahre

haben wir gebetet, daß uns der liebe Gott dieſen Kerl vom Halſe ſchaffen möge."

„Vierzehn Jahre gebetet?" konnte ich nicht umhin, dem Manne zu erwiedern. „Da gehört ſchleswig-holſteiniſche Geduld dazu. Ich hätte ein Mittel gewußt, ihn in vierzehn Tagen loszuwerden."

„Nun," ſagte der Andere, „und was wäre denn das geweſen?"

„Das Mittel war ſehr einfach. Ihm einige Knochen im Leibe zu zerbrechen, und damit alle acht Tage fortgefahren. Ich ſage Euch, er hätte es nicht vierzehn Tage ausgehalten."

Dann war der Wagen bereit. Wieder kam ich jetzt über ein Terrain, welches mit der Hauptſtellung bei dem Danewerke fortificatoriſch verbunden war. Es war das Defilé zwiſchen der Schlei und der Eckernförder Bucht. Gegen einen Angriff von der Eckernförder Seite her hatte man verſucht, ſich folgendermaßen zu ſichern. Vom Louiſenlunder Schloßgarten, deſſen Bäume ich drüben ſah, längs der „großen Breite", einer Bucht der Schlei, war eine größere und kleinere Dämmung angelegt, welche beide mit Schleußen verſehen waren. Durch dieſe Schleußen konnten zwei Auen ſo angeſtauet werden, daß ſie eine künſtliche Ueberſchwemmung des gan-

zen Terrains von Fleckebye bis Windebye Noer bei Eckernförde hervorbringen. So lange der Feind nicht die Dämmung durchbrochen hatte, welche der Sicherheit halber noch mit Redouten verſehen iſt, brauchte die däniſche Armee nur die Chauſſee zu beſetzen und zu vertheidigen. Bei dem Dorfe Borby, nördlich von Eckernförde, war überdies eine Batterie zur Beſtreichung des Dammes der durch und nach Eckernförde führenden Chauſſee angelegt. Weshalb auch dieſe kleineren und ſehr geſchickt angelegten fortificatoriſchen Anlagen zur Vertheidigung des Defilés zwiſchen der Schlei und der Eckernförder Bucht, durch welches hindurch die Preußen auf der Eckernförder Chauſſee gerade nach Miſſunde vordrangen, nicht benutzt worden ſind, iſt mir, vom militäriſchen Standpunkte aus, vollkommen unbegreiflich. Daß die Dänen den Gedanken gehabt hatten, es zu thun, ſah ich an einer Stelle des Dammes, auf dem die Chauſſee hinlief, wo man Durchſtechungsverſuche gemacht hatte. Der Wagen bog jetzt in nördlicher Richtung auf einem Landwege nach Miſſunde ein. Kaum konnten die Pferde in dem tiefen Boden fortkommen. Nach einer halben Stunde fuhr ich zwiſchen zwei Schanzen hindurch. An der linken Seite erhob ſich neben der zweiten eine dritte Schanze. Den ſich nach dem Dorfe

Miſſunde ziemlich ſteil ſenkenden Weg aufwärts zogen ſechs Pferde eine Kanone. Es war eine von den Kanonen, welche die Dänen in den Schanzen zurückgelaſſen hatten.

Einige funfzig Schritt abwärts hielt ich vor dem erſten ſtrohgedeckten Hauſe von Miſſunde, in welchem die öſterreichiſche Feldwache lag. Der Sergeant, welcher dieſelbe commandirte, erbot ſich, mich in den Schanzen umherzuführen. Die Schanzen waren noch faſt ganz in demſelben Zuſtande, in welchem ſie von den Dänen geräumt waren. Nur einige Kanonen waren bereits von ihrem Bette genommen und fortgeſchafft; andere ſtanden noch dort und richteten ihre Mündungen auf das Defilé, welches ich ſoeben paſſirt hatte. In der Mitte jeder Schanze befand ſich ein koloſſales Pulvermagazin, in dem noch bedeutende Vorräthe vorhanden waren. Das Dach war bombenſicher eingedeckt. Der Zugang zu demſelben war durch eine Paliſſadenreihe geſchloſſen. Wenige Schritte vor dem Pulvermagazine ſtanden Blockhäuſer aus dicken Balken, ſo groß, daß ſich ein anſehnlicher Theil der Beſatzung dahin zurückziehen konnte. Noch bedeckte Stroh den gedielten Boden. Kartätſchen und Shrapnells lagen zerſtreut umher, dazwiſchen Lederhelme und mit Blut befleckte Kleidungs-

stücke. Noch standen die Munitionswagen da, welche die Dänen in der Eile ihres Abzuges zurückgelassen hatten. Der Sergeant langte mit der einen Hand einige Shrapnells heraus, um mir zu zeigen, daß darin sechsunddreißig kleinere Kugeln enthalten seien. Dann stiegen wir auf die Brustwehr und überblickten die äußeren Befestigungen der Schanzen und das Defilé, in dem vor wenigen Tagen die sogenannte Recognoscirung gegen die Schanzen stattgefunden hatte. Dort drüben links erhob sich der Boden zu einer geringen Höhenanschwellung. Auf derselben waren die preußischen Kanonen aufgefahren gewesen, um die an dieser Seite der Schlei liegenden drei Schanzen zu beschießen, die ungefähr 25 Fuß hoch sein mochten, während der vor denselben befindliche Graben eine Tiefe von etwa 15 Fuß haben konnte. An der äußeren Seite des Grabens, nach der Seite hin, von wo die feindlichen Truppen im Fall eines Bajonnetangriffs die Schanzen stürmen mußten, waren zwischen eingerammten Pfählen drei starke Drähte in der Höhe von vier Fuß parallel mit dem Boden gezogen — um die Stürmenden einige Minuten zurückzuhalten und ihnen so eine neue Salve zu geben. In der Mitte der Grabenböschung hatte man eine starke Palissadenreihe angebracht, welche erst niedergehauen

werden mußte, bevor die Stürmenden an der jenſeitigen Böſchung hinaufſteigen konnten. Die Schanzen waren nach dieſer Seite hin vortrefflich befeſtigt, und hätten, ſelbſt wenn es den angreifenden Truppen gelungen wäre, bis an den Rand des äußeren Grabens vorzudringen, nur mit großem Verluſt genommen werden können.

Miſſunde iſt der wichtigſte Punkt für die Befeſtigungen an der Schlei. Der Beſitz der Poſition von Miſſunde ſchließt den Beſitz der Stellung bei Schleswig in ſich, weil man, im Beſitz von Miſſunde, die Schleswiger Poſition im Rücken angreifen kann. Iſt Miſſunde genommen, und ſetzt man ſich im günſtigen Terrain des Landes Angeln feſt, ſo bleibt den Dänen nichts mehr übrig, als in Angeln eine Schlacht anzunehmen oder ſich auf Flensburg und von dort hinter die Düppler Schanzen zurückzuziehen. Die Dänen haben dieſe Wichtigkeit der Poſition von Miſſunde auch wohl erkannt und deshalb zur Deckung derſelben ſieben Schanzen angelegt, drei dieſſeits, vier jenſeits der Schlei, außerdem einen befeſtigten Brückenkopf.

Am 2. Februar fand das Gefecht bei Miſſunde ſtatt. Der preußiſche Staatsanzeiger brachte darüber folgenden amtlichen Bericht:

„Prinz Friedrich Carl hatte am 2. Febr. ſeine

Disposition zum Vorgehen gegen den Feind auf die Annahme basirt, daß die Dänen die vorbereitete Stellung von Holm bis Kochendorf vertheidigen würden. Die Truppen fanden diese Stellung aber vom Feinde gänzlich geräumt und überschritten den Abschnitt nach Aufräumung der Verhaue und Wiederherstellung der Brücken um 9 Uhr. Prinz Friedrich Carl entschloß sich nun, einen Vorstoß auf Missunde zu machen, um die Standhaftigkeit der Dänen, die bisher im eiligen Zurückgehen begriffen waren, durch eine Beschießung der Werke zu prüfen. Zu dem Ende disponirte der Prinz, daß die Avantgarde über Cosel gegen Missunde vormarschiren, die 11. Infanteriebrigade sich rechts neben der Avantgarde entwickeln sollte. Die Reserveartillerie wurde im Eilmarsch über Eckernförde heranbeordert. Die 13. Division und dahinter die Reservebrigade des Generalmajors v. Röder sollten einstweilen mit der Tete bei Möhlhorst halten. Avantgarde und 11. Infanteriebrigade nahmen vor Missunde eine umfassende Aufstellung und recognoscirten, so gut es bei dem trüben und nebeligen Wetter gehen wollte, die Werke.

Außer den Werken auf dem rechten Ufer, die mit 16 schweren Geschützen armirt schienen, hatte der Feind eine zahlreiche Artillerie — wie sich zeigte, von den

ſchwerſten Kalibern — auf dem jenſeitigen Ufer in gebauten Batterien ſtehen und verfügte außerdem über Feldartillerie. Durch einzelne Schüſſe beunruhigte er die Avantgarde. Gegen 1 Uhr war die Reſerve-Artillerie eingetroffen. Es kamen 1 12pfündige, 4 6pfündige, 3 Haubitz- und 4 reitende Batterien ins Feuer, das ſofort begann. Gedeckt wurden die Batterien durch Infanterie-Abtheilungen, die allmählich bis auf 200 bis 250 Schritt an den Feind herangingen und das Feuergefecht mit ihm führten. Se. Königl. Hoheit der Prinz hatte ausdrücklich befohlen, daß nicht geſtürmt werden ſollte. Das Wetter verhinderte, die Erfolge der Artillerie genau überſehen zu können. Das feindliche Feuer aus den auf dem rechten Ufer gelegenen Werken wurde wohl ſchwächer, aber doch nur zeitweiſe zum Schweigen gebracht. Die Blockhäuſer ſah man mehrere Male geräumt, aber immer wieder beſetzt werden. Ueberhaupt wurde jeder Schaden beim Feinde ſchnell ausgebeſſert. Aus dem Brückenkopfe loderten drei Feuerſäulen empor. Unter dieſen Umſtänden und da weitere Erfolge nur mit ſchweren Opfern zu erreichen geweſen ſein würden, entſchloß der commandirende General ſich, das Gefecht abzubrechen, und gab um 4 Uhr den Befehl, die Batterien aus dem Feuer zu ziehen. Dies ging

mit großer Ruhe und vollſtändigſter Ordnung von Statten. Die Haltung der Truppen im Feuer wird als muſterhaft bezeichnet. Die Ruhe im Gefecht war bewundernswerth."

Ich gebe nun das Gefecht nach Berichten von Augenzeugen. Gegen eilf Uhr Morgens, nachdem die däniſchen Vorpoſten bald unter dem Austauſch einiger Schüſſe vertrieben waren, begann die Formation der Schlachtordnung der combinirten preußiſchen Diviſion. Die Batterien wurden auf der zur rechten Seite der Schanzen anſchwellenden Bodenerhöhung ungefähr in einer Entfernung von neunhundert Schritt von derſelben aufgefahren. Als die erſten Kanonenſchüſſe erdröhnten, erhob ſich mit dem aufſteigenden Pulverdampf ein dichter Nebel, welcher ſich allmälig ſo verdichtete, daß er die Geſchütze am richtigen Zielen verhinderte. Nach und nach kamen die Feldſechspfünder, die kurzen Zwölfpfünder und die gezogenen Geſchütze der preußiſchen Batterien in Engagement. Der Donner wurde manchmal heftig, wie ein Gewitterſturm. Aus einem Blockhaus in den däniſchen Schanzen ſah man trotz Nebels und Pulverdampf die Flammen aufſchlagen. Aus dem Brückenkopf loderte ebenfalls eine Feuerſäule empor. Den Dänen gelang es nicht, trotz der ſchweren Geſchütze,

womit die Schanzen armirt waren, auch nur eins der preußiſchen Geſchütze zu demontiren, obſchon ſie weit beſſere Zielobjecte hatten, wie die letztern: freiſtehende, abſtechende Colonnen und ungedeckt aufgeſtellte Kanonen. Während des Kanonenfeuers ſchritt die Infanterie mehrmals zum Sturme vor, obſchon keines der däniſchen Geſchütze zum Schweigen gebracht war. Unter dem Hagel der Shrapnells und Kartätſchen, welchen die däniſchen Geſchütze ihnen entgegenſandten und unter dem Gewehrfeuer der hinter einzelnen Knicks aufgeſtellten Jäger hatten ſie entſetzlich zu leiden. Aber in muſterhafter Ordnung, wie auf dem Manöverplatze, ſtürmten die Colonnen vor, oder hielten im heftigſten Feuer. Ihre Haltung und Bravour waren vorzüglich. Major v. Jena, der leider bei dem Sturm auf die Düppeler Schanzen ſeinen Tod fand, ſtürzte verwundet vom Pferde, Lieutenant Hammer erhielt eine Kugel durch die Bruſt, Oberſtlieutenant v. François wurde von einer Kugel in die linke Backe getroffen, welche in der rechten wieder ihren Ausweg nahm, dem Lieutenant Graf v. d. Gröben wurde von einer Granate der Leib aufgeriſſen, Prinz Friedrich Carl traf eine Kugel an die Säbelſcheide. Anderen Offizieren wurden die Pferde unter dem Leibe erſchoſſen. Einem Soldaten

wurde der Gewehrkolben abgeschossen; kaltblütig nahm er das Gewehr eines neben ihm gefallenen Kameraden, und eilte vorwärts. Ein dänischer Schütze hatte sich aus der Schanze weit voraus an die Höhe geschlichen, worauf die preußischen Kanonen standen, und feuerte von dort auf die Bedeckungsmannschaften. Er war ein guter Schütze und verwundete Menschen und Pferde. Endlich traf ihn eine Kugel. Schwerverwundet sank er nieder. Jetzt band er sein Taschentuch um die Spitze seines Bajonnets und winkte nach der Schanze hinauf, daß man ihn holen solle. Vergebens. Rechts und links schlugen die dänischen Kugeln neben ihm nieder. Da gingen drei Kanoniere von denselben Bedeckungsmannschaften, auf welche er geschossen hatte, zu ihm hinan, nahmen ihn mitten im Feuer der dänischen Schanzen auf und trugen ihn hinter die preußische Batterie in Sicherheit. Nachdem das Artilleriegefecht drei und eine halbe Stunde gedauert hatte, wurde es abgebrochen, ohne daß auch nur eine Schanze zum Schweigen zu bringen war. Mit der kaltblütigsten Unerschrockenheit halfen Schüler und Studenten aus Kiel und Eckernförde den Krankenträgercompagnien die Verwundeten aus dem Gefecht tragen. Aus mehreren Häusern von Missunde schlugen die Flammen empor und rötheten den

Abendhimmel in feuriger Gluth; der Sturm auf die Schanzen, der gar nicht hätte unternommen werden ſollen, war abgeſchlagen, wenn man die Wahrheit ſagen will. Wäre er gelungen, ſo hätte er freilich den ſchmalſten Uebergangspunkt über die Schlei und die Flanke des Danewerks den preußiſchen Truppen in die Hände gegeben. Aber mit ungedeckt aufgeſtellten Feldgeſchützen waren die Schanzen nicht zu nehmen, auch wenn der Nebel nicht hindernd eingetreten wäre, das mußte man wiſſen. Wenn man bei Arnis über die Schlei gehen wollte, iſt der Zweck einer Recognoscirung vor den Schanzen ſchwer abzuſehen; daß ausdrücklich befohlen wurde, nicht zu ſtürmen, iſt wohl nur eine Redensart im amtlichen Bericht des Staatsanzeigers, um den abgeſchlagenen Sturm zu verdecken, ebenſo wie „der Vorſtoß auf Miſſunde, um die Standhaftigkeit der Dänen zu prüfen.“ Daß die Dänen die gut befeſtigten und recht gut armirten Schanzen nicht ohne heftigen Widerſtand räumen würden, mußte man ſich ſelbſt ſagen. Die Dänen hätten auch das Danewerk nicht ohne Widerſtand geräumt, wenn der Uebergang der preußiſchen Truppen bei Arnis über die Schlei ſie nicht dazu gezwungen hätte. War aber die Möglichkeit nicht vorhanden, die Schanzen zu nehmen — und dieſe Mög-

lichkeit war bei dem Mangel an ſchweren Geſchützen nicht vorhanden — ſo hatte das ganze Artilleriegefecht ebenſowenig einen Zweck, als der Sturm der Infanteriemaſſen, und dies umſomehr, als man ſchon den Plan hatte, die Schlei bei Arnis zu überſchreiten. Nur einen Zweck konnte der Angriff haben, nämlich wenn er als Demonſtration dienen und die Aufmerkſamkeit der däniſchen Truppen auf dieſen Punkt richten ſollte, während man den eigentlichen Angriff auf einen andern Punkt der däniſchen Vertheidigungslinie zu richten gedachte; warum giebt der amtliche Bericht alſo dieſen Zweck nicht an?

Der Abend dunkelte bereits mächtig herein, als ich mich wieder in den Wagen ſetzte, um durch die einzige Straße des Dörfchens Miſſunde zum Ufer der Schlei zu gelangen. Miſſunde iſt ein elendes Fiſcherdorf, das höchſtens einige dreißig ſtrohgedeckte Häuſer zählt. Langſam fuhr mein Kutſcher die holprige Straße abwärts, welche ſich ſteil zum Ufer der Schlei hinabſenkt. Faſt an allen Häuſern hatte die Beſchießung der Schanzen durch die preußiſchen Kanonen ihre zerſtörenden Spuren zurückgelaſſen. Die Schlei hat hier kaum eine Breite von hundert Schritt. Dicht am Strande ſah ich die Mauern eines großen, ſteinernen Gebäudes, das

vollkommen ausgebrannt war. Des Daches beraubt, ragten die Ruinen der äußeren Mauern ſchauerlich gegen den ſchneebedeckten Abendhimmel auf. Es war ein trauriges Bild der Zerſtörung und der Verlaſſenheit. Einige Pontons aus der hier von den Dänen geſchlagenen Schiffbrücke, auf welcher ſie bei ihrem Rückzuge aus den Schanzen die Schlei überſchritten hatten, lagen noch in dem graugelbgefärbten Waſſer. Auf der Fähre ſetzte ich auf das linke Ufer über und blieb in dem einſamen Wirthshauſe drüben über Nacht. Selbſt bis hierher hatten die Todesgeſchoſſe ihren Weg gefunden. Eine Granate war durch das Dach geſchlagen. Noch überall an den Wänden der Stube, innerhalb welcher ſie geplatzt war, zeigte ſich die Wirkung der gefüllten Kugel. Ich war daher herzlich froh, als mich der andere Morgen von dieſem Orte des Grauſens und des Schreckens erlöſte.

Viertes Kapitel.

Schleswig nach der Befreiung von dänischer Herrschaft.

Einzug der Oesterreicher in Schleswig. — Schleswig im Kriege. — Verwundete. — Gefangene. — Lazarethe. — Schleswigsche Gastfreundschaft. — Preußen in Angeln. — Mißtrauen in Angeln. — Tactvolles Benehmen des Feldmarschalls v. Gablenz. — Die Vertreibung der dänischen Beamten aus Schleswig. — Proclamation des Herzogs durch Dr. Franz Sager. — Die Leiden der Stadt Schleswig unter Dänemark. — Die Polizeimeister Jörgensen und Koch. — Muußmann, Knudsen, Lorenzen, Riek, Matthisen, v. Holstein, Boesen, Drechsel, Martens u. s. w. — Das Danewerk. — Der Rückzug der dänischen Armee. — General de Meza. — Das Heiberg'sche Haus. — Schleswigsche Undankbarkeit. — Doctor Heiberg. — Graf Ad. Baudissin.

Als es Nacht wurde, hörte das Schießen auf, und um eilf Uhr waren die Schanzen und die Stadt Schleswig vollständig von den dänischen Truppen geräumt. Einige Geschütze waren in den Schanzen von den Dänen vernagelt worden; fast sämmtlich fielen sie den österreichischen Truppen in die Hände. Morgens, als der Tag heraufdämmerte, zogen die Oesterreicher in die befreite Stadt ein, zuerst ungarische Husaren in ihren weißen Mänteln, dann Infanterie und Jäger. Alle

Häuser waren bereits mit deutschen, schleswig-holsteinischen und österreichischen Fahnen geschmückt. Die Musikbanden der Infanterieregimenter spielten das Schleswig-Holstein-Lied. Alles war an den Fenstern. Unbeschreiblicher Jubel. Blumen, Bouquets und Kränze regnete es auf die tapfern Streiter für Schleswig-Holstein herab. Jeder Soldat trug ein Bouquet oder einen Strauß. „Da sind unsere Befreier!“ rief man; „es lebe Schleswig-Holstein!“ rief es zurück aus den Reihen der Soldaten. Vor allen Häusern wurden sie mit Wein, Bier, Branntwein und Butterbroden erquickt; die Armen hatten Tag und Nacht nichts gegessen und getrunken, und ohne Feuer im Schnee und in der Kälte des Wintersturms auf schneebedeckter Erde bivouakirt. „Ich versichere Sie,“ sagte mir ein Offizier vom Regiment Martini, „ich habe mehrere Tage von nichts wie von einigen Stücken Brod und Speck gelebt, und allen unsern Soldaten ist es ebenso ergangen.“ Und nun marschirten sie fast ohne Aufenthalt durch, um die Dänen zu verfolgen.

Schleswig glich einer Stadt mitten im Kriege. Das friedliche Bild der „Gartenstadt“, welches in meinen Erinnerungen vor zwei Jahren von Schleswig auftauchte, wurde heute vollständig verwischt. Wagen

an Wagen führten Brückenpontons auf der Straße nach Flensburg; die Geschütze, Munitionswagen, Fouragewagen, Wagen mit Verwundeten, durchmarschirende Truppenmassen aller Waffengattungen, ein immer wechselndes Bild. Alle untern Säle des Schlosses Gottorf und außerdem noch fünf städtische Gebäude waren mit Verwundeten gefüllt. Im Reithause des Schlosses befanden sich mehrere Hundert von dänischen Gefangenen, und immer noch vermehrte sich ihre Zahl durch die Gefangenen, welche aus den Gefechten auf der Straße nach Flensburg eingebracht wurden. Die ganze Stadt beeilte sich, zur Pflege und Heilung der Verwundeten das Nöthige herbeizuschaffen; aber, was sage ich, die ganze Stadt, nein, ganz Holstein. Täglich kamen Wagen von Rendsburg, Kiel, Eckernförde mit Matratzen, Lebensmitteln, Charpievorräthen an. Alle Aerzte aus der Stadt und aus der Umgegend boten ihre Hülfe an. In der Stadt selbst bildeten sich aus den Frauen und Mädchen Comités, um die Verwundeten zu pflegen und sie mit allem Nöthigen zu versorgen! Ich sah diese mildthätigen Pflegerinnen in allen Lazarethen, welche ich besuchte. Von allen Seiten erboten sich die Bürger, leichter Verwundete in ihre Häuser aufzunehmen. Die Gastfreundschaft ist eine bekannte Tugend des

„verlaſſenen Bruderſtammes“ zwiſchen Elbe und Königsau. So hatte ſich zwiſchen den öſterreichiſchen Offizieren und Soldaten und den Einwohnern der Stadt Schleswig auch bereits in den erſten vierundzwanzig Stunden ein ſehr freundſchaftliches Verhältniß herangebildet. Die Offiziere und Soldaten, welche ich ſprach, wußten nicht genug davon zu rühmen, in welch liebenswürdiger und freundſchaftlicher Weiſe ſie nicht allein in Schleswig, ſondern auch auf ihrem ganzen Durchmarſche durch das ſüdliche Schleswig in den Dörfern aufgenommen worden ſeien. Den preußiſchen Truppen wurde eine ſolche Aufnahme in Angeln nicht zu Theil. Ein preußiſcher Offizier beklagte ſich bei mir auf das bitterſte, mit welchem Mißtrauen die Truppen nach ihrem Uebergange über die Schlei von den Bauern empfangen worden ſeien. Sie hätten ihre Kiſten und Kaſten zugeſchloſſen, und nur mit Drohungen und mit Gewalt ſei das Nöthige zu bekommen geweſen. Wem iſt nun die Schuld zuzumeſſen? Dem Angeliter Bauer gewiß nicht. Er iſt der gaſtfreieſte Menſch im Lande. Die Gaſtfreundſchaft in Angeln iſt ſprichwörtlich geworden. Ich habe Angeln, als ich vor dritthalb Jahren Schleswig-Holſtein beſuchte, um mich von den politiſchen Verhältniſſen im Lande durch eigene An-

ſchauung zu unterrichten, nach allen Richtungen bereiſt, und habe oft genug Mühe gehabt, mich allen gaſtfreundlichen Anerbietungen zu entziehen. Daſſelbe Zeugniß giebt Jeder Angeln, der das Land aus eigener Anſchauung kennt. Aber ſoll der Bauer nicht gegen die preußiſchen Truppen Mißtrauen haben, wenn ſie ihre Beſetzung Kiels damit begonnen hatten, die deutſche Fahne von der Hauptwache herunterzureißen, und wenn der General Wrangel ſeine Thätigkeit in Flensburg damit begann, daß er ſämmtliche verhaßte däniſche Beamte in ihren Aemtern beſtätigte, die Proclamation des Herzogs verbot, und die deutſchen Fahnen abnehmen ließ? Die ſchlechte Aufnahme, worüber die preußiſchen Truppen in Angeln klagten, hatten ſie nur derartigen Maßregeln zu verdanken. Der öſterreichiſche Höchſtcommandirende, Feldmarſchalllieutenant v. Gablenz hatte dagegen den ganz richtigen Tact, ſich in Schleswig um die politiſchen Verhältniſſe gar nicht zu bekümmern, ſondern zu ſagen: „Meine Aufgabe iſt es, die Dänen aus dem Lande zu treiben. Dieſe Aufgabe vollziehe ich; mag die Bürgerſchaft ſich ihre politiſchen Verhältniſſe ſelber ordnen!“ Er nahm deshalb auch mit eben ſo richtigem Tact keine einzige Deputation an, ſondern kümmerte ſich blos um ſeine militäriſchen Maßregeln.

Die braven Schleswiger Bürger machten ſich dies tactvolle Benehmen des öſterreichiſchen Generals denn auch zunutze, und räumten in den erſten vierundzwanzig Stunden nach dem Einzuge der Oeſterreicher mit dem verächtlichen Geſindel von Beamten, mit dem die däniſche Regierung ſeit zwölf Jahren die unglückliche deutſche Stadt heimgeſucht hat, auf das allergründlichſte auf. Es bildete ſich, nachdem am Mittag der Herzog Friedrich der Achte als Herzog von Schleswig-Holſtein auf dem Markte durch Dr. Franz Sager proclamirt war, aus den angeſehenſten und achtbarſten Bürgern der Stadt ein Deputirten-Collegium, welches es ſich zur Aufgabe ſtellte, die däniſchen Beamten zu entfernen und ihre Stellen, welche ſie in ſchändlicher Weiſe ſeit elf Jahren gemißbraucht haben, mit deutſchen Beamten zu beſetzen. Der der Verhältniſſe nicht Kundige hat davon keinen Begriff, in welcher Art und Weiſe die Stadt Schleswig abſichtlich aus Haß gegen die deutſche Geſinnung der Bürger heruntergebracht iſt. Alle Jahre wurden der einſt ſo blühenden Stadt neue Schläge verſetzt, um ſie langſam zu ruiniren. Nach der Schlacht bei Idſtedt wurden achtundſechzig der Intelligenz angehörige Familien gezwungen, die Stadt zu verlaſſen und in die Verbannung zu gehen. Dann kam

ein jahrelanger Belagerungszustand, dann die Zeit der willkürlichsten Polizeiregierung. Der Polizeimeister und spätere Bürgermeister Jörgensen war das Prototyp aller dänischen Polizeimeister im Lande, eine ganz miserable Persönlichkeit. „Hat euch mein Vorgänger mit der Peitsche gezüchtigt," sagte er beim Antritt seines Amtes, „so will ich euch mit Scorpionen züchtigen," und nun begann eine jahrelange Verfolgung der niederträchtigsten und kleinlichsten Art. Das Lied „vom meerumschlungenen Schleswig-Holstein" wurde mit Gefängniß bei Wasser und Brod bestraft. Es wurde der Thatbestand eines neuen Verbrechens, des Verbrechens „der Mißlichkeit" — man meinte damit das Verbrechen der Mißliebigkeit — erfunden. Die Verurtheilungen in Geldstrafen wurden bis zur Tollheit ausgesprochen, weil ein großer Theil dieser „Brüche" in die Tasche der dänischen Polizeimeister und Hardesvögte floß. Polizeimeister Koch — der Vorgänger des Polizeimeisters Jörgensen — verurtheilte an einem Tage zweihundert Bürger jeden in drei Reichsbankthaler Strafe wegen nicht vorschriftsmäßiger Straßenreinigung, weil er Geld zu einer Vergnügungsreise nach Italien brauchte. Doch, ich habe diese dänischen „Levebröder" ja genugsam in ihrer ganzen Erbärm-

lichkeit und Verächtlichkeit geschildert*). Jetzt war der Tag ihres Endes und ihrer Bestrafung da.

Der berüchtigte Bürgermeister Jörgensen hatte leider Schleswig schon vor mehreren Tagen verlassen. Es ist unverantwortlich von den Schleswigern, daß sie dies erbärmliche Subject haben entwischen lassen. Zu Zweien gingen die Mitglieder des Sicherheitsausschusses in die Wohnungen der dänischen Beamten, und kündigten ihnen an, daß sie vor 6 Uhr Abends die Stadt und ihre amtlichen Stellungen zu verlassen hätten, widrigenfalls man für die Sicherheit ihres Lebens, ihrer Person und ihres Eigenthums nicht stehen könne. Zuerst kam die Reihe an die vier Hardesvögte Muußmann, Knudsen, einen Schwager des bekannten dänischen Ministers Wolffshagen, Hjort, Lorenzen und Ries. Muußmann ist ein schleswigscher Renegat, die drei Anderen sind geborene Dänen. Sie gingen ohne viele Umstände. Der Branddirector Matthisen wollte nicht weichen. Es bedurfte der sehr energischen Behandlung des bekannten Schriftstellers und früheren Offiziers der schleswig-holsteinischen Armee, Grafen Adelbert Baudissin,

*) S. „Vom verlassenen Bruderstamm" oder das dänische Regiment in Schleswig-Holstein von Gustav Rasch. 3. Auflage. Glogau bei C. Flemming. 1863.

um ihn fortzubringen. Ein Mitglied des Sicherheitsausschusses, Schuhmacher Blunck, führte ihn am Abend aus der Stadt. Als er mit ihm am Ausgange des Friedrichsberges bei den ersten Häusern des Dorfes Bustorf ankam, äußerte Matthisen, daß er ihm für den ihm gewordenen Schutz danke und ihm gleicherweise seinen Schutz verleihen wolle, wenn sich das Blatt einmal wieder wende. Der brave Blunck entgegnete, daß er den Schutz eines Dänen niemals beanspruche, auch eine solche Wendung der Dinge außer aller Möglichkeit liege. Aber noch war Matthisen's Schicksal nicht entschieden. Als er allein durch Bustorf ging, fiel er einem Haufen Volkes in die Hände. Der frühere Branddirector war ein sehr verhaßter Mann. Er wurde in einer jämmerlichen Weise durchgeprügelt — eine für seine Vergangenheit sehr gelinde Strafe. Der Amtmann v. Holstein weinte bittere Thränen, daß er seine fette Stelle, sein „Levebrod" verlassen sollte. Er war ein charakterloser, erbärmlicher Renegat aus Schleswig. Ein dienstwilliges Werkzeug der dänischen Regierung, hatte er einmal zum Probst Thieß in Cappeln geäußert: „In Wahrheit, ich schäme mich ordentlich, ein Deutscher zu sein." Die Actuare Boesen und Drechsel gingen ohne Umstände. Drechsel verwaltete in Schles-

wig das Amt eines Stadtſecretärs. Ganz abgeſehen von ſeiner ſonſtigen Unfähigkeit, verſtand er Jahre lang gar kein Deutſch. Er beklagte ſich einſt bei dem Hardesvogt Chriſtianſen, daß er mit den Parteien gar nicht fertig werden könne. Da habe ihm derſelbe die Redensart eingepaukt: „Nun, du verdammter Hundsfott, mach' daß du fortkommſt!“ und damit habe er ſich ſchließlich immer geholfen. Mag dies nun Thatſache ſein, oder mag es in das Reich der Mythe gehören, genug, es charakteriſirt wohl hinreichend den Ruf, in welchem Drechſel in Schleswig geſtanden hat. Die Etatsräthe Krogh und Fries, der Controleur Huth, der Stadtſecretär Rathjen, der Oberkriegscommiſſär Stockfleth gingen ohne Widerſtreben. Der Controleur Böttcher konnte ſich ſo nicht trennen. Er kam noch einmal wieder und mußte zum zweiten Male aus der Stadt entfernt werden. Der Stadtſecretär Rathjen, immer ein gefügiges Werkzeug des Bürgermeiſters Jörgenſen, verſuchte ſich durch einige ſchleswig-holſteiniſche Demonſtrationen zu retten. Er ſteckte eine ſchleswig-holſteiniſche Fahne heraus, und illuminirte ſeine Fenſter. Aber nichts konnte ſein Schickſal wenden. Am hartnäckigſten wehrte ſich der Paſtor am Dom, Martens, den man in Schleswig den „Swine-(Schweine)-Mar-

tens“ nannte. Er hatte zehn Jahre lang im Dom vor leeren Bänken gepredigt. Wie oft hatte man ihn betrunken auf der Straße taumeln sehen. Vor seiner amtlichen Stellung in Schleswig besorgte er in Tönning einen Schnapsladen seines Schwiegervaters neben seinem geistlichen Amte. Er war berüchtigt durch seine Gefräßigkeit und durch seine zärtliche Liebe zum Portwein, den er massenhaft verschlang. Nebenbei stahl er Eßwaaren, Getränke und Cigarren, wo er ihrer habhaft werden konnte. „Warum,“ sagte er zu der Deputation, welche ihm das nun endliche Ende seiner Pfründe ankündigte, „warum soll ich denn nicht auch die Tage der Freude mit meinen braven Schleswigern theilen, nachdem ich mit ihnen die Tage der Trübsal durchlebt habe?“ Aber die braven Schleswiger wollten nichts davon hören. Endlich brachte ihn die Drohung sehr energischer Behandlung dazu, das Schicksal des berüchtigten Probstes Nievert nicht im Dom zu Schleswig herauszufordern.

Nun kam dann schließlich die Domschule, das Schleswiger Gymnasium, an die Reihe. Die Primaner übten, während die Deputation die Entlassung ankündigte, zugleich, wie man mir sagte, eine Pression auf die geliebten Lehrer aus, welche sie viele Jahre lang in dänischer Wissenschaft so vergeblich unterrichtet hatten.

Der Jüte Quiſtgaardt Muußmann, der während der ſieben Jahre, wo er an der Schleswiger Domſchule fungirte, nur ſo viel Deutſch gelernt hatte, um ſich mit Mühe verſtändlich zu machen, wurde zuerſt entlaſſen.

Einſt fragte er den Sohn eines Schleswiger Bürgers, wo die Stadt Schleswig liege?

„In Schleswig," antwortete natürlich der zehnjährige Knabe.

„Nein," ſchrie der exaltirte Eiderdäne das Kind an, „in Südjütland in Dänemark. Weißt Du nun, wo Schleswig liegt?"

Keine Antwort. Der Knabe konnte ſich nicht überzeugen, daß Schleswig plötzlich „Südjütland" geworden ſein ſolle.

Nochmals fuhr der Jüte das deutſche Kind in barſcheſter Weiſe an, wo Schleswig liege?

„In Schleswig," lautete die Antwort.

Da ſtieg dem Dänen der Eiderdanismus zu Kopfe. Roth vor Wuth und Erbitterung ſchlug er dem Kinde mit der Fauſt in's Geſicht.

„Wo liegt Schleswig?"

Ein langes Schweigen des mißhandelten Knaben war die einzige Antwort. Wiederholte Ohrfeigen und Fauſtſchläge.

Endlich hörte man die leiſe wimmernde Antwort des Kindes: „In Dänemark.“ —

Wahrlich es iſt ſchade, daß der Jüte Muußmann nicht mit Fauſtſchlägen aus Südjütland getrieben worden iſt. Aber der „Bruderſtamm“ in Schleswig kennt leider weder den Haß noch die Rache. In ſeinen Adern fließt das Blut kalt und ruhig. Selbſt Leisner iſt ja lebendig aus Eckernförde entkommen. Mit Muußmann verließ Dr. Manicus Südjütland, Sohn und Bruder des berüchtigten Dr. Manicus und ſeiner Töchter, welche in ſo würdiger Weiſe die Flensburger Zeitung redigirten und mich faſt in jeder Nummer mit Schimpfworten beehrt haben. Auch der Collaborator Helms ging ohne Widerſtand, der Verfaſſer des Liedes „vom tapperen Landſoldaten“, einſt Sergeant in der däniſchen Armee, der es aber in ſeinem Schuleramen nur bis zu dem Character „haud illaudabilis“ bringen konnte. Dann H. O. Hanſen, auf den der Ausſpruch von Moritz Buſch beſondere Anwendung finden möchte: „Dänen, von denen mehrere Deutſch reden, wie das Engliſche des Dr. Cajus in den „luſtigen Weibern von Windſor“, lehren deutſchen Kindern, wie man Deutſch ſpricht und ſchreibt. Iſt das nicht, als ob das Hackebret die Harfe lehren wolle, wie ſie zu klingen

habe?“ Soll ich auch noch des Sidonius Eduard Boje gedenken, der so wenig Deutsch spricht, daß es oft gar nicht möglich war, in seinen Vorträgen über Geschichte und Geographie den richtigen Sinn herauszufinden? Sein Pendant war und blieb auch jetzt bei seiner Entfernung aus Schleswig der Adjunct Lohse, der niemals Deutsch sprach, sondern grundsätzlich nur die Sprache von Kopenhagen redete. Sie Alle gingen ohne viele Umstände: nur bei dem würdigen Rector Sören Ludwig Povelsen, der den Ruhm hat, das deutsche Gymnasium in diesen Sumpf von Bornirtheit und eiderdänischem Fanatismus verwandelt zu haben, mußte eine stärkere „Pression“ angewandt werden.

Während die braven Schleswiger so die Augiasställe ihrer Stadt ohne viele Mühe reinigten, fegte der eiserne Besen durch Angeln und durch das ganze südliche Schleswig. In Friedrichsstadt, in Husum, in Bredstedt, in Tönning wurde in Kirche, Schule und Verwaltung gründlich aufgeräumt. Leider ging es bei dem ruhigen und gesetzlichen Sinn der Schleswiger auch hier überall ohne Gewaltthat ab. Die nichtsnutzigen Subjecte, welche hier zehn Jahre lang gehaust, sich die Säckel gefüllt und die deutsche Bevölkerung gequält hatten, konnten sich mit ihrer Schande ohne alle körperlichen Berüh-

rungen entfernen. Ebenso war es in Angeln. In allen Dörfern und Districten zogen die Pastore, die Hardesvögte, die Schulmeister, deren Charakteristik ich so oft mit scharfer Feder zeichnen mußte, ohne Sang und Klang ab, und in einer großen Landesversammlung zu Süderbrarup, welche von vielen Tausenden von Angelitern besucht wurde, wurden nach der Proclamation des Herzogs ihre Stellen neuerdings von geachteten deutschen Männern besetzt.

Am andern Morgen bestieg ich im fortwährenden Schneegestöber die Höhen des Danewerks. Da lagen die riesigen Schlünde und starrten unbeweglich nach Bustorf hinüber, während der Schnee die Schanzkörbe füllte und die Brustwehren in seinen weißen Mantel hüllte. Alle Kanonen, welche ich sah, waren von Eisen, und somit selbst ohne jeden Metallwerth. Ich hatte nun von hier aus den besten Ueberblick über das Terrain, welches aus den Schanzen mit dem Geschütz bestrichen werden konnte. Da wand sich die nach Süden führende Straße als Hohlweg durch die Höhenzüge bei Bustorf; letztere waren steil und voller Vertiefungen und Löcher, welche als Deckung für die Tirailleurs dienen konnten; der zweite Weg nach Schleswig und gegen die Verschanzungen des Danewerks war die Eckernförder

Straße, welche sich von Fahrdorf längs der Breite der Schlei hinzieht. Entweder die Oesterreicher hätten durch den Bustorfer Hohlweg den Angriff auf das Danewerk machen müssen — und dieser Weg würde bei einer ernsten Vertheidigung der Dänen das Grab vieler Tausende geworden sein — oder sie hätten auf der zweiten Straße von Fahrdorf her heranmarschiren müssen; aber diese Straße konnte aus den Batterien jenseits der Schlei, von der Höhe der Schanzen und aus den Schanzen in Friedrichsberg dreifach und vierfach bestrichen werden, und würde für die Truppen eine reichlich mit Blut getränkte Straße geworden sein, wenn die Lage der Dinge sich nicht so plötzlich durch den Rückzug der Dänen geändert hätte. Die österreichischen Offiziere, mit denen ich über die Vertheidigungsstärke des Danewerks sprach, sagten mir auch ganz offen: „Der dritte Theil unserer Armee wäre zusammengeschossen worden, wenn wir das Danewerk hätten im Sturm nehmen sollen. Dazu führten wir gar keine Belagerungsgeschütze mit uns.“ Es ist übrigens unbegreiflich, daß man einen Feldzug unternehmen kann, in dem, wie man weiß, vortrefflich befestigte Schanzen genommen werden müssen, ohne daß man Belagerungsgeschütz mit sich führt. Der preußischen Armee ist derselbe Vorwurf zu machen. Hätten

die Dänen die Schanzenlinie an der Schlei und Treene vertheidigt, so würde die verbündete Armee Monate lang gebraucht haben, dieselbe zu nehmen, und gerade um deshalb, weil die verbündete Armee ohne Belagerungsgeschütz war. Nur die Herbeischaffung des schweren Geschützes hat den langen Aufenthalt vor der Düppelstellung veranlaßt. Aber die Dänen waren gezwungen, die unüberwindlich scheinende Stellung an der Schlei und Treene zu verlassen. Zur Vertheidigung der Schanzenlinie von Friedrichsstadt bis Cappeln — eine Strecke von reichlich eilf geographischen Meilen — würde nur die dreifache Stärke der dänischen Armee genügt haben, selbst wenn man fünf Meilen lang das Terrain durch Aufstauen des Treeneflusses in einen unpassirbaren Moorgrund verwandelt hätte. Eine erfolgreiche Umgehung an der untern Schlei mußte ferner die dänische Armee von ihrer Rückzugslinie, der Straße nach Flensburg und von ihrer Basis, Alsen, abschneiden, und hätte sie der vollkommnen Vernichtung Preis gegeben. General de Meza, der dänische Höchstcommandirende, ist der Volksmeinung in Kopenhagen zum Opfer gefallen; aber ich muß ihm hier das Zeugniß ausstellen, daß sein Rückzug aus Missunde, Schleswig und Friedrichsstadt ein Meisterstück der Kriegskunst ge-

weſen iſt. Dem tapfern General iſt deshalb nicht der mindeſte Vorwurf zu machen; Vorwürfe ſind nur der däniſchen Regierung zu machen, welche die Vertheidigungslinie an der Schlei für zwölf Millionen hat herrichten laſſen, ohne auf die zu geringe Stärke der Armee zu rechnen, welche Dänemark aufzubringen hatte, um dieſe Vertheidigungslinie zu beſetzen und zu halten. General de Meza hat ſich auch ganz offen hierüber vielfach ausgeſprochen. Die Wahrheit ſowohl dem Feinde wie dem Freunde gegenüber. General de Meza hat aber auch der großmächtlichen Armee mit ſeinem meiſterhaften Rückzug, wie man zu ſagen pflegt, eine überaus lange Naſe angedreht. Seit dem 3. Februar ſitzen die Oeſterreicher in Fahrdorf; ihre Vorpoſten befinden ſich dicht vor Buſtorf; ſeit dem 2. Februar befinden ſich die Preußen in Coſel und vor Miſſunde. Boote und Pontons ſind von Eckernförde in Maſſe herübergeſchafft, um den Uebergang über die Schlei bei Arnis zu bewerkſtelligen. Während der Nacht vom 5. auf den 6. Februar bivouakiren die Preußen ohne Feuer unter freiem Himmel auf dem Schnee, und marſchiren dann lautlos die Schlei entlang in der Richtung nach Cappeln zu. Die öſterreichiſchen Vorpoſten ſpitzen die Ohren und lauern auf den erſten Kanonenſchuß von preußiſcher Seite, um

ebenfalls anzugreifen; denn Alles erwartet einen großen Tag. Indeſſen haben die Dänen, welche ſich ein ganz ausgezeichnetes Spionirweſen hergerichtet hatten, längſt von den Booten, Pontons und von der Abſicht der Preußen, bei Arnis die Schlei paſſiren zu wollen, gehört, und befinden ſich ſeit dem Nachmittag des 5. Febr. auf dem völlig ungeſtörten Rückmarſche. Warum hatten die Preußen keine befreundete Seele drüben am andern Ufer der Schlei, welche ihnen über die abgebrochene Brücke bei Miſſunde herüberrief: „Alles nicht nöthig, kein Bivouak, kein lautloſer Nachtmarſch, keine Strapazen, kommt geſchwind, der Däne entflieht.“ Die Preußen hätten ganz gemüthlich mit ungeladenen Flinten in die Schanzen bei Miſſunde hineinſpazieren und ohne viele Mühe an dieſer ganz ſchmalen Stelle der Schlei den Uebergang bewirken können. Die Oeſterreicher hätten, wie im tiefſten Frieden von Fahrdorf her und bei Buſtorf ſich die Schanzen im Mondſchein beſchauen können, wenn ſie die Dänen ruhig abziehen laſſen wollten. Denn auch aus Schleswig und aus den Schanzen des Danewerk beginnt der Rückzug der däniſchen Truppen bereits ſeit 5 Uhr Nachmittags; in Friedrichsſtadt, als dem entfernteſten Punkte, geſchah der Aufbruch ſchon um 3 Uhr. Alſo ſechszehn volle

Stunden lang blieb die ganze, große, verbündete Armee im Unklaren über die Bewegung der feindlichen Armee, welche doch dicht vor ihr stand. Wie war das Alles möglich? Weil die verbündete Armee entweder gar keine, oder schlechte Spione besaß, und vor allen Dingen, weil dieselbe keinen einzigen Mann des Vertrauens unter den Bürgern auf dem vom Feinde besetzten Gebiete hatte. Und warum hatte sie keinen? Der Grund liegt im exclusiven Sinne unsers Soldatenwesens. Ich werde nie vergessen, mit welchem hochmüthigen Achselzucken mir ein Offizier, mit dem ich darüber sprach, erwiederte: „Unsere Armee braucht keine Spione.“ Die Nachricht der rückgängigen Bewegung der Dänen in Friedrichsstadt am hellen Tage hätte ein Reiter in zwei Stunden ins Hauptquartier nach Kropp bringen können. „Eine feste Burg ist unser Gott!“ tönt's von einer Menge Ergriffener, Begeisterter vor dem Rathhause; darauf wird Herzog Friedrich VIII. proclamirt,“ heißt es in einer Correspondenz der Itzehoeer Nachrichten vom 6. Febr. Nachmittags 4 Uhr. „Aus den Schanzen ertönen Freudenschüsse dazu. Diese Schanzen sind natürlich nicht mehr im Besitz der Dänen, aber auch nicht im Besitz der Oesterreicher oder Preußen oder des Bundesmilitärs, — nein die benachbar-

ten Dithmarſer haben ſie beſetzt und geben in Intervallen Salutſchüſſe."

„Geſtern, Freitag, war der däniſche General Wiſter Morgens aus Friedrichsſtadt gereiſt, wollte Mittags wiederkehren, zögerte bis Abends gegen 5 Uhr, berief dann eiligſt ſeine Offiziere, zog die Poſten ein und ließ die Mannſchaften zur Abreiſe antreten; er gab Ordre zum Wegſchaffen der Kanonen, leerte ſo ziemlich den Magazinſchuppen, der auf dem Treenefeld erbaut war, ließ 25,000 Pfund Pulver im Thurm der lutheriſchen Kirche gelagert zurück, warf noch einen Scheideblick auf das halb vollendete Blockhaus vor dem Fährhauſe und zog ſo in der Stille nordwärts, daß es nur ein ſehr kleiner Theil der Bürgerſchaft gewahr wurde. Er mußte Eile haben, der General, denn er verweilte nicht, bis er ſich überzeugen konnte, ob auch ſeine Ordres pünktlich ausgeführt worden. Die Mannſchaften in den Schanzen waren größtentheils in ſo betrunkenem Zuſtande, daß ſie nicht nur acht Kanonen darin zurückließen, ſondern auch vergaßen, ſolche zu vernageln, dagegen auf ihrem Durchzuge durch Coldenbüttel Pferde und Wagen nach eigenem Gutdünken requirirten und mit Gewalt fortnahmen."

„Den Friedrichsstädtern wollte es lange nicht einleuchten, daß die Dänen nicht wiederkehren würden, obgleich die Kanonen, oder gerade weil die Kanonen verlassen, aber unvernagelt zurückgelassen waren. Die Nacht deckte Alles mit dunklem Schleier. Am Morgen aber wagten einige Bürger Athem zu schöpfen im Vorgefühl ihrer Befreiung. Bei Tagesanbruch wurde die gefährliche Pulvermasse aus dem Kirchthurme geschafft, größtentheils in den Burggraben und in die Treene geschüttet, vor den Magazinschuppen eine Bürgerwache gestellt und nach und nach, obwohl noch mit einer gewissen Schüchternheit, schleswig-holsteinische Fahnen ausgesteckt. Das Wunderbare, kaum Glaubliche war mehr und mehr bei den guten Bürgern zur Gewißheit geworden: Sie sind wirklich fort, diese Dänen, schon weit fort, — und kehren nicht wieder!“

Von alledem wußte man im Hauptquartier Nichts. Indessen tappen die preußischen Vorposten im Finstern bei Cappeln umher, und ein gutmüthiger Bürger Schleswigs muß sich noch um 5 Uhr Morgens mit dem Tode des Erschießens bedrohen lassen, weil er zum zweifelnden Obersten eines österreichischen Regiments vom Abzuge der Dänen spricht. Man kann sicher annehmen, daß jede Stunde der frühern Nachricht 2000 ge-

fangene Dänen werth gewesen wäre. Wenn die äußersten Spitzen der däniſchen Armee ſchon am Abend des 5. Februar aufbrachen, ſo müſſen die dahinter ſtehenden Maſſen noch viel früher ſich auf den Weg begeben haben.

So war es denn auch, wie ich aus dem Munde eines Hamburger Handlungsreiſenden vernahm. Derſelbe war in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar von Tondern nach Schleswig gefahren. Er war eingeſchlafen. Es mochte um Mitternacht ſein. Da erwachte er plötzlich vor einem eigenthümlichen Geräuſch. Er blickte ſich um. Der Wagen hielt an der Mündung des Landweges in die Hauptſtraße. Dieſelbe war mit einer unabſehbaren doppelten Wagenreihe beſetzt, welche ſich langſam weiter bewegte. Verwundert fragte er den Kutſcher, „was denn das ſei?“ Der Kutſcher erwiedert ihm, daß er hier ſchon eine Stunde halte, und unmöglich gegen den Strom ſchwimmen könne. Bis um 4 Uhr Morgens mußte der Wagen halten, da war der rieſige Wagenzug, untermiſcht mit Truppenabtheilungen, endlich zu Ende. Hier alſo, faſt 6 geographiſche Meilen nördlich, war ſchon am 6. früh ſämmtliche Bagage und das Gros der Armee der Dänen angelangt, als die Preußen bei Cappeln in die

Kähne stiegen, und die Oesterreicher bei Bustorf den Morgen heraufdämmern sahen. Nur ein um einige Stunden früherer Aufbruch würde die dänische Armee, welche bei ihrem Rückzuge nur auf zwei passirbare Wege angewiesen war, in die heilloseste Verwirrung gebracht haben, die Beute würde unendlich und die Niederlage vernichtend gewesen sein. Nie wären die dänischen Truppen nach den Düppeler Schanzen gelangt. Der Feldzug wäre zu Ende gewesen. Aber, wie nach einer gemüthlichen Uebereinkunft, verlassen die letzten Nachzügler der Dänen um 4 Uhr Morgens Schleswig und um 6 Uhr ziehen die ersten Oesterreicher ein. Desgleichen verlassen die letzten Dänen Tags darauf um 5 Uhr Flensburg, und um 7 Uhr langen die ersten preußischen Husaren und Dragoner in Flensburg an. Feldmarschallieutenant v. Gablenz suchte den Fehler wieder gut zu machen. In rascher Verfolgung erreichte er auch die Arrieregarde der Dänen Nachmittags bei Oeversee, griff sie stürmisch an, und warf sie aus allen Positionen. Die Preußen sahen von der ganzen Retirade der 40,000 Mann starken dänischen Armee keine einzige Blaujacke; ihr Uebergang bei Arnis, den sie ganz bequem bei Missunde hätten haben können, hatte ihnen einen ganzen Tag gekostet, den die Dänen Vor-

sprung hatten*). Im Hauptquartiere des preußischen Höchstcommandirenden, Feldmarschall v. Wrangel, traf die Nachricht von dem Rückzuge der Dänen fast unglaublicher Weise erst um 8 Uhr Morgens am 6. Februar ein. Die Schuld lag mit daran, daß Wrangel sein Hauptquartier viel zu weit zurückgelegt hatte, um mit beiden Flügeln in rascher Verbindung bleiben zu können.

Nun noch ein Wort über den braven de Meza, welcher für einen Fehler büßen mußte, an dem er ganz unschuldig war. Christian Julius de Meza ist am 14. Januar 1792 in Helsingör geboren. Bei der Belagerung Kopenhagens durch die Engländer im Jahre 1807 trat er als Artilleriecadet in die dänische Armee ein, später wurde er als Lehrer an der dänischen Artillerieschule angestellt. Diese Stellung verließ er 1842, um als Major einer Artillerieabtheilung wieder in die Armee einzutreten. Im Jahre 1848 wurde der Major zum Commandeur der Artillerie ernannt, als welcher er sich in den Gefechten bei Schleswig und Bau auszeichnete. Im December 1848 zum Obersten ernannt, wurde er am 16. April 1849 Chef der Brigade von

*) S. M. Anton Niendorf, handschriftliche Mittheilungen.

15,000 Mann, welche auf der Inſel Alſen aufgeſtellt war. An der Spitze dieſer Brigade nahm de Meza an der Schlacht bei Fridericia Theil. Am 1. Februar 1850 avancirte er zum Rang eines Generalmajors; durch Krankheit wurde er indeß verhindert, an dem dritten Feldzuge in Schleswig Theil zu nehmen; aber zu eifrig, um unthätig zu Hauſe zu ſitzen, begab er ſich zum Stab des Generals Krogh, als am 25. Juli die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Stolk (Idſtedt) eintraf. Da übernahm er das Commando über die Truppen des gefallenen Generals Schleppegrell, führte ſie zum zweitenmale zum Angriff, und ſiegte. Nach dem Kriege wurde de Meza Inſpector der vereinigten däniſchen Artillerie. Er gab dieſen Poſten indeſſen wieder auf, um commandirender General der Streitkräfte in Flensburg, Fühnen und Jütland zu werden. Im April 1860 wurde er Generallieutenant.

Die Stimmung in Schleswig war freudiger und zutrauensvoller, als wie ich ſie in Holſtein gefunden hatte. Man war in den letzten Tagen ſehr in Angſt und Beſorgniß geweſen. Bei einer Beſchießung und bei einem Sturm auf das Danewerk wäre die Stadt Schleswig wahrſcheinlich eingeäſchert worden. Wie man mir ſagte, ſoll General de Meza die Abſicht ge-

äußert haben, Schloß Gottorf in die Luft zu sprengen, was indeß der König verhinderte, „weil Schleswig seine Vaterstadt sei.“ Im Heiberg'schen Hause war das Hauptquartier aller Fremden von Bedeutung und Interesse, welche in diesen Tagen in Schleswig anwesend waren; es war ein fortwährendes Kommen und Gehen. Am Abend traf ich nicht weniger, als zwanzig Personen bei Tisch. Der erste, den ich antraf, war Graf Adelbert Baudissin, Bruder der Frau Heiberg; er begab sich als Correspondent für mehrere große deutsche Zeitungen auf den Kriegsschauplatz; dann Moritz Busch, der verdienstvolle Verfasser der „Schleswig-Holsteinischen Briefe,“ welcher zuerst in Deutschland auf die empörenden Zustände in Schleswig aufmerksam gemacht hat, indem er sie in charakteristischer und trefflicher Weise schilderte, dann Dr. Tempeltey, der Bevollmächtigte des Herzogs von Coburg an den Herzog von Schleswig-Holstein, dann Advocat Wiggers aus Rendsburg, einer der energischsten und intelligentesten Führer der nationalen Partei in Schleswig-Holstein, Graf Bernstorf, der Schriftsteller Eduard Rüffer, ein Freund aus dem Garibaldischen Feldzuge in Süditalien, der Specialartist der Zeitung „Ueber Land und Meer“ O. Fikentscher, M. An-

ton Riendorf, der geniale Dichter der Hegeler Mühle und des alten Deſſauer, der ſich aus der Landwirthſchaft von ſeinem Gute in den Krieg begeben hatte, um die Befreiung Schleswig-Holſteins zu ſehen — doch, alle Stunden wechſelte das Bild, alle Stunden wechſelten die Perſonen. Mit liebenswürdigſter Bereitwilligkeit machten Frau Heiberg und ihre hübſche blonde Tochter, Fräulein Nanny Heiberg, die Honneurs in ihrem gaſtlichen Hauſe. Für Quartier, für Wagen, für Pferde, für die Aufnahme von Verwundeten, für Alles wußten ſie Rath. Nanny Heiberg war der Generalquartiermeiſter für ganz Schleswig. Die glücklichſten Stunden in Schleswig habe ich immer im Heibergſchen Hauſe verlebt, und ſo auch jetzt wieder. Wie groß war für uns alle die Freude des Wiederſehens! Wie manche Mittheilung hat mir vor nun drittehalb Jahren Doctor Heiberg über die ſchändliche Juſtizverwaltung der Dänen in dieſen gaſtlichen Räumen in die Feder dictirt, welch' treffliche Federzeichnungen hat mir der brave Julius und der brave Hermann, der noch größer geworden zu ſein ſchien, damals zu meinen Skizzen der Schleswigſchen Domſchule geliefert! Und heute — da tranken wir Alle auf die Befreiung Schleswig-Holſteins, und Carl Meyer

ſetzte ſich an das Piano, und ſang mir wieder mein Lieblingslied, die Garibaldi-Hymne.

„Neapel, nun hebe dich hoch aus dem Staube,
Mit Lorbeern umkränzt, deinem glorreichen Laube — —“

klang es herüber, und ich ſchloß die Augen, und träumte, als ich die ſo oft gehörten Klänge wieder hörte, ich zöge wieder ein an ſeiner Seite, des größten und beſten der Menſchen, in jene Stadt am ſchönſten Golf der Erde, von der die Italiener mit Recht ſagen: „Neapel ſehen und dann ſterben,“ Neapel, welches ſein Degen befreit hatte. Werde ich ſo an ſeiner Seite in Rom einziehen und in Venedig, ſein Streiter und ſein Geſchichtsſchreiber? Gewiß! Alle Völker befinden ſich in Europa in der aufſteigenden Bewegung. Zwei glänzende Kapitel ſeines glorreichen Lebens werde ich noch zu ſchreiben haben, die Befreiung Roms und Venedigs. Aber ich muß fort aus dieſen friedlichen und gaſtlichen Räumen, fort von dieſen braven Menſchen, trotz Schnee und Winterſturm; ich muß ſehen, wie die däniſche Herrlichkeit weiter in Trümmer geſchlagen wird. Die Weltgeſchichte iſt auch für Dänemark das Weltgericht. Dänemark geht an einer fixen und doctrinären Idee zu Grunde, am Eiderdanismus. Es iſt Schade um dieſes ſonſt energiſche und freiheitlich geſinnte Volk. Aber das

Recht der Nationalität iſt eine der weltbewegenden Ideen dieſes Jahrhunderts. Sie zermalmt früher oder ſpäter den, der ihr entgegentritt.

Aber bevor ich im Schnee und Winterſturm weiter ziehe nach Flensburg, noch ein Wort an die Schleswiger. Doctor Carl Heiberg, den die Dänen ſeiner Stelle als Ober- und Landgerichtsadvocat, aus Haß gegen die deutſche Geſinnung des Mannes, vor zwölf Jahren entſetzt haben, iſt einer der bedeutendſten und achtungswertheſten Patrioten des Landes; auch unter den Märtyrern für deutſches Streben und für deutſche Geſinnung nimmt er in Schleswig einen erſten Platz ein. Ich wüßte keinen Beſſeren. Immer weigerte er ſich, Schleswig zu verlaſſen, ſelbſt unter den ärgſten Verfolgungen der Dänen, weil er es für ſeine Pflicht hielt, gegen das Vordringen des Dänenthums weiter zu kämpfen. Und kennt Jemand eine beſſere und energiſchere Schleswig-Holſteinerin, wie ſeine Gemahlin, Gräfin Aſta Baudiſſin? Für mich iſt ſie die erſte und bedeutendſte unter den Damen in Schleswig-Holſtein. Graf Adelbert Baudiſſin war immer einer der erſten Streiter ſeines Landes, Streiter mit der Feder, Streiter mit dem Schwert; der genialſte Mann in Schleswig-Holſtein iſt er unzweifelhaft. Ich frage

die Schleswiger, was haben sie gethan, um diese Familie für die großen Verdienste und für die großen Leiden zu belohnen, welche sie um Schleswig sich erworben und für Schleswig erlitten haben? Ich frage sie. Leider tönt die Antwort mir entgegen, sie haben nichts für diese Familie gethan, sie haben so viel Verdienst, so viel Tapferkeit, so viel Energie vergessen. Als die dänischen Beamten aus dem ganzen südlichen und mittleren Schleswig fortgejagt wurden, gab es für Doctor Heiberg, der nichts weniger als ein reicher Mann ist, sondern von dem Gewerbe eines Buchhändlers leben muß, keine einzige Stelle. Als ich darauf aufmerksam machte, entgegnete man mir: Heiberg könne sich ja melden. Ich erwiedere den Schleswigern: „Das Herzogthum Schleswig hat sich bei Doctor Heiberg zu melden, denn er that Alles für Schleswig, Schleswig aber bis jetzt nichts für ihn.“ Und als Graf Baudissin zum Postmeister in Schleswig ernannt wurde, da bestätigte der Amtmann Jacobson ihn nicht, und das Deputirtencollegium zog die Ernennung zurück, weil es fürchtete, dem preußischen Regierungscommissar v. Zedlitz möge Graf Baudissin nicht gefallen. Ist das nicht kläglich? Nein, es ist kläglich und erbärmlich. Wer ist Herr im Lande, der preußische Regierungs-

ommiſſar oder die Bürger des Landes? Und hat man ſich o beugen gelernt in Schleswig unter dem Regiment der Dänen, daß man nach dem Augenzwinkern des Regierungscommiſſars der Großmächte ſieht, bevor man ſeine Pflicht thut? Die Perſer hielten die Undankbarkeit für das größte Laſter. Ich aber werde die Schleswiger mit derſelben Zähigkeit an ihre Pflicht — und an ihre Undankbarkeit unaufhörlich erinnern, mit der ich gegen die Dänen geſtritten habe. Wird man ſich in Schleswig ſchämen und wird man ſeine Pflicht thun? — Ich werde warten.

Fünftes Kapitel.

Von Schleswig nach Flensburg.

Däniſche Gefangene. — Der Bahnhof zu Kloſterkrug. — Däniſche Verwüſtungen. — Eine öſterreichiſche Wache. — Die Heerſtraße nach Flensburg. — Das Schlachtfeld bei Overſee. — Das Gefecht von Overſee. — Biographiſche Skizze des Feldmarſchalls von Gablenz. — Die Schrecken des Krieges. — Meine Gefangenſchaft bei den Preußen in Flensburg.

Alle Verbindungen in Schleswig waren durch den Krieg in Unordnung gerathen. Nirgends wußte man

in der Stadt Schleswig, ob man mittelſt der Eiſenbahn nach Flensburg gelangen könne, nicht einmal im Bureau der Eiſenbahnſtation. „Ich weiß nur, daß ſogleich ein Militärzug nach Rendsburg geht, welcher Gefangene führt," ſagte der Beamte; „ob Sie mitfahren können? wie weit? von Alledem weiß ich nichts. Verſuchen Sie's." Das war ein ſchlechter Troſt. Ich wandte mich an einen öſterreichiſchen Hauptmann, den ich auf dem Perron traf. „Der Zug, den Sie hier ſehen," erwiederte er, „geht allerdings mit Gefangenen nach Rendsburg. Bis Kloſterkrug will ich Sie gern mitnehmen. Ob Sie dort weiter kommen können, weiß ich nicht." Alle Wagen des langen Zuges waren bereits mit däniſchen Soldaten gefüllt, mehrere hundert Gefangene, welche die tapfern öſterreichiſchen Truppen auf den Schlachtfeldern von Wedelſpang, Jagel und Oeverſee gemacht hatten. Sie ſollten über Rendsburg nach Spandau und Magdeburg gebracht werden. Ich ſtieg mit dem Hauptmann und noch zwei jüngeren Offizieren in eins der vorderen Coupés. Der Zug brauſte fort. „Merkwürdig," ſagte der Hauptmann, in ſeinen Gefangnenliſten blätternd, „immer dieſelben Namen. Da habe ich nun zwanzig Gefangene auf dem Zuge, welche ſämmtlich „Peterſen" heißen. Wird nun einer

von dieſen zwanzig Peterſen entlaſſen, ſo iſt es ein Kunſtſtück, den richtigen Peterſen herauszufinden."

„Nun," ſagte ich lachend, „da kommen Sie erſt nach Friesland."

„Ja, ich hörte, die Frieſen hätten alle nur einen Vornamen, keinen Geſchlechtsnamen."

„So war es Jahrhunderte hindurch. Während des letzten Jahrhunderts aber hat ſich die Sache geändert, die Verwirrung wurde grenzenlos. Jetzt haben ſie auch Geſchlechtsnamen, aber derſelbe Geſchlechtsname kommt ſo oft vor, daß man ſich dennoch ſehr ſchwer zurechtfinden kann."

Das Wetter, was ſich am Morgen etwas aufgehellt hatte, ſchlug wieder um. Große Schneemaſſen fielen herab, und ein eiſiger Wind ſtürmte über die winterliche Erde.

Nach einigen Minuten hielt der Zug bei Kloſterkrug. Noch heute lauten die Billets in däniſcher Sprache. „Slesvic to Kloſterkro" ſtand auf dem Billet, welches ich in der Hand hielt. Nur däniſche Frechheit vermag ſo Etwas. Niemals hat die öſterreichiſche Regierung Aehnliches in der Lombardei und in Venetien verſucht. Ich ſtieg aus, und der Zug brauſte weiter nach Rendsburg zu. Aber wie bedauerte ich bald, daß ich über-

haupt versucht hatte, mittelst der Eisenbahn nach Flensburg kommen zu wollen! Niemand wußte mir auf der einsamen Station zu sagen, ob und wann ein Zug nach Flensburg kommen oder abgehen würde. Und dazu war ein längerer Aufenthalt auf der Station eine Art von Bivouak. Das Bahnhofsgebäude war vollkommen wüst und leer. Kein Stuhl, kein Tisch, keine Bank war vorhanden. Keine Thüre konnte geschlossen werden, weil sämmtliche, messingene Klinken ausgebrochen waren. Man sah, die Dänen hatten in diesen Räumen gehaust. Ich versuchte, in einem der übrig gebliebenen Oefen mir selbst Feuer anzumachen. An zwei Stellen war der Fußboden aufgebrochen, um Pulver hineinzulegen und das Bahnhofsgebäude, welches den auf das Danewerk vorrückenden Oesterreichern als Deckung dienen konnte, in die Luft zu sprengen. Ich brach an diesen Stellen noch einige Holzstücke aus und steckte sie in den Ofen. Aber der Ofen rauchte. Ich wollte mir einen andern Raum suchen. Endlich kam ich zu einer geschlossenen Thüre. Inwendig hörte ich Stimmen. Ich öffnete die Thür, und sah ein vollständig kriegerisches Bild vor mir. Ich trat in einen Wartesalon erster Classe. Der Boden war mit Heu und Stroh bedeckt, Tornister, Waffen, Soldatenmäntel lagen

umher, um ein im Ofen brennendes prächtiges Feuer aber lagerten ein Dutzend öſterreichiſcher Soldaten. Der Saal war dunſtig genug, allein ich dachte, das erſte Element des menſchlichen und thieriſchen Lebens ſei die Wärme, und ließ mich auf einen Torniſter in der Nähe des Ofens mitten unter den Ungarn, Slavoniern und Kroaten nieder. Ich befand mich bei der öſterreichiſchen Wachtmannſchaft, welche den Bahnhof beſetzt hielt. General von Gablenz, der Sieger vor Schleswig und bei Oeverſee, hatte hier einige Stunden nach dem Abzuge der Dänen ſein Hauptquartier gehabt. Glänzende Thaten des Feldherrn und der Soldaten und das Lob eines liebenswürdigen, humanen und der politiſchen Lage des Landes gegenüber höchſt taktvollen und klugen Benehmens werden in der Geſchichte dieſes Krieges ſeinen Namen zieren.

Mehrere Stunden brachte ich theils in dem Saale, wo die öſterreichiſchen Soldaten ſich niedergelaſſen hatten, theils, wenn mich der Dunſt aus demſelben vertrieb, im Freien auf dem Perron im Schneegeſtöber und im Winde zu. Niemand wußte, ob und wann ein Zug von Rendsburg nach Flensburg wiederkäme.

Ein Arbeiter, der einige Ausbeſſerungen am Perron vornahm, tröſtete mich damit, daß Nachmittags

um vier Uhr wahrſcheinlich ein Zug Kloſterkrug paſſiren würde. Jetzt war es Mittag. Noch vier Stunden mich im Wachtlokale der Oeſterreicher oder im Freien in eiſiger Temperatur umherzutreiben, das war unmöglich. Und dann war es ja auch nur eine Hoffnung, mit der mich der Arbeiter tröſtete, nicht eine Gewißheit. Mit der Eiſenbahn, das ſah ich mit jeder Minute mehr, gelangte ich heute nicht nach Flensburg, ich mußte mich nach anderer Reiſegelegenheit umſehen. Da fuhr ein Bauer mit ſeinem Stuhlwagen vorüber. Willig nahm er mich für ein Trinkgeld wieder nach Schleswig mit. Ich befand mich nun wieder an dem Orte, wo ich vor vier Stunden abgefahren war. Nach vielem Umherlaufen gelang es mir endlich, eines Schlitten habhaft zu werden. Mit einem Wagen wäre ich ſchwerlich bei den Schneemaſſen, welche die Straße nach Flensburg bedeckten, weitergekommen.

Ich befand mich nun auf der Straße, auf der die däniſche Armee nach Verlaſſen des Danewerks und der Schanzen um Schleswig ihren jedenfalls meiſterhaften Rückzug gemacht hatte. Das war Morgens zwiſchen 6—8 Uhr geſchehen. Die Kaiſer-Huſaren waren ihr immer auf den Ferſen. General von Gablenz ſelbſt gleich hinter den Kaiſer-Huſaren. Beim Fußholzer

Krug ſtieß die öſterreichiſche Avantgarde zuerſt auf die däniſche Nachhut. Die Wege waren glatt gefroren. Nur mit großer Mühe konnten die Huſaren ſich vorwärts bewegen. Auch ſie hatten mehrere Tage und Nächte bei dem fürchterlichen Wetter im Bivouak zugebracht. Aber immer ging es vorwärts, um die Dänen zu erreichen und zum Stehen zu bringen.

Endlich kam ich an die Idſtedter Haide. Hier wurde vor dreizehn Jahren die Schlacht geſchlagen, welche Schleswig-Holſteins Schickſal entſchied und ohne die Annahme einer grenzenloſen Unfähigkeit oder einer faſt unglaublichen Verrätherei gar nicht zu erklären iſt. Bei Hellingbeck ſah ich die erſten Todten. Es waren Kaiſer-Huſaren, die tapfern Verfolger, welche bei Oeverſee das Gefecht zum Stehen gebracht hatten. Einzelne Tſchako's und Dolmans waren auf der Straße zerſtreut. Sich ſcheuend, jagten die Pferde an den todten Körpern vorüber. Vom Fußholzer Krug bis nach Oeverſee beſtand die Verfolgung der öſterreichiſchen Truppen aus einer fortlaufenden Reihe von kleinen Scharmützeln. Die däniſchen Truppen, Infanterie und Artillerie, benutzten jeden günſtigen Terrainabſchnitt, um die vorrückenden Oeſterreicher aufzuhalten.

Ich gelangte nach Oeverſee. Hier war es zu

einem vollständigen Gefecht gekommen, oder zu einer Schlacht, will ich lieber ſprechen, „denn die Schlacht bei Solferino,“ ſagte mir der öſterreichiſche Offizier, den ich am heutigen Abend auf der Hauptwache kennen lernen ſollte und der bei Oeverſee gekämpft hatte, „war im Verhältniß zur Zeit und zu den Streitkräften nicht ſo blutig, wie das Gefecht bei Oeverſee.“ Es dauerte nur anderthalb Stunden. In dieſen anderthalb Stunden verlor die Brigade Noſtiz, mit der Feldmarſchall-lieutenant von Gablenz die Verfolgung unternahm, nicht weniger als 600 Mann an Todten und Verwundeten, unter ihnen ein Drittel ihrer Offiziere. Namentlich zeichneten ſich die Regimenter Belgien und Heſſen und das neunte Jägerbataillon durch eine unvergleichliche Bravour aus. Die Dänen hatten, faſt zehntauſend Mann ſtark, eine ausgezeichnet günſtige Poſition mit Infanterie und Artillerie beſetzt. An einem hochgelegenen Waldrande ſtanden ſie in drei Stufen übereinander, jede einzelne Stellung durch Erddämme und Knicks geſchützt, während die Oeſterreicher ganz ungedeckt jede Poſition erſtürmen mußten. Aber als die Letzteren ſahen, daß ſie das Gefecht wirklich zum Stehen gebracht hatten, ſtürmten ſie unaufhaltſam eine Poſition nach der andern mit dem Bajonnet, obſchon die Dänen

ihnen an Zahl um das Doppelte überlegen waren, und eine Truppenmacht von 10,000 Mann noch zwiſchen Deverſee und Flensburg in der Reſerve ſtand. Keinen Augenblick verſtummte das Hurrah der Stürmenden auf der ganzen Linie. Jeder Fußbreit Boden, wie ich ſah, war hier mit Blut erobert worden.

Am heftigſten mußte im Wäldchen gekämpft worden ſein. Dort lagen die Todten am zahlreichſten. Die öſterreichiſchen Soldaten waren meiſtens in den Kopf geſchoſſen. Die Geſichter der auf dem Rücken im Schnee liegenden Jäger und Infanteriſten waren mit Blut bedeckt. Die Dänen hatten noch in der Entfernung von drei Schritt Feuer gegeben. Dann hatten die Oeſterreicher die Gewehre umgekehrt und den Dänen mit den Kolben die Köpfe eingeſchlagen. Vor einem Zaun, hinter dem die Dänen in der Poſition am Waldrande zuerſt Poſto gefaßt hatten, lag eine lange Reihe öſterreichiſcher Jäger und Infanterie todt. Blutlachen hatten den Schnee geröthet. Dolmans und Huſarenkäppis bedeckten zu beiden Seiten die Ränder der Straße. Hinter dem Zaune lagen die Dänen, ebenfalls in langer Reihe, meiſtens die Köpfe mit dem Kolben eingeſchlagen. Man konnte ganz deutlich ſehen, wie der Zaun vertheidigt und dann genommen war.

Feldmarschalllieutenant von Gablenz war stets im dichtesten Kugelregen, in der vordersten Linie. Kein Bitten konnte ihn abhalten, sich weniger auszusetzen; in seiner Umgebung wurden Pferde verwundet, Mäntel und Hüte durchschossen; er selbst erhielt eine matte Kugel, welche an seiner Säbelgurtschnalle abprallte. Hauptmann von Eder erhielt acht Kugeln durch Mantel und Kleider, ohne selbst verwundet zu werden. Oberst Herzog Wilhelm von Würtemberg wurden zwei Zehen abgeschossen; trotzdem hielt er im Feuer aus. Zwei Offiziere hatten unmittelbar, ehe es ins Feuer ging, eine Wette gemacht; der Gewinnende hatte kaum die gewonnenen 2 Thaler in die Tasche gesteckt, als eine Flintenkugel gerade auf den Theil des Schenkels schlug, wo das Geld lag. Dieser Zufall rettete dem Besitzer, Oberlieutenant Rathlev, das Leben. Er fiel leider später in dem Gefecht bei Veile. Die 10 Compagnien Belgien-Infanterie, auf der Straße nach Flensburg rechts und links zur Unterstützung vorgeschickt, verloren von 34 Offizieren 4 als todt und 15 als verwundet. Im Walde wurde Mann gegen Mann gekämpft. Derselbe war der Schlüssel der Stellung, und der Widerstand, den die Dänen hier leisteten, bewies, daß sie die Wichtigkeit der Stellung einsahen.

Sie verwendeten ihre Truppen, die vollkommen in der Hand der Führer blieben, aufs Zweckmäßigste und manövrirten nach allen Regeln der Taktik. Um halb drei Uhr beiläufig rückten zwei Bataillone von Hessen-Infanterie vor; ein Bataillon versuchte, den linken Flügel der Dänen zu umgehen und demselben den Rückzug abzuschneiden; aber die Absicht scheiterte an der Unzulänglichkeit der Kräfte. Inzwischen brach die Dunkelheit ein, und, um seine Truppen nicht bei Nacht in einem Waldgefechte oder in einem Straßenkampfe in Flensburg auszusetzen, wo man große Truppenmassen angetroffen hätte, ließ General von Gablenz Halt machen und das Gefecht abbrechen.

Es scheint mir hier bei der Schilderung der glänzenden Waffenthat des Feldmarschalls von Gablenz bei Oeversee der passendste Ort zu sein, eine kurze biographische Skizze desselben zu geben. Feldmarschallleutenant von Gablenz ist ein Sohn des aus den Befreiungskriegen bekannten sächsischen Generals von Gablenz und 1814 in Dresden geboren. In seinem sechszehnten Jahre trat er in die österreichische Armee ein. 1848 war er zunächst im Stabe des Feldmarschalls Radetzky bei Custozza, Verona und Mailand, trat später

als Stabschef zu dem in Ungarn operirenden Corps des damaligen Generals und spätern Feldmarschalls Schlick über, wo er sich bei allen Gelegenheiten jener blutigen und hartnäckigen Kämpfe der beiden ungarischen Feldzüge von 1848 und 1849, namentlich aber in den Schlachten bei Arad, Acz, Kaschau, Kapolna und Komorn hervorragend auszeichnete. Die Eroberung von zehn dem Feinde in der Schlacht bei Kaschau entrissenen Geschützen bewirkte er durch einen ebenso geschickt geführten, wie klug berechneten Angriff mit zwei dem Schlickschen Corps zugetheilten Küraſſierregimentern. Ueberhaupt erlitt dieses Corps von allen österreichischen Heeresabtheilungen allein während des ganzen, zum Theil unglücklichen ungarischen Feldzugs keine Niederlage, und wurde ein guter, wo nicht der Haupttheil des Verdienstes hievon dem trefflichen Stabschef des Generals Schlick, dem Major und bald Obersten von Gablenz zugeschrieben. 1859 zeichnete er sich bei Magenta aus. Er war bereits zum Generalmajor aufgerückt. Seine Abtheilung war es, von welcher vor der Eisenbahnbrücke dort dem Feinde das einzige von den Oesterreichern an diesem schlimmen Tage erbeutete gezogene Geschütz entrissen wurde. Tapfer, aber unglücklich focht der General bei Solferino. Der Ruf als einer der talentvollsten

und befähigtſten Heerführer wird ihm in der öſterreichiſchen Armee allgemein zugeſtanden.

Nach dem Gefecht bei Oeverſee wäre der General von Gablenz beinahe erſchoſſen worden. Ich erwähnte bereits, daß ihn im Gefecht ſchon eine Kugel getroffen hatte, welche an der Schnalle ſeines Säbelgurts abprallte. Unter einem Trupp Gefangener, die man in der erſten Verwirrung noch nicht entwaffnet hatte, legte plötzlich ein Seeländer auf ihn an. Der General wäre verloren geweſen. Da ſchlug ein Jäger den Dänen mit dem Gewehrkolben nieder. Ohne Ausnahme zeichneten ſich alle öſterreichiſchen Offiziere durch unerſchrockene Tapferkeit und unverwüſtliche Kaltblütigkeit im Gefecht aus; ich nenne unter den Vielen nur Oberſtlieutenant Schönfeld vom Generalſtabe, Oberlieutenant Baron Mertens, Rittmeiſter Baron Löwenſtern, Ordonnanzoffizier des Feldmarſchalls, ein Schleswig-Holſteiner, deſſen Bruder in Angeln begütert iſt, Lieutenant Otterſtedt, Oberſtlieutenant Vlatitz, Chef des Generalſtabes — ich müßte ſie Alle nennen.

Nachdem das Gefecht abgebrochen war, wurden mit Fackeln und Laternen die Verwundeten auf dem blutbedeckten Schlachtfelde aufgeſucht. Gar mancher

iſt nicht gefunden worden und an ſeinen Wunden im Schnee und in der Kälte geſtorben.

Eine Stunde vor Flensburg ſollte ich einen andern noch erſchütternderen Anblick haben. Der Schneeſturm war wieder ſo heftig geworden, daß ich genöthigt war, die Pferde ausruhen zu laſſen und in ein an der Straße liegendes einſames Gehöft einzutreten. Die größere Stube war ganz mit öſterreichiſchen Soldaten angefüllt, in der kleinern ſaß der Beſitzer des Hofes, neben ihm auf der Bank lag ſein todter einziger Sohn. Die Dänen hatten bei ihrem Rückzuge von Oeverſee nach Flensburg Pferde und Wagen des Bauern requirirt. Der Sohn führte den Wagen. Mit durchſchoſſenem Kopfe ſollte ihn der Vater wiederſehen. Wahrſcheinlich war er, als er auf dem Rückwege die Vorpoſtenkette der Dänen paſſirte, in der Dunkelheit erſchoſſen worden. Der Todte hatte die Beſcheinigung, daß die Fuhre geleiſtet ſei und er zurückkehren könne, noch in der Taſche. Die Pferde und der Wagen waren fort. „Nun habe ich Alles verloren," rief der verzweifelte Vater, „meinen einzigen Sohn, meine Pferde und meinen Wagen." Nie werde ich dieſe fürchterliche Scene in der ſchwach erleuchteten Stube vergeſſen.

Flensburg war voll vom Getümmel des Krieges.

Wagen an Wagen bedeckten die Straßen, welche sich noch im Dunkel des bereits hereingebrochenen Abends mit Vorräthen, Munition und Kriegsvorräthen aller Art auf der Straße nach Gravenstein in der Richtung nach Düppel hinaus bewegten. Zwischen den Wagen Truppenmassen und Geschütze. Darüber ein winterlicher Nachthimmel, aus dem unaufhörlich Schneemassen herabwirbelten. Fahnen in den schleswig-holsteinischen Farben hingen aus den Fenstern der kleinern Häuser; der Wind, der in ihren Falten rauschte, war von einer eisigen Temperatur. Deutsche Fahnen sah ich keine einzige. Der preußische Feldmarschall von Wrangel wollte die deutschen Fahnen nicht dulden, und die Flensburger Bürger hatten nicht den Muth, sie trotzdem aufzustecken. Nirgends in Schleswig-Holstein hat ein österreichischer General ein ähnliches Verbot ergehen lassen. Auf dem Markte wehte eine riesige schleswig-holsteinische Fahne. Ich kehrte in den an demselben liegenden Gasthof zur Stadt Hamburg ein, wo ich auch vor drittehalb Jahren schon gewohnt hatte. Der Besitzer ist ein Mann, der sich immer durch Festhalten an der deutschen Sache in Flensburg ausgezeichnet hat. Er heißt Döll. Vor dem Hause wehte eine schleswig-holsteinische, eine österreichische und eine preußische

Fahne. Zwei österreichische Jäger, Tapfere aus dem Gefecht bei Oeversee, standen als Posten auf der Freitreppe. Der Flur, die untern Räume waren überfüllt von Gästen.

Im vordern Zimmer sah ich mehrere Bekannte aus Angeln unter Flensburger Bürgern an dem langen Tische sitzen. Auch mein Freund Dr. Heinrich Mahler saß da, den ich seit unserm Aufenthalt in Kiel nicht gesehn hatte. Ich setzte mich zu ihm, und sprach mit den Flensburger Bürgern von dem unerhörten Zustande in der Stadt, wo noch sämmtliche dänische Beamte in voller Amtsthätigkeit waren.

Ich sah ganz deutlich auf den Gesichtern dieser Menschen, welche so ruhig ihr Bier tranken, als wenn weder die Schlachten bei Oberselk noch bei Oeversee geschlagen wären, wie ihnen die starke Ausdrucksweise, welche ich anwandte, ganz und gar nicht gefiel. Sie entschuldigten sich mit den bekannten Wrangel'schen und Zedlitz'schen Proclamationen, welche die dänischen Civilbeamten in Schutz genommen und ein selbstständiges Eingreifen der Bevölkerung verboten hätten und fragten, was sie denn thun sollten? —

— „Nun dasselbe, was die braven Bürger von

Schleswig, Eckernförde, Friedrichsstadt und Tondern gethan haben, die Beamten hinauswerfen, und, wenn sie nicht gehen, eine energische Pression anwenden, wie es bei Leisner, dem Polizeimeister in Eckernförde, und bei dem Branddirektor Matthisen in Schleswig geschehen ist." —

Sie beriefen sich wieder auf die Zedlitz'sche Bekanntmachung. „Aber zum Teufel," entgegnete ich, „wer kann mir verbieten, meine Ehre zu wahren?"

Jetzt wurde ich in ängstlicher Weise gewarnt, mich hier doch in meinen Aeußerungen über die dänischen Beamten in Acht zu nehmen, und auf einen Menschen aufmerksam gemacht, der mitten unter ihnen an demselben Tische sitze. Er sei Schreiber bei Hrn. v. Zedlitz, sagte man mir leise, nebenbei Correspondent der Kreuzzeitung, und heiße Zweigert, sei früher Offizier in der päpstlichen Armee gewesen.

Ich lachte. „So", sagte ich, „der tapfere Mann war wohl bei Castelfidardo, wo von der ganzen Armee des Papstes kaum ein Schuß abgefeuert wurde. Weshalb werft Ihr den Kerl nicht hinaus?"

Ich sah nach der Stelle, wo das Subject sitzen sollte. Es war bereits verschwunden.

Es gefiel mir heute gar nicht in dem Gastzimmer des Wirthshauses. Trotz des Schneesturmes ging ich wieder aus, um eine Zeitung zu lesen. Als ich zurückkam, trat mir in demselben Zimmer ein preußischer Offizier in Helm und Schärpe, zwei österreichische Jäger hinter sich, entgegen. „Sind Sie Herr Gustav Rasch?“ fragte er.

„Allerdings,“ antwortete ich. „Was wünschen Sie?“

„Ich habe den Auftrag von der Commandantur, Sie zu verhaften. Wollen Sie den schriftlichen Befehl sehen, da ist er.“

Ich lachte und sagte dem Offizier, daß ich, da in Flensburg kein Belagerungszustand herrsche, der preußischen Commandantur das Recht einer Verhaftung nicht zugestehe. Der Lieutenant bedauerte in den höflichsten Formen, daß er mir diese Unannehmlichkeit machen müsse, mich auch nur auf die Commandantur zu führen habe, die Gründe meiner Verhaftung wisse er nicht.

„Ich verlange, zu dem preußischen Regierungscommissar, Freiherrn von Zedlitz, geführt zu werden, den

ich allein als eine mir gegenüber berechtigte Persönlichkeit anerkenne."

„Ich werde Sie zu Herrn v. Zedlitz führen," erwiederte mir der Offizier. „Warum soll ich es nicht thun, verboten ist es mir nicht. Vielleicht befreie ich Sie auf diese Weise von der ganzen Unannehmlichkeit."

Wir gingen, ich neben dem Offizier, die beiden Jäger hinter mir. Wenige Schritte von dem Hause, in dem der preußische Regierungscommissar wohnte, wurden wir von einem in einen grauen Offiziermantel gehüllten Manne angehalten, der sich auf dem ganzen Wege hinter uns hergeschlichen hatte. Er sprach eindringlich mit dem mich begleitenden Offizier. Dann verschwand er. Aber ich hatte ihn wohl erkannt. Es war wiederum dasselbe verdächtige Subject, welches man mir im Gasthofe als Spion und Denuncianten bezeichnet hatte. Ich hatte nun gar keinen Zweifel mehr, daß er die erste Veranlassung meiner Verhaftung gewesen war. Später hörte ich von dem Cabinetsrathe Tempeltey, daß er in der Nacht, als er in seiner Wohnung verhaftet wurde, Zweigert, den er damals gar nicht persönlich kannte, vor seiner Hausthüre auf der Straße angetroffen habe. Mit seinem, ihm eigenen kriechenden Wesen trat er zu ihm heran, und theilte ihm

mit, daß er oben in seiner Wohnung von mehreren Herren erwartet werde. Tempeltey stieg erstaunt, so spät noch Besuch zu empfangen, die Treppe hinauf, fand seine Wohnung mit Soldaten gefüllt, und wurde von ihnen verhaftet. Später erkundigte ich mich in Berlin ganz genau nach diesem Subjecte. Es stand bei allen anständig denkenden Menschen im schlechtesten Rufe, war einmal Fähnrich in der preußischen Armee gewesen und hatte dann Dienste in Rom bei den päpstlichen Zuaven genommen. Später hatte er sich, anscheinend im Dienste pfäffischer Zwecke, in Deutschland umhergetrieben.

„Es thut mir außerordentlich leid, daß ich Sie nicht zu Herrn v. Zedlitz führen kann, sondern Sie sofort auf die Commandantur bringen muß," sagte plötzlich der mich geleitende Offizier, „es wird mir soeben ausdrücklich verboten, Sie zu dem Regierungspräsidenten zu führen."

Ich war entrüstet. „Wohlan, gehen wir auf die Commandantur," sagte ich. Noch wenige Schritte, und wir waren vor dem Hause angelangt, wo der Major Funk, derzeitiger Commandant der Stadt Flensburg, wohnt. Er empfing mich in etwas barscher Weise. Ich verlangte sofort zu dem preußischen Regierungs-

commiſſar geführt zu werden, und proteſtirte gegen meine Verhaftung als eine Gewaltthat. Alle Vorſtellungen waren umſonſt. „Ich muß Sie auf die Hauptwache führen laſſen," erwiederte der Commandant, „finden Sie ſich in die Sache, Sie ſehen, wir haben hier die Gewalt."

Ich ſchaute mich um in dem Zimmer und ſah nur bewaffnete Soldaten. „Allerdings, das ſehe ich," erwiederte ich, „und ich bin augenblicklich ohne Waffen. Aber ich werde mir die Satisfaction holen!"

Immer der Offizier neben und die beiden Jäger hinter mir, kam ich in der preußiſchen Hauptwache an, welche in dem ehemaligen Zuchthauſe in Flensburg aufgeſchlagen war. Das alte Zuchthaus war voll von Militärgefangenen. Das große Vorzimmer zur Offizierſtube wimmelte von öſterreichiſchen Soldaten, welche hier auf Stroh campirten. Torniſter, Waffen und Soldatenmäntel hingen an den Wänden oder lagen auf der Erde. In der Offizierſtube trat uns ein hochgewachſener öſterreichiſcher Jägerlieutenant entgegen und nahm mich in Empfang. „Ich ſoll Ihnen beſonders ſagen, Herr Kamerad," ſchloß der preußiſche Offizier ſeine Meldung, „daß der Arreſtant mit Niemandem correſpondirt." Dann wollte er gehen, ſich nochmals ge-

gen mich entschuldigend. Da fiel mir ein, daß ich ja in Flensburg im preußischen Generalstabe einen Freund hatte. Es war der Major Geerz, der bekannte Herausgeber der schleswigschen Karte. Geerz ist ein geborner Schleswiger und kannte meine Anstrengungen für die Befreiung seines Vaterlandes auf das genaueste. Ich hatte ihn in dem Hause eines mir sehr lieben Freundes, des bekannten Seeschriftstellers und frühern Seefahrers Heinrich Smidt, jetzt Bibliothekar im Kriegsministerium in Berlin, kennen gelernt. Wir hatten in diesem gastlichen Hause alle Sonntage seit Jahr und Tag die Abendstunden mit einander zugebracht. Wenn auch ganz verschieden in unsern politischen Anschauungen, hatte die Liebe zu dem „verlassenen Bruderstamme" uns zu Freunden gemacht. Ich hatte gar keinen Zweifel, daß der Major, der nebenbei gesagt, einer der talentvollsten Offiziere im großen Generalstabe ist, sofort zu mir kommen und meiner Gefangenschaft ein Ende machen würde, sobald er davon hörte. Ich bat den Offizier, den Major Geerz sofort von meiner Verhaftung in Kenntniß zu setzen, und ihn zu ersuchen, auf der Stelle zu mir zu kommen. Der Lieutenant gab mir sein Wort, meinem Wunsche nachzukommen, und hat sein Wort auch gehalten.

Als er fort war, saßen wir uns in der trüben Wachtstube einander am Tische gegenüber, der österreichische Jägerlieutenant und ich. Er war ein Tiroler, aus Imst im obern Innthale gebürtig, ein liebenswürdiger junger Mann, unterrichtet, intelligent, von einnehmenden Manieren, einer der Tapfern von Oeversee. Bald waren wir miteinander im interessantesten Gespräch. Er holte Wein und Cigarren. „Jeder unserer Offiziere," sagte er, „hat von Kieler Damen einige Flaschen Wein und fünfzig Stück Cigarren zum Geschenk erhalten. Kommen Sie, trinken wir den Wein und rauchen wir die Cigarren. Vielleicht waren die Mädchen hübsch, welche mir den Wein und die Cigarren schenkten." Wir ließen frisches Holz in den großen Ofen legen, schoben unsere Stühle vor das flackernde Feuer und tranken auf „das schöne Land Tirol". Die Wachtstube war übrigens ganz miserabel eingerichtet. Nichts als die kahlen Wände, ein gebrechlicher Tisch und vier Stühle. Der Nachtwind pfiff durch die mit einem Teppich verhangenen, zerbrochenen Fensterscheiben. An der Wand war ein Strohlager ausgebreitet. Auf dem Stroh schliefen zwei Männer, Jeder mit einem Mantel bedeckt. Der Eine trug die Uniform eines Unteroffiziers der dänischen

Cavallerie. „Auch zwei Arreſtanten," ſagte der Jägerlieutenant, „Sie werden ſie ſchon morgen früh kennen lernen. Der eine iſt Correſpondent einer Pariſer Zeitung, der andere ein däniſcher Cavallerieunteroffizier, ein geborner Schleswiger. Sie ſind ſchon mehrere Tage hier."

Es ſchien mir doch geeignet, noch einen Schritt zu meiner Befreiung zu thun. Ich ſchrieb an Dr. Mahler und bat ihn, ſofort zu dem Major Geerz zu gehen und mit demſelben herzukommen. Ein Soldat beſorgte mir den Zettel nach dem Döllſchen Gaſthofe. Dann knüpften wir den Faden unſeres abgebrochenen Geſpräches wieder an, und ſprachen von den orangengeſchmückten Ufern des Gardaſees und von den Gärten des ewigen Frühlings. Die öden Wände der Wachtſtube verſchwanden vor unſern Blicken, wir träumten und ſprachen uns ganz in den ſonnigen Süden hinein. Draußen tobte der Schneeſturm in fürchterlicher Weiſe und übertönte das Raſſeln der Wagen, welche noch während der Nacht nach Gravenſtein hinausfuhren. „Ich glaube, ich glaube, Ihr Major läßt Sie in Stich," ſagte der Lieutenant, indem er mir eine andere Cigarre anbot, „ſonſt müßte er hier ſein. Es iſt zwölf Uhr. Sie werden wohl hier bleiben müſſen. Mir wäre es ſehr

angenehm. Dieſen Egoismus müſſen Sie mir ſchon verzeihen."

„Unmöglich, der Major kommt. Ein Schleswig-Holſteiner läßt mich nicht in Stich."

„Nun, nun, Flensburg iſt nicht groß. Er könnte dreimal hier ſein."

Da trat ein Soldat mit einem Zettel in der Hand in die Offiziersſtube. Der Zettel war dem Poſten im Hausthor übergeben worden. Der Soldat überreichte den Zettel dem Offizier, und dieſer mir. Es war ein mit Bleiſtift geſchriebener Brief Mahler's. Der Brief enthielt keine tröſtliche Nachricht. Ich las ihn dem Offizier vor. Mahler war ſofort zu Major Geerz gegangen. Derſelbe hatte ſich geweigert, ſich um mich zu bekümmern, noch weit weniger hatte er Neigung gezeigt, ſich für meine Freilaſſung zu verwenden. „Die Sache müſſe ihren Gang gehen, es ſei ſehr Unrecht, daß ich nun auch ihn compromittire," hatte er geſagt.

„Und der Mann iſt ein Schleswiger," ſagte der Offizier erſtaunt.

„Er iſt ein Schleswiger."

„Und er kennt alle die Anſtrengungen, welche Sie zur Befreiung ſeines Landes gemacht haben?"

„Genauer, wie irgend Jemand."

„Und ist dazu noch Ihr Freund?“

„Ich habe ihn wenigstens dafür gehalten. Heute halte ich ihn nicht mehr dafür.“

Der Offizier machte eine sehr bittere Bemerkung, welche ich verschweigen will. Dann las ich weiter. Der brave Mahler war dann noch zu dem General v. Falkenstein, dem Chef des Wrangel'schen Generalstabes, gegangen. Nur durch eine List, ihm Nachrichten von der höchsten Wichtigkeit mittheilen zu wollen, war es ihm gelungen, noch in die Wohnung des Generals einzudringen. Aber in der Nacht hatte der General keine Anstalten mehr zu meiner Befreiung treffen wollen, für morgen aber versprochen, sich um mich zu bekümmern. Die Epistel schloß mit den Worten: „Du wirst also wohl die Nacht auf der Wache bleiben müssen.“

„Nun, ich bin nicht böse deshalb,“ sagte der Offizier. „Bleiben Sie bei mir, draußen ist's fürchterlich. Soll ich Ihnen vielleicht noch Kaffee bestellen lassen?“

Ich dankte. Dann zündeten wir die Cigarren von Neuem an. Um drei Uhr schliefen wir in unsere Mäntel gehüllt, nebeneinander einen erquickenden Schlaf.

Das Schicksal des Krieges hatte es auch diesmal nicht böse mit mir gemeint. Ich saß freilich gefangen in der elenden Offiziersstube einer preußischen Haupt-

wache im Lande des „verlaſſenen Bruderſtammes,“ aber das Kriegsglück hatte mich an die intereſſanteſte Stelle der Stadt Flensburg geſtellt. Die großen Fenſter gingen hinaus auf die Straße, welche nach Gravenſtein und zu den Düppler Schanzen führte, die in den nächſten Tagen der Schauplatz neuer, blutiger Kriegsſcenen werden ſollten. Vom frühen Morgen an raſſelten die Wagen und Geſchütze vorüber, welche auf dem neuen Kriegstheater eine Rolle zu ſpielen hatten. Der ganze Belagerungspark zog an mir vorbei, endloſe Wagenreihen mit Pontons zu Brücken, mit Munition, mit Brod und Fleiſchvorräthen, mit Lazaretheinrichtungen, mit Gepäck. Es war ein mit jeder Minute wechſelndes, intereſſantes Bild des Krieges.

Am Morgen hatte ich bereits an den preußiſchen Regierungscommiſſar geſchrieben und ſeine ſofortige Intervention beanſprucht. Nun machte ich auch die Bekanntſchaft meiner beiden Mitgefangenen. Der Eine war, wie ſchon erwähnt, Unteroffizier in der däniſchen Cavallerie, ein geborener Schleswiger. Er hatte ſich bei Rübel einer preußiſchen Patrouille gefangen gegeben. Unglücklicherweiſe hatte er ſich geäußert, daß die Düppler Schanzen von den Dänen verlaſſen ſeien. Eine Recognoscirung, bei der funfzehn Mann gefallen oder

verwundet waren, hatte das Gegentheil ergeben. Jetzt wurde er bis auf Weiteres gefangen gehalten. Der andere war der Correſpondent des Pariſer Blattes „Le Siècle“, Eugène d'Arnould. Auf einen Befehl des Feldmarſchalls Wrangel, ihn feſtzunehmen, wo er ſich in Schleswig betreten ließe, war er bei Miſſunde verhaftet und zu Wagen nach Flensburg gebracht worden. Sein ganzes Verbrechen beſtand darin, ſeinen Correſpondenzen eine preußenfeindliche Färbung gegeben zu haben. Er befand ſich ſchon vier Tage auf der Hauptwache, jeder Bequemlichkeit entbehrend, zum Nachtlager nur das Stroh. Er hatte mit dem großen Befreier Süditaliens unter den Tauſend von Marſala den Feldzug nach Sicilien mitgemacht. Im Lager von Capua hatte ich ſeinen Namen als den des Capitains einer Compagnie Infanterie gehört. Meine Gegenwart war ihm eine Erſcheinung des Himmels. Der Arme verſtand kein Wort Deutſch und war nicht im Stande, ſich auch nur ein Mittagseſſen zu beſtellen. Auch ihm hatte man jede Communication mit der Welt außerhalb der Hauptwache abgeſchnitten. Er war entrüſtet. „Mon dieu“, ſagte er, „une petite vengeance de Mr. de Wrangel, aber nur Geduld, ich werde es ihm eintränken.“ Der Tag verging ziemlich langweilig. Um

Mittag verließ der Jägeroffizier die Wache. Leider habe ich ſeinen Namen nicht erfahren. Vielleicht kommen ihm dieſe Zeilen zu Geſicht. Ich ſpreche ihm für ſein liebenswürdiges und freundſchaftliches Benehmen meinen herzlichſten Dank aus. An ſeine Stelle trat ein Infanterieoffizier, Lieutenant Otterſtedt, auch einer von den Tapfern von Oeverſee, Ungar von Geburt. Dann kam Dr. Mahler. Er erzählte mir, daß die unſinnigſten Gerüchte ſich über meine Verhaftung in der Stadt kreuzten. Die Verbrechen, deren ich angeſchuldigt würde, ſeien zahllos. Erregung von Aufruhr, Schmähung der verbündeten Armeen und Regierungen, Hochverrath, gewaltthätige Handlungen gegen Perſonen und Sachen! „Wenn das Alles wahr wäre, würdeſt Du wenigſtens zu zwanzig Jahren Feſtung verurtheilt," ſchloß er ſeinen Bericht.

„Lieber gleich zum Tode!" ſagte ich lachend; „gehe nur zu Herrn v. Zedlitz, berichte ihm den Vorfall, und verlange von ihm, mich ſofort zu ſich führen zu laſſen und mich aus den Händen dieſer Militärbehörden zu befreien, denen ich gar kein Recht auf meine Perſon zugeſtehe. Iſt hier Kriegszuſtand?"

„Nein!"

„Nun alſo. Was geht mich Wrangel an! Gehe

zum Commandanten, und ſage ihm, daß ich mich perſönlich an ihn halten werde. Weshalb iſt der Major Geerz nicht gekommen, mein Freund, der Schleswiger?"

„Er war heute Morgen bei mir, und erklärte mir entſchieden, ſich nicht um Dich bekümmern zu wollen."

Der öſterreichiſche Offizier war entrüſtet. „Ach ja," ſagte ich, „ſage ihm, er habe wohl Furcht, ſich zu compromittiren. Und die Flensburger Patrioten?"

„Alle habe ich aufgefordert, ſich um Dich zu bekümmern, von Wrangel und Zedlitz Deine Freilaſſung zu verlangen! Sie wichen mir aus, und thaten nichts."

„Habe es auch nie von den Flensburgern anders erwartet. Sei unbeſorgt, ich werde mir ſchon ſelbſt helfen."

Am Abend ſaßen wir vor dem lodernden Feuer, der wachthabende Offizier, d'Arnould, der däniſche Unteroffizier und ich, und tranken einen „ſchleswig-holſteiniſchen Thee", und d'Arnould ſang mit mir den berühmten Geſang der Girondiſten, der auf ſo manchen Schlachtfeldern erklang, auf denen die Revolution das alte Europa beſiegte:

„Par la voix du canon d'alarme
La France appelle ses enfans,
Allons, dit le soldat, aux armes;
C'est ma mère, que je défend —"

klang es durch den großen, wüſten Raum. Die öden Wände des ehemaligen Zuchthauſes hörten das berühmte Schlachtenlied gewiß heute zum erſten Male. Dann bereitete mir der Major Funk, Commandant der Stadt Flensburg, noch eine ſonderbare Ueberraſchung. Ein Soldat trat ein, und überreichte mir den Brief, den ich am Morgen an den Regierungscommiſſar von Zedlitz geſchrieben hatte. „Der Commandant," beſtellte er mündlich, „habe keine Veranlaſſung, meine Briefe zu beſorgen." Was ſoll ich über ein ſolches Benehmen ſagen? Ich überlaſſe das Urtheil darüber der öffentlichen Meinung. Hr. v. Zedlitz war alſo wirklich noch von meiner Verhaftung gar nicht in Kenntniß geſetzt worden.

Am andern Morgen ſchrieb ich an den Commandanten. Ich ſchrieb ihm, daß ich nun die Sache ſatt habe, und daß ich augenblicklich verlange in Freiheit geſetzt und zu Herrn v. Zedlitz geführt zu werden. Geſchähe dies innerhalb zwei Stunden nicht, ſo würde ich Schritte thun, welche für ihn äußerſt unangenehm ſein würden. Bevor zwei Stunden vergingen, kam der Befehl, mich in Freiheit zu ſetzen.

Sechſtes Kapitel.

Flensburg vor der Erſtürmung der Düppler Schanzen.

Flensburg im Kriege. — Flensburgs Tyrannei und Knechtſchaft. — Entartung der Flensburger in den Jahren der Knechtſchaft. — Der Löwe von Idſtedt. — Ein Gang auf den Friedhof. — Der Civilcommiſſar v. Zedlitz. — Der General v. Wrangel. — Berliner Conſtabler. — Däniſche Spione. — Polizeimeiſter Hammerich. — Der Schneeſturm. — Der Generalgewaltige. — Nächtliche Scenen. — „So ſchmal wie ein Gedanke.“ — Das Stubenmädchen und der Däne. — Ein Zeitungscorreſpondent während der Nacht. — Graf Roderich Baudiſſin und der nächtliche Beſuch.

Man kann ſich unmöglich ein kriegeriſcheres Bild denken, als Flensburg und ſeine Umgegend vor der zu erwartenden Erſtürmung der Düppler Schanzen. Ich zog zugleich mit den öſterreichiſchen Truppen in Schleswig ein, ich ſah die Schanzen bei Miſſunde kurz nach dem Gefecht, beide Orte boten gewiß Bilder des Krieges, aber der Anblick von Flensburg übertraf das Alles. Alle Straßen waren mit Wagen, Geſchütz, Munitionskarren, langen Zügen mit Pontons zum Brückenſchlagen, Fouragewagen und Feldgeräth jeglicher Art bedeckt, dazwiſchen Artilleriemaſſen, Infanterie-Regimenter,

lange Züge von Husaren, österreichische Jäger mit den wallenden, grünen Federbüschen auf den runden Hüten, Wagen mit Verwundeten, welche in das Lazareth gebracht wurden. Die lange Straße, welche nach Gravenstein und Düppel führt, bedeckte ein endloser Wagenzug, der Kriegs- und Munitionsvorräthe aller Art in das Hauptquartier führte. Zwei Tage schon rasselte dieser endlose Wagenzug über das holprige Pflaster derselben Straße, zuweilen von schweren Geschützen und von Infanteriemassen durchbrochen. Dann sah ich den alten Wrangel über den Markt reiten, ganz in seinen Mantel gewickelt, den Pelzkragen bis über die Ohren hinaufgezogen, so daß nur die weiße Küraſſier-Dienstmütze über den Rand desſelben hinausguckte, neben sich einen Offizier, und dahinter eine Ordonnanz. Man sah von dem nun 80jährigen alten Mann nur die Nasenspitze und den weißen Schnurrbart. Er begann seine militärische Laufbahn bereits im Jahre 1796, wo er als Junker von $12\frac{1}{2}$ Jahren in das damalige Dragonerregiment von Auer eintrat. 1806 wurde er in dem Gefecht bei Heilsberg durch einen Pistolenschuß in die Schulter verwundet und erwarb sich den Orden pour le mérite. 1813 wurde ihm in der Schlacht bei Großgörschen bei dem bekannten nächtlichen

Reitergefecht das Pferd erschossen. Er zeichnete sich hier, wie bei Haynau, Liebertwolkwitz, Wachau durch persönliche Tapferkeit aus, wurde Major und mit dem eisernen Kreuz erster und zweiter Klasse decorirt. Bei Etoges schlug er sich mit dem ostpreußischen Küraſſierregiment mitten durch den Feind, der die völlig abgeschnittene Truppe bereits zur Ergebung aufgefordert hatte. Bei dem Gefecht von Clayr wurde ihm wieder das Pferd unter dem Leibe erschossen. In der Schlacht bei Laon zeichnete er sich von Neuem aus. 1815 wurde er bereits Oberst, in der Friedenszeit bis 1848 wurde er zum Generallieutenant befördert. Ueber seinen diplomatischen Feldzug in Schleswig-Holstein als Höchstcommandirender der preußischen und deutschen Bundestruppen hat die Geschichte bereits ihr Urtheil so genügend gesprochen, daß jedes weitere Wort darüber überflüssig erscheint. Nach dem Waffenstillstand von Malmö rückte er am 9. November mit den um die Stadt zusammengezogenen Truppen in Berlin ein, und bildete die militärische Stütze für den Manteuffel'schen Staatsstreich. Feldmarschall ist Wrangel seit 1856, wo ihm diese höchste militärische Würde bei Gelegenheit seines damaligen sechszigjährigen Dienstjubiläums verliehen wurde. Muth und persönliche Tapferkeit wird dem

Feldmarſchall Niemand abſtreiten; ein bedeutender Taktiker iſt er keineswegs. Seine Sonderbarkeiten und Eigenheiten, ſein fehlerhaftes Deutſchſprechen, ſein auffallendes Benehmen auf der Straße, Alles das iſt Maske, um ſich populär zu machen, und um ſeine wahre Individualität hinter dieſer Maske zu verbergen. Man denke ſich zu dieſem jede Minute in ſeinen Einzelnheiten wechſelnden Kriegsbilde einen ſchneebedeckten Himmel, welcher ſchwer über die ſchmalen und kleinen Häuſer mit den alterthümlichen Giebeln herabhing und aus dem unaufhörlich große Schneemaſſen auf die winterliche Erde hinabfielen, man denke ſich einen Schneeſturm, der mit einem eiſigen Hauch durch die Straßen tobte und oft zu orkanartigen Ausbrüchen ſtieg und das Geräuſch und Geraſſel der Wagen und Kanonen und des tauſendfältigen Stimmengewirrs mit ſeinem Pfeifen und Anſchlagen an die Häuſergiebel übertobte, und man hat ein Bild von Flensburg mitten im Kriege. Flensburg iſt wohl die größte Stadt in den Herzogthümern, wenn auch nicht die ſchönſte. Wie Schleswig beſteht ſie der Form nach eigentlich nur aus einer einzigen langen Straße — dieſelbe, welche nach Gravenſtein und nach Düppel hinausführt —, an welche ſich der Markt anſchließt. Die Stadt iſt dicht gebaut, wie Kiel,

aber die meiſten Häuſer ſind unſchön, ſchmal, mit kleinen Fenſtern, mit Winkeln und Erkern und alterthümlichen Giebeln, das Pflaſter iſt abſcheulich, Trottoirs fehlen gänzlich. Die beiden Hauptkirchen ſind nichts weniger, wie ſchön, hier und da geben große, glänzende Läden der Stadt einen mehr großſtädtiſchen Charakter. Die landſchaftliche Lage iſt dagegen außerordentlich ſchön; wohl keine Stadt in den Herzogthümern iſt ſo ſchön gelegen, wie Flensburg. Sie liegt an der Bucht des Meerbuſens, den die Oſtſee hier macht, in Hufeiſenform ausgebreitet, nach der Landſeite hin von einer ziemlich hohen Hügelreihe, welche im Sommer dunkelgrün ſchattirt iſt, umgeben. An dem trüben Februartage, als ich nach Flensburg kam, machte die Stadt einen beſonders finſteren und trüben Eindruck. Ich hatte Flensburg mitten im Hochſommer geſehen. Das Bild von damals und das Bild von heute hatte keine Parallele. Nur in einer Beziehung machte es auf mich denſelben Eindruck, ich meine in der matten und engherzigen Geſinnung ſeiner Bewohner. Flensburg hat immer ein ſtark däniſches Element gehabt, man ſagte mir immer, es betrage mehr wie die Hälfte ſeiner Bewohner. Das ſtarke däniſche Element wurzelt lediglich in materiellen und commerziellen Verhältniſſen. Es giebt viel

reiche Kaufleute in Flensburg. Jene glänzenden Zeiten des Handels, wie sie vor fünfzig Jahren stattfanden, sind indeß vorüber. Das Zerwürfniß Dänemarks mit England hat zuerst den Handel ins Stocken gebracht, der Schiffsbau zog sich mehr und mehr nach Apenrade. Der Sieg Dänemarks über die schleswig-holsteinische Sache vor zwölf Jahren hat der Stadt, wie wohl viele Einwohner hofften, auch nichts genützt, Kopenhagen zog einen großen Theil des Handels an sich, den Flensburg ehemals mit überseeischen Plätzen gemacht hatte. Heute, als ich Flensburg nach drittehalb Jahren wiedersah, war die Bevölkerung wo möglich noch matter und engherziger, wie damals. Nur auf dem Markte und in dem demselben zunächst liegenden Theile der schon erwähnten langen Straße waren schleswig-holsteinische Fahnen ausgesteckt. Im unteren Theile derselben sah ich auch nicht eine einzige. Hier und da hing eine Fahne in den preußischen und österreichischen Landesfarben zwischen den „schleswigschen Flaggen". Aber auch diese waren nur in geringer Anzahl vorhanden. Doch auch nur nach dieser Richtung hin hatten die Flensburger ihre nationale Gesinnung laut werden lassen. Zu einer weiteren Höhe hatte sich dieselbe nicht erheben können. Alle dänischen Beamten waren noch in ihren

Stellungen. Der einzige, der ſeine amtliche Thätigkeit nicht mehr ausübte, war Hammerich, der berüchtigte Polizeimeiſter. Aber dieſen berüchtigten Polizeimeiſter hatte Wrangel aus militäriſchen Gründen ſeines Dienſtes enthoben, die Flensburger hatten es, um des Geſindels los zu werden, welches ſie nun zwölf Jahre daniſirt, gequält und geknechtet hatte, nur zu einigen mattgehaltenen Deputationen bei dem preußiſchen General und Civil-Commiſſar gebracht, und als die Deputationen abgewieſen wurden, hatten ſie die Hände wieder in den Schooß gelegt. Auch die Proclamation des Herzogs von Schleswig-Holſtein war ſehr matt ausgefallen. Sie hatten nicht einmal den Muth, auf das Geſindel von Beamten eine ordentliche „Preſſion“ auszuüben, obſchon es bei dem erſten Anſatz dazu bis nach Jütland und Kopenhagen gelaufen wäre. In den Schulen Flensburgs wurde in däniſcher Weiſe weiter unterrichtet; der däniſche Polizeimeiſter ließ die ſchleswig-holſteiniſchen und deutſchen Fahnen herunterreißen, und erſt Wrangel mußte dieſem Treiben jenes berüchtigten Subjects Einhalt thun, als daſſelbe in ſeiner Frechheit ſo weit ging, ſich auch an den preußiſchen Fahnen zu vergreifen. In den Schulen riſſen die däniſchen Lehrer den Knaben die ſchleswig-holſteiniſchen Kokarden

von den Mützen und kein Flensburger hatte den Muth, ihnen auf die frechen Finger zu klopfen. Flensburg ist immer der Sitz der fanatischen dänischen Beamten gewesen. Nirgends ist die Reichsmünzverordnung mit solcher Brutalität in Scene gesetzt worden, wie in Flensburg. Ein zweiter Hammerich soll noch in Schleswig-Holstein gefunden werden. Noch war der berüchtigte dänische Kammerherr v. Rosen Stadtpräsident; noch saßen alle jene Appellations-Gerichtsräthe, welche es in den vergangenen Jahren dahin gebracht haben, daß im Lande allgemein das Wort im Gange war: „Lieber zahlen, als proceſſiren; in Schleswig giebt es doch kein Recht für einen Deutſchen," welche bei Gelegenheit der im Jahre 1860 angeſtellten Petitionsproceſſe hunderte von Bürgern, deren Verbrechen einzig und allein darin beſtand, eine Petition an die Ständeverſammlung zu unterſchreiben, in faſt 50,000 Bankthaler Strafen verurtheilten, welche das Verbrechen der „Mißlichkeit" erfanden, welches mit den von dem tollen Herzoge von Modena erfundenen „ſtillen Demonſtrationen einer verbotenen Geſinnung" ganz auf derſelben Stufe ſteht, in ihren Aemtern; die Prieſter ſaßen in ihren fetten Pfründen, die in die ſtädtiſchen Collegien und Aemter ſeit Jahren eingeſchmuggelten däniſchen

Creaturen und Renegaten ſchalteten und walteten mit dem Vermögen der Stadt weiter, wie ſie es gewohnt waren — und kein Flensburger Bürger rührte ſich. Sie bettelten höchſtens bei dem preußiſchen Regierungs-Commiſſar um Abſchaffung dieſer Mißbräuche, ſtatt ſelbſt Hand ans Werk zu legen, und ließen die Köpfe hangen, wenn ihnen die Abſchaffung dieſer Mißbräuche und die Abſetzung des Ausſchuſſes der Inſel Seeland abgeſchlagen wurde. Als bei Gelegenheit einer Deputation bei dem Feldmarſchall v. Wrangel der Lehrer Hanſen ein kühnes Wort wagte und ausrief: „Die Beamten müſſen fort!“ da war man vor Staunen außer ſich. Höchſtens wagte man die Abſetzung des Geſindels mit einigen Nützlichkeitsgründen zu motiviren, wie beiſpielsweiſe, daß alle däniſchen Beamten Spione ſeien und inſofern eine Gefahr für die preußiſche Armee herbeiführten. Sogar der berüchtigte Löwe, den die Dänen vor einigen Jahren zum Hohn der deutſchen Bevölkerung auf dem ſchönen Friedhofe aufſtellten, ſtand noch auf demſelben Flecke und blickte höhniſch nach Deutſchland herüber. Die Flensburger Patrioten hatten nicht den Muth, dieſem ekelhaften Machwerke einige Pfund Pulver in den Leib zu ſtecken und daſſelbe mittelſt eines Zünders auseinander zu ſprengen. Etwas

Aehnliches an Apathie und Gleichgültigkeit hatte ich nie in der Welt geſehen, wie jetzt in Flensburg. Man hatte in Schleswig-Holſtein überhaupt eine nur geringe Doſis an Initiative. Wie oft habe ich während der letzten drei Jahre verſucht, einen Aufſtand in Schleswig-Holſtein gegen das däniſche Regiment in Anregung zu bringen, um die Sympathien Europas, welche durch die doctrinäre Behandlung der ſchleswig-holſteiniſchen Frage Seitens der deutſchen Preſſe gänzlich ins Stocken gerathen war, wieder rege zu machen! Mazzini hat dies Mittel häufig mit großem Erfolge für Italien angewendet. Aber in Schleswig gerieth man ſchon außer ſich über einen ſolchen Gedanken. Jetzt aber in Flensburg, wo die däniſche Armee durch die Kanonen und das Flintenfeuer der braven öſterreichiſchen Truppen vernichtet oder in die Düppler Schanzen geworfen war, nicht einmal ſeine eigene Ehre zu wahren, weil ein preußiſcher Regierungs-Commiſſar dies verbot, das erſchöpfte denn doch meine Geduld. „Seid Ihr denn ſo durch die Knechtſchaft entartet und entnervt," ſagte ich zu einer ganzen Reihe von Flensburger Bürgern — ſie zählten ſich ſämmtlich zu den Patrioten —, „daß Ihr nicht einmal dieſen Augiasſtall von Beamtengeſindel ausfegt, welcher Euch ſo lange Jahre hindurch

mit der widerlichſten Frechheit gequält und verhöhnt hat?“ — — —

Nach meiner Befreiung aus der Gefangenſchaft auf der preußiſchen Hauptwache habe ich mich mit dieſen muthigen Männern, welche nicht einmal ihre eigene Ehre und die Ehre ihres deutſchen Vaterlandes zu wahren wußten, nicht mehr abgegeben. Ich habe ſie nicht wieder geſehen. Ich ging auf der Straße und in der Umgebung der Stadt umher, und betrachtete mir das kriegeriſche Gewühl, welches in immer größerem Maßſtabe aufzutreten ſchien. Das Schickſal ſchien es mir vorbehalten zu haben, alle mich intereſſirende Perſönlichkeiten in Flensburg noch an demſelben Tage zu ſehen. Während meiner achtundvierzigſtündigen Gefangenſchaft hatte es mich an die momentan intereſſanteſte Straße von ganz Europa hingeſtellt, um aus dem großen Fenſter meines Gefängniſſes mit der größten Bequemlichkeit den ganzen, ungeheuren Wagen- und Menſchentroß zu ſehen, welcher ſich wie eine rieſige Schlange unaufhörlich nach den Düppeler Schanzen hinbewegte, deren Umgebung ich aus einem früheren Beſuche ſogleich ſchildern werde. Nur den ritterlichen und tapfern Obergeneral der ſiegreichen öſterreichiſchen Armee, welcher ſich mit ſo unvergleichlicher Bravour in

den Gefechten von Schleswig und bei Oeverſee benommen hatte, ſah ich leider nicht. Er war hier durch ſein offenes und gerades Weſen, durch ſeine Humanität und durch ſein tactvolles Benehmen, ſich gar nicht in die politiſchen Angelegenheiten des Landes zu miſchen, bereits ebenſo geachtet und geliebt, wie in Schleswig. Wrangel hatte ich ja bereits am Vormittage reiten ſehen; der preußiſche Regierungs-Commiſſar von Zedlitz und der ehemalige, berüchtigte Polizeimeiſter Hammerich ſollten mir noch an demſelben Tage auf meinen Wanderungen durch Flensburg begegnen. Zuerſt ging ich nach dem ſchönen, hochgelegenen Friedhofe. Vor dritthalb Jahren war ich auch hier und hatte die Gräber der bei Idſtedt Gefallenen mit einem Kranze geſchmückt. Die däniſche Eitelkeit und Frechheit hatte es damals noch nicht gewagt, den berüchtigten Löwen aufzuſtellen. Er war erſt ſpäter auf ſein hohes Piedeſtal geſetzt worden, an deſſen vier Seiten die Namen däniſcher Generale in metallenen Buchſtaben prangten. Ich ſah mir den Löwen von Idſtedt von allen Seiten an; er glich mehr einer koloſſalen Katze, als einem Löwen und war, vom künſtleriſchen Standpunkte aus betrachtet, ein Machwerk allerniedrigſten Ranges. Ganz in ſeiner Nähe waren die noch friſchen Grabhügel der bei Oever-

ſee neuerdings gefallenen Soldaten. Dänen und Deutſche, welche ſich im Leben die Köpfe eingeſchlagen hatten, ruhten hier friedlich nebeneinander. Der Tod macht Alles ruhig und gleich. Ich erinnerte mich bei dem Anblick des Löwen jenes ſchönen Sonetts, welches der Norddeutſche Grenzbote vor einigen Jahren veröffentlichte. Der Name dieſes Dichters iſt mir leider bis heute unbekannt geblieben:

Sobald der Löwe, den ſie Euch bereiten,
Auf Eurem Kirchhof liegen wird und ſchalten,
So eilt Euch nur die Naſe zuzuhalten,
Denn rings wird dann ſich ein Geſtank verbreiten.
Von Leichen nicht aus offnen Gräberſpalten,
Von Feinden nicht, die Euch umſtricken heute,
Nicht von Euch ſelbſt, Ihr Nichtlavendelleute,
Denn gegen ihn iſt das noch auszuhalten.
Es kommt der Stank, den jenes Unthier brodelt,
Vom Manne, der den Leu hat werden laſſen,
Dem ſchmutzigſten, der je ein Bild gemodelt;
Denn wißt: Ein Landesſohn, dem es gefallen
Des Landes Noth in höhnend Erz zu faſſen,
Der iſt und bleibt der ſchmutzigſte von Allen*).

Jetzt betrachtete ich den Löwen noch einmal. Es wäre ein Leichtes geweſen, ihm von unten ein Loch in den Bauch zu bohren, es mit Pulver zu füllen, und ihn

*) Der Verfertiger des Löwen heißt Biſſen und iſt aus Schleswig gebürtig.

dann auseinanderzusprengen. Aber die Flensburger konnten sich zu dem Muthe und der Energie, durch einen solchen Knall ihre Ehre zu retten, nicht erheben. Ein Stück Papier, mit einer Zedlitz'schen Proclamation bedruckt, hielt sie von dieser That, wozu, da der Löwe nur von Erz war, und denjenigen, der das Attentat auf seine Eingeweide vornahm, nicht beißen konnte, kein Muth gehörte, ab. Sie erhoben sich nur zu einer weitern Deputation an den Feldmarschall v. Wrangel, sich doch ihrer Ehre anzunehmen. In der ganzen civilisirten Welt ist es freilich Sitte, daß ein Mann sich seiner Ehre selbst annimmt.

Als ich am Abend nach der Stadt zurückging, begegnete ich einer preußischen Patrouille. Sie führte drei dänische Pastoren nach der Commandantur, welche als der Spionage verdächtig gefangen nach Flensburg gebracht waren. Anscheinend sehr niedergeschlagen gingen sie zwischen den Soldaten. Der eine, sagte man mir, sei Pastor Roth, der andere Pastor Schleppegrell, ein Sohn des bekannten dänischen Generals, der dritte war Mörk Hansen, eine durch seine fanatisch dänische Gesinnung berüchtigte Persönlichkeit. Wieder ein Beweis, wie gefährlich es für die Kriegsoperationen war, die dänischen Pastoren und Beamten in ihren

Stellen zu belaſſen. Hätte der preußiſche Regierungscommiſſar es nur der Bevölkerung überlaſſen, ſie fortzujagen, wie es der öſterreichiſche Feldmarſchall überall im ſüdlichen Schleswig geſtattete, ſo wäre das ganze Land bis zur Königsau binnen wenigen Tagen frei geweſen von dieſem gefährlichen und verrätheriſchen Geſindel. Aber die Erbitterung war in allen Straßen, durch welche die gefangenen däniſchen Paſtoren geführt wurden, auch eine allgemeine. Sie war nicht nur gegen die Gefangenen, ſondern auch gegen Zedlitz gerichtet. Hämiſche und erbitterte Worte hörte ich von den Soldaten, wie von den Bürgern. Wieder ſtieg die verrätheriſche Zeit aus den Jahren 1849 bis 1851 in der Erinnerung dieſer Menſchen auf, und die Furcht vor einer Wiederholung des Verraths war ja nur natürlich. In den Händen vieler Soldaten ſah ich eine aus London datirte Proclamation Karl Blind's, des unermüdlichen Streiters für Schleswig-Holſtein, der für die Herzogthümer ſeit zehn Jahren mehr gethan hatte, wie alle deutſche Regierungen und ihre Diplomaten zuſammengenommen.

Dann ging ich nochmals auf das der preußiſchen Commandantur gegenüber liegende Polizeiamt, der ehemalige Wohnſitz des berüchtigten däniſchen Polizei-

meisters Hammerich. Ich hatte an den preußischen Regierungscommissar v. Zedlitz einen Brief geschrieben, den ich ihm durch den neuen interimistischen Polizeimeister Lange übergeben lassen wollte. Ich protestirte nochmals darin wegen meiner Ausweisung aus dem Herzogthum Schleswig.

Der Polizeimeister war nicht anwesend. Als ich im Bureau nach einem Beamten suchte, dem ich den Brief zur Besorgung übergeben wollte, trat mir ein kleiner Mann mit dunkelem Haar und dunkelem, kurzem Schnurrbarte entgegen.

„Besorgen Sie mir diesen Brief," redete ich ihn an.

„Ich habe hier nichts mehr zu besorgen und nichts mehr zu befehlen," erwiederte er mir.

„Wer sind Sie denn?"

„Ich bin der ehemalige Polizeimeister Hammerich." —

Ich lachte. Vor mir stand die berüchtigtste Persönlichkeit Flensburgs, der Polizeimeister Hammerich, der die Bevölkerung der Stadt seit Jahren in wahrhaft tyrannischer Weise gequält hatte, in einer Weise, welche nur zu oft an die Regierung des tollen Herzogs von Modena erinnerte. Seit heute morgen hatte ihn endlich sein Schicksal ereilt. Als ich diese kleine, knaben-

hafte Geſtalt vor mir ſtehen ſah, fiel mir unwillkürlich wieder jene bekannte Anekdote ein, die ich ſchon einmal erwähnte, „Zwiſchen Jungen und Jungen!“ Ja, zwiſchen Jungen und Jungen!

Der ehemalige Polizeimeiſter von Flensburg ſah noch heute, nach zehn Jahren, aus wie ein Junge. In Flensburg hatte er ebenſo, wie in Eckernförde, ſeine Gensdarmen auf die Verfolgung des Courantgeldes und auf die Verbrechen der „Mißlichkeiten“ eingehetzt. Er theilte ſie in große und kleine Mißlichkeiten, und beſtimmte nach dieſem Unterſchiede die Brüche, welche zu zwei Drittel wieder in ſeine Kaſſe floſſen.

Aber es ſei genug von dieſem Subject, welches, wie geſagt, heute endlich ſein Schickſal ereilt hatte. Als ich nach Hauſe ging, hatte der Schneeſturm ſich zu einer orkanhaften Gewalt geſteigert. An der Seite der Häuſerreihen war es lebensgefährlich zu gehen, denn fortwährend praſſelten Eisſtücke, von dem Sturmwind losgerüttelt, von den Dächern herab. In der Mitte der Straße herrſchte ein fabelhaftes Gedränge von Wagen und Pferden, dazwiſchen Geſchrei, Fluchen und Peitſchenhiebe. Dann erſchien mitten in dieſem unentwirrbaren Knäuel ein reitender Botenjäger. Er trug eine rothe Fahne in der Hand. Hinter ihm zu Roß ein öſterreichiſcher Gens-

darmerie-Offizier. Plötzlich entstand in diesem unentwirrbar scheinenden Knäuel von Menschen, Wagen und Pferden Stille, Ruhe und Ordnung. „Der Generalgewaltige!“ hörte ich ängstlich rund um mich flüstern, „der Generalgewaltige.“ Die Erscheinung des Generalgewaltigen bewirkte ein Wunder. Unwillkürlich dachte ich wieder an Wallenstein's Lager, wie ich diese Scene sah. Der Generalgewaltige ist eine Art von Generalprofoß in der österreichischen Armee, dem Alles zu gehorchen hat. Er ist mit unbeschränkter Macht bekleidet und kann gegen Plünderer, Ausreißer und Marodeurs sofort von der Waffe Gebrauch machen. Eine rothe Fahne wird ihm als Zeichen seiner Würde vorgetragen. Momentan bekleidete der Gensdarmerie-Rittmeister Ellinger die Stelle des Generalgewaltigen. Es war der Offizier hinter dem reitenden Botenjäger.

Der Sturm, das Wetter, das Wagengerassel, der Schneefall dauerten die ganze Nacht hindurch. Im Gasthof zur Stadt Hamburg war nicht ein Plätzchen frei. Ein halbes Dutzend Menschen schlief im Gastzimmer auf Stühlen sitzend, während der Hausdiener die ganze Nacht den Ofen heizte. Ich lag im Zimmer meines Freundes Heinrich Mahler auf einem Sopha, das „so schmal wie ein Gedanke“ war, und wurde

zehnmal während der Nacht von dem Lärm auf der Gasse oder durch die sonderbarsten Besuche geweckt. Kaum lag ich auf dem schmalen Sopha, so erschien ein hübsches Dienstmädchen aus dem Hotel. Ihr waren die fabelhaftesten Gerüchte über meine Gefangennehmung und Behandlung durch die Preußen zu Ohren gekommen. Sie mußte sich darüber Gewißheit verschaffen, und wählte, weil sie meiner während des Tages nicht hatte ansichtig werden können, die Mitternachtsstunde zu ihrem Besuch. Als ich ihr Alles das bestätigte, was man ihr erzählt hatte, rief sie plötzlich aus: „Aber, sind Sie denn ein Däne?“ — Wie war sie erstaunt, als ich ihr sagte, daß ich der Verfasser des Buches „Vom verlassenen Bruderstamm“ sei, von dem sie in ihrem heimathlichen Dorfe so oft gehört hatte.

Sie war fort, und ich schlief wieder ein. Da öffnete sich wieder die Thüre, und ich hörte den starken Tritt eines Mannes. „Wer da?“ rief ich, aus dem Schlafe erwachend.

„Kennen Sie mich?“ lautete die Antwort.

„Nein.“ —

„Weshalb denn nicht?“

„Nun, der Teufel, weil es in diesem Zimmer stock-

dunkel iſt, und man bekanntlich im Finſtern nicht ſehen kann." —

„Ach ſo, ja, ich dachte, an der Stimme." —

„Unmöglich, ich habe vor zwei Stunden in der Nähe des Generalgewaltigen wenigſtens tauſend Stimmen gehört."

„Ich bin Adolf Strodtmann."

Es war mein lieber Freund Strodtmann, der geniale Dichter, Herausgeber von Heinrich Heine's ſämmtlichen Werken, der als Correſpondent für mehrere große deutſche Zeitungen auf dem Kriegsſchauplatze anweſend war. „Ich bin außer mir," rief er, „erzählen Sie mir die ganze Geſchichte Ihrer Gefangennehmung, das geht ja über alle Vernunft."

„Haben Sie Erbarmen," erwiederte ich, „ich bin todtmüde, morgen."

„Morgen," rief er, „morgen, unmöglich. Um halb acht Uhr ſollen Sie ja mit einem Offizier und zwei Mann aus dem Lande der Occupation, zu deſſen Befreiung Sie ſo viel gethan haben, in das Land der Execution gebracht werden."

„Ja richtig, das hatte ich vergeſſen." Und ich richtete mich auf auf dem Sopha, das „ſo ſchmal war, wie ein Gedanke", und erzählte dem Freunde nochmals

[illegible] [illegible] [illegible] [

„Der bin ich, mein Herr.“

„Ihr Vetter diente in der öſterreichiſchen Armee, Herr Graf?“

„Ja, ja. Ich hörte ſeit zehn Jahren nichts von ihm.“

„Mein Vater rettete ihm im ungariſchen Kriege das Leben. Ich könnte Ihnen eine Haarlocke von ihm als Andenken geben.“

„Aber, mein Gott, wozu die Haarlocke? Sie ſagen ja, daß er lebt.“

„Nein, ſpäter iſt er geſtorben.“

Der Graf nahm die Haarlocke. Der Offizier ging. Es war die letzte Störung. Ich ſchlief die letzte Nacht in Flensburg, und befand mich am folgenden Abend, ausgewieſen aus dem Lande „des verlaſſenen Bruderſtammes“ jenſeits der Eider, im Lande der Bundesexecution unter dem Schutze „des Hohen Deutſchen Bundes.“ Ich athmete wieder auf.

Siebentes Kapitel.

Das preussische und österreichische Regiment in Schleswig.

Der Freiherr v. Zedlitz. — Polizeipräsident v. Hinkeldey und sein gewaltsames Ende. — Der Polizeipräsident v. Zedlitz und die öffentliche Meinung. — Die Ernennung des Präsidenten v. Zedlitz zum Regierungscommissar in Schleswig. — Graf Revertera und die österreichische Regierung. — Das erste Auftreten und die Aufnahme des preußischen Regierungscommissars. — Preußische und österreichische Offiziere. — Die deutsche Fahne und die Ehrenwache des Herzogs Friedrich in Kiel. — Wrangel und Zedlitz in Flensburg. — Dunkle Gerüchte. — Mißtrauen und Erbitterung. — Die angedrohte Wiedereinsetzung der dänischen Beamten. — Die erste That. — Wrangel's Proclamation. — Die Proclamation des preußischen Civilcommissars. — Verbot politischer Vereine und politischer Demonstrationen. — „Irre geleitete Massen." — Graf Revertera. — Gefährliche Erbitterung. — Der einmüthige Widerstand im südlichen und mittlern Schleswig. — Der dänische Augiasstall in Flensburg. — Das Appellationsgericht. — Der Medicinaldirector Schleisner. — Der Löwe von Idstedt. — Meine Ausweisung aus dem Herzogthum Schleswig. — Die Ausweisung des Cabinetsraths Tempeltey. — Der Umschwung in der Verwaltung der obersten Civilbehörde. — Massenhafte Absetzungen dänischer Beamten, Pastoren und Schulmeister. — Der Stillstand und der Rückschritt im preußischen und österreichischen Regiment in Schleswig.

Der Freiherr v. Zedlitz war der Nachfolger des von Herrn Hans von Rochow im Duell erschossenen

Generalpolizeidirector v. Hinkeldey in der Besetzung der wichtigen und bedeutenden Stelle eines Polizeipräsidenten der Stadt Berlin. Auf die neue Besetzung dieser Stelle durch Hrn. v. Zedlitz hat die Junkerpartei unbedingt einen mächtigen Einfluß geübt; aber Hr. von Hinkeldey fiel nicht als ein Opfer dieser Partei, wie die liberale Presse dies damals so darzustellen gewußt hat, sondern als ein Opfer seines brutalen Vorgehens gegen eine Classe der Gesellschaft, welche sich eine derartige Behandlung vollkommen mit Recht nicht gefallen lassen wollte. Mögen seine Conflicte mit den Offizieren der preußischen Armee und mit den Mitgliedern des Jockeyclubs schließlich in seiner Stellung als Polizeipräsident eine innere Berechtigung gefunden haben — ich will das nicht bestreiten — die Art und Weise, wie diese Conflicte ausgetragen wurden, hatte aber jedenfalls keine Berechtigung, und die Pistolenkugel Hans von Rochow's traf den allgewaltigen Generalpolizeidirector in ganz gerechter Weise, wenn man überhaupt annehmen will, daß es Gewaltthätigkeiten und Brutalitäten gibt, welche, weil sich kein anderes Remedium findet, nur mit der Pistole zu Ende gebracht werden können. Ich kenne zufällig die geheime Geschichte des Hinkeldey'schen Duells ganz genau. Der frühere Polizei-

oberſt Patzke war der böſe Genius Hinkeldey's. Er trieb ihn zu jenen brutalen Conflicten, welche nur ſo endigen konnten, wie ſie geendigt haben, und welche recht gut in einer mäßigen und gerechten Weiſe hätten ausgeglichen werden können. Patzke wurde ebenfalls der böſe Genius des neuen Polizeipräſidenten, welcher ebenſo, wie ſein Vorgänger im Amte, vielfach gewarnt worden iſt. Jedenfalls war Hinkeldey ein adminiſtratives und organiſatoriſches Genie. Mit Hülfe ſeiner Energie und Thatkraft — es kann das Niemand läugnen — hat er in ſeiner Stellung als Polizeipräſident von Berlin viel geleiſtet. Alle jene großartigen Einrichtungen und Verbeſſerungen, welche der Stadt zu Gute gekommen ſind, und welche der Branddirector Scabell ſchuf und ausführte, fanden in Hinkeldey's Energie und Thatkraft eine unerſchütterliche Baſis. Herr v. Zedlitz hat ſich in ſeiner Verwaltung der Polizeipräſidentur von Berlin nicht als ein organiſatoriſches und adminiſtratives Genie erwieſen. Mit Hinkeldey's Tode fanden alle jene Schöpfungen auf ſocialem Gebiete, wodurch ſich die Verwaltung Hinkeldey's ausgezeichnet hatte, ein plötzliches Ende. Das Odium aber, welches auf Hinkeldey's politiſcher Verwaltung ſeiner mächtigen Stelle gelaſtet hatte, blieb

auf der Verwaltung des neuen Polizeipräſidenten haften, und dieſem Odium iſt Herr v. Zedlitz in Berlin als Opfer gefallen. Herr v. Zedlitz wollte, als Polizeipräſident von Berlin, einen Grundſatz nicht begreifen, den die Partei, welcher er angehört, auch niemals begriffen hat, ich meine den Grundſatz, daß die öffentliche Meinung die erſte Großmacht der Erde iſt. Herr v. Zedlitz ließ ſich in dieſem Kampf gegen die öffentliche Meinung von Patzke, obſchon er vielfach gewarnt wurde, immer weiter treiben, bis er ihr endlich unterlag. Was die Unregelmäßigkeiten in ſeiner Verwaltung betrifft, welche ihm vorgeworfen wurden, und welche die äußere Veranlaſſung zu dem gegen ihn eingeleiteten Disciplinarverfahren bildeten, ſo bin ich der Meinung, daß Herrn v. Zedlitz Unrecht geſchehen iſt. Die Berliner Commune, welche gegen Hinkeldey's Energie und Eingriffe in die Rechte ihrer Verwaltung Jahre lang einen vergeblichen Kampf gekämpft hatte, fand in Herrn v. Zedlitz eben einen ſchwächeren Gegner, und jene Unregelmäßigkeiten, welche übrigens auch nicht erwieſen worden ſind, mußten als äußere Gründe herhalten, um dieſen ſchwächern Gegner zu ſtürzen. Genug, der Kampf der Commune mit dem neuen Polizeipräſidenten, deſſen innerer, eigentlicher Grund, wie geſagt,

weit tiefer lag, endigte damit, daß Herr v. Zedlitz seine Stelle aufgeben mußte, und zur Disposition gestellt wurde. Mancher wird vielleicht dies Urtheil, was ich über Herrn v. Zedlitz als Polizeipräsidenten von Berlin fälle, für zu mäßig halten. Indeß — es ist dies nun einmal meine, auf mir bekannte Thatsachen gegründete Ueberzeugung, und ich halte es für die Pflicht eines Mannes von Ehre, selbst seinen politischen Feinden, besonders in Dingen, welche ihre Ehre angehen, nicht Unrecht zu thun.

Aber die Ernennung eines Mannes, wie Herr v. Zedlitz, zum Regierungscommissar in Schleswig war Seitens der preußischen Regierung jedenfalls ein Fehler. Herr v. Zedlitz hat die öffentliche Meinung seit seiner Verwaltung der Berliner Polizeipräsidentur wider sich gehabt, und gehört in Preußen einer Partei an, welche die öffentliche Meinung ebenso gegen sich hat. Nach der Politik, welche Seitens des Ministeriums Manteuffel gegen Schleswig-Holstein geübt worden ist, bedurfte die preußische Regierung gerade jetzt in ihrem Verhalten gegen Schleswig-Holstein dieser öffentlichen Meinung als ihrer ersten und vorzüglichsten Stütze. Sie hat diese erste und vorzüglichste Stütze, ohne sich zu bedenken, fortgeworfen; wundern kann

man ſich darüber nicht, das Verfahren iſt ja nur eine der vielen Conſequenzen der nun einmal geltenden Principien. Wie lange ſie durchgeführt werden können, wird die Geſchichte der nächſten Zeit lehren. Jedenfalls — und das wird ſelbſt Herr v. Bismarck mir zugeben — iſt es nicht klug, in einer ſo ſchwierigen Lage, in welcher ſich die preußiſche Regierung Schleswig-Holſtein gegenüber befindet, den Anfang ihrer Verwaltung mit einem politiſchen Fehler zu machen. Daß es nicht klug iſt, hat ſich bereits gezeigt. Die Ernennung des geweſenen Polizeipräſidenten v. Zedlitz zum Regierungscommiſſar in Schleswig iſt in ganz Deutſchland mit einem unverkennbaren Mißtrauen aufgenommen worden. Die öſterreichiſche Regierung iſt in der Ernennung ihres Civilcommiſſars weit vorſichtiger geweſen. Sie ernannte zu dieſer wichtigen Stellung einen Mann, deſſen Vergangenheit und politiſche Grundſätze vollkommen unbekannt waren. Jedenfalls wäre es von Herrn v. Zedlitz klug geweſen, ſich in Betreff ſeiner Verwaltung des Herzogthums Schleswig vollkommen freie Hand auszubedingen. Er hat dies nicht gethan — die Drähte, an denen er von Berlin aus geleitet wird, ſind vollkommen ſichtbar —, er wird das Odium, welches ſeine Verwaltung mit ſich bringen wird, alſo ſchließlich

wiederum ganz allein auf ſich nehmen und Thatſachen vertreten müſſen, welche man ihm nur in zweiter Stelle zurechnen kann.

Herr v. Zedlitz übernahm die Verwaltung der oberſten Civilſtelle im Herzogthum Schleswig bekanntlich anfangs allein. Graf Revertera kam mehrere Wochen ſpäter nach Flensburg. Auch dieſe Maßregel war Seitens der öſterreichiſchen Regierung mit kluger Berechnung angeordnet worden. Wenn ein Odium auf der Verwaltung der oberſten Civilſtelle laſten ſollte, ſo heftete es ſich zuerſt an den preußiſchen Regierungscommiſſar. Die erſte Aufnahme, welche ihm wurde, war voll von Mißtrauen. Wie war das nach den Vorgängen des Jahres 1851 auch anders zu erwarten! Auch mußte das Mißtrauen ſich täglich mehr vergrößern, als ſich die preußiſche Regierung über den Zweck und die Tragweite der Occupation Schleswigs gar nicht ausſprach, und die preußiſchen Prinzen, welche bei der Armee anweſend waren, ebenfalls die Gelegenheiten, welche bei dem Empfange von Deputationen, wie beiſpielsweiſe in Rendsburg, geboten wurden, ſich über die Zwecke der Regierung und über die Erbfolgefrage auszuſprechen, auf das Beſtimmteſte vermieden. Einige, vertrauenerweckende Aeußerungen, welche Prinz Friedrich

Carl in Kiel gemacht haben sollte, wurden sofort in höchst ungeschickter und sogar höhnischer Weise von der Kreuzzeitung dementirt. Herr v. Zedlitz wohnte bei seiner Ankunft im Lande einige Tage in Schleswig im Gasthofe zur Stadt Hamburg, ohne irgend etwas von sich hören zu lassen. Während dieser Zeit ergriffen die Bewohner des südlichen Schleswig die Initiative und vertrieben sämmtliche dänische Beamte, Schulmeister und Pastoren aus ihren „Levebröden". In Eckernförde, in Schleswig, in Bredstedt, in Friedrichstadt, in Husum, überall wurde vollständig aufgeräumt. Feldmarschall v. Gablenz, dessen Truppen das südliche Schleswig besetzt hatten, sah diesen Vorgängen ruhig zu, und ließ sie ungehindert geschehen. Während dem setzten sich die österreichischen Offiziere überall mit den Bürgern in das beste Einvernehmen. Während die preußischen Offiziere den richtigen Ton gar nicht finden zu können schienen, und sich schließlich, selbst in den Gesellschaftssälen der „Harmonie" in Kiel und des „Museums" in Schleswig, zu denen sie eingeladen wurden, auf sich selbst beschränkten, saßen die Oesterreicher, plaudernd, rauchend und trinkend mit den Bürgern durcheinander an denselben Tischen, und schimpften mit ihnen um die Wette auf das Lumpengesindel von dänischen Beamten,

welche die tapfere österreichische Armee zum Teufel gejagt habe. Die nächste Folge dieses kameradschaftlichen Einvernehmens der Oesterreicher mit den Einwohnern mußte natürlicherweise die sein, daß die preußischen Offiziere, welche dies kameradschaftliche Einvernehmen gar nicht herstellen zu können schienen, in eine noch gedrücktere Situation geriethen. Die Erfolge der österreichischen Waffen vor dem Danewerk und bei Oeversee hatten gewiß daran auch einen großen Antheil. Dazu kam der üble Eindruck, den das erste Auftreten der preußischen Truppen in Kiel machte. Das Abnehmen der deutschen Fahne von der Hauptwache in Kiel, das dem Herzoge zugehende Verbot, seine aus schleswig-holsteinischen Kampfgenossen gebildete Ehrenwache vor die Hausthüre zu postiren — sie mußte ihren Platz auf dem Hausflur nehmen — erregte selbst unter den Holsteinern, welche nur in den respectvollsten Ausdrücken von dem „Hohen Deutschen Bunde“ und den „Hohen Bundescommissären“ zu sprechen gewohnt waren, eine allgemeine Erbitterung. Auch die österreichischen Offiziere sprachen sich in schonungsloser Weise über derartige Vorgänge aus. Sie hüteten sich durchgehends mit vielem Takte, den Einwohnern in ihren schleswig-holsteinischen Sympathien irgendwie zu nahe zu treten, oder

ſie zu verletzen. Mir iſt kein einziger Fall bekannt geworden, wo dies geſchehen iſt. Es fällt mir natürlicherweiſe ja gar nicht ein, das Offiziercorps der preußiſchen Armee oder die braven preußiſchen Unteroffiziere und Soldaten für derartige Dinge verantwortlich machen zu wollen — ich muß der Wahrheit gemäß ſogar im Gegentheil die Verſicherung geben, daß ich bei allen einzelnen preußiſchen Offizieren und Soldaten, mit denen ich ſprach und verkehrte, warme Sympathien für die Sache Schleswig-Holſteins und ein Verſtändniß derſelben gefunden habe, welches dem Gros der öſterreichiſchen Truppen, welche aus den nicht deutſchen Ländern des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats ſtammten, abgehen mußte —, aber ich frage, wie iſt es möglich, derartige Verſtöße zu machen, welche nur dazu geeignet waren, auf das preußiſche Regiment in Schleswig-Holſtein ein Odium zu werfen, ohne irgend einen Nutzen zu haben? Preußiſche Offiziere und Soldaten haben mir oft genug geklagt, daß ſie bei dem Durchzuge der Armee durch Angeln überall mit Mißtrauen aufgenommen wurden, während die Oeſterreicher nicht genug zu erzählen wußten, mit welcher Liberalität man ſie im ſüdlichen Schleswig ſelbſt auf dem Lande empfing und bewirthete. „Drei Tage war ich in ***, einem Dorfe

in der Nähe von Friedrichſtadt, im Quartier," erzählte mir ein öſterreichiſcher Offizier an der Wirthstafel des Raven'ſchen Gaſthofes in Schleswig, „wie habe ich dort gegeſſen und getrunken! Natürlicherweiſe verlangte ich, als ich fortging, meine Rechnung, wie werde ich Etwas umſonſt nehmen! Zuerſt wollte man durchaus nichts; ſchau'ens, es war ein Wirthshaus, wo ich im Quartier lag, ſchließlich nahm man mir für drei Tage einen Thaler ab. Es war mir ganz unmöglich, den braven Leuten mehr Geld aufzudringen." Währenddem wurden mir von preußiſchen Militärärzten Beiſpiele erzählt, wo man in Angeln einen Thaler für ein aus einigen Taſſen Kaffee und einigen Butterbrodſchnitten beſtehendes Frühſtück genommen oder wo man ſogar Brod verweigert hatte. Der Angeliter Bauer iſt der gaſtfreundlichſte Menſch in Schleswig; aber er iſt auch der mißtrauiſchſte und zurückhaltendſte unter allen Bewohnern des reichen Landes. Aber die Vorfälle in Kiel waren dem Uebergange der preußiſchen Armee über die Schlei vorhergegangen, und hatten ſich wie ein Lauffeuer durch das ganze Land verbreitet. Kann man ſich da noch über derartige Dinge wundern? Der Feldmarſchall v. Wrangel und der Regierungscommiſſar v. Zedlitz hätten durch ihr Benehmen alle dieſe Vorkommniſſe wieder gutmachen können;

aber ſie thaten auch nicht einen Schritt in dieſer Richtung, während Feldmarſchall v. Gablenz ſich durch ſein offenes, ritterliches Auftreten und durch ſein herzliches Benehmen ſchnell alle Herzen gewann. Wrangel ſchlug ſein Hauptquartier in Flensburg auf; Herr v. Zedlitz verließ nun auch Schleswig und begab ſich in das preußiſche Hauptquartier. Aus ſeinem dreitägigen Aufenthalte in Schleswig ließ er nichts zurück, als Gerüchte über Aeußerungen, welche er wahrſcheinlich gar nicht gemacht hat — wenigſtens hat die Folge die Wahrheit dieſer Aeußerungen gar nicht ergeben —, aber die Aeußerungen verbreiteten ſich mit der Schnelligkeit und mit der lawinenartigen Vergrößerung der Fama durch das ganze ſüdliche Schleswig, und erregten überall, wohin ſie drangen, einen wahren Sturm der Entrüſtung und Erbitterung. „Wiſſen Sie ſchon, was Zedlitz geſagt hat," rief man mir zornig entgegen, „wiſſen Sie es?" — „Nein, ich weiß es nicht." — „Nun, er hat geſagt, er duldet das eigenmächtige Fortjagen der däniſchen Beamten nicht." — „Er hat ſogar geäußert, er wird ſie ſämmtlich wieder einſetzen." — „Denken Sie, wir ſollen das Lumpengeſindel, dieſe Lovebröder alle wiederſehen," riefen die Frauen mit größter Erbitterung, „aber wir dulden es nicht, und wenn die Männer nicht den

Muth haben, ſo werden wir ſie zum zweitenmale fortjagen.“ Dazwiſchen verbreiteten ſich Gerüchte über bereits zurückgekommene däniſche Beamte. Man wollte ſie geſehen haben. „Aber, die Oeſterreicher ſind ja hier,“ hieß es dann wieder, „die Oeſterreicher werden es nicht leiden, daß man uns ſo behandelt.“ „Glauben Sie, daß die Oeſterreicher auf uns ſchießen werden?“ mit dieſen Worten ſtürzte ein junges Mädchen mir entgegen, „wir Frauen werden uns ihren Gewehren gegenüber ſtellen.“ — „Lieber wollen wir Alle zu Grunde gehen,“ rief ein ſonſt ſehr ruhiger und beſonnener alter Herr, „lieber ſterben, als dieſen ſeeländiſchen Ausſchuß nochmals hier ſehen.“ — „Reiſen Sie doch nach Flensburg, Herr Doctor, Sie kennen ja Herrn v. Zedlitz und kennen ja unſer Land, ſprechen Sie doch mit dem Mann,“ ſagte ein Mitglied des Deputirtencollegiums der Stadt Schleswig zu mir, „was ſollen wir denn machen?“ Die nächſte Zukunft hat glücklicherweiſe alle dieſe Befürchtungen nicht verwirklicht, aber ich bin überzeugt, hätte der preußiſche Regierungscommiſſar eine Wiedereinſetzung der vertriebenen däniſchen Beamten vorgenommen, ein allgemeiner Aufſtand im ganzen ſüdlichen Schleswig wäre trotz aller Kanonen und Bajonnette die unmittelbare Folge einer ſolchen Handlungs-

weiſe geweſen. Aber wozu das Mißtrauen und die Aufregung ſoweit kommen laſſen, wenn man gar nicht Willens iſt, in der Weiſe, wie die Gerüchte ſagten, vorzugehen? Eine einzige That hätte genügt, die ganze Aufregung im Keime zu erſticken, ſtatt deſſen ſie nun rieſengroß von Stunde zu Stunde heranwuchs. Hätte Herr v. Zedlitz den allgemein geachteten braven Thomſen-Oldenswort vierzehn Tage früher zum Amtmann von Huſum und Oberſtaller der Landſchaft Eiderſtedt ernannt, als wie es geſchehen iſt, dieſe einzige That hätte genügt, um das ganze Mißtrauen, um alle Aufregung auf einmal zu erſticken. Statt einer ſolchen That debutirten der preußiſche Feldmarſchall und der preußiſche Civilcommiſſar in Flensburg bei ihrem erſten Auftreten mit einer Handlung, welche unglaublich erſcheint, wenn ſie nicht geſchehen wäre. Sie beſtand in einer Kundmachung, welche für die Geſchichte aufbewahrt zu werden verdient. Ich werde deshalb ihren Inhalt mit wenig Worten hier aufzeichnen. Nachdem im Eingange derſelben geſagt war, daß die Regierungsgewalt des Königs von Dänemark nur ſuspendirt ſei — der Satz hätte ebenſogut fortbleiben können — hieß es, daß die zunächſt beſtehenden Landesgeſetze maßgebend für die Civilverwaltung bleiben ſollten, und

daß sämmtliche im Lande angestellte Beamte bestätigt würden, falls sie sich der Autorität des Civilcommissars unterwürfen, und falls nicht durch ganz besondere Umstände ihre Entfernung nothwendig gemacht werde. Alle diese Beamten hätten auf Schutz und Unterstützung in ihrer Amtsführung durch uns zu rechnen, und es seien Vorkehrungen getroffen worden, daß Bedrohungen dieser Beamten durch irregeleitete Massen (!) sich nicht wiederholten. Zum Schluß dieser Proclamation wurden die Vertreibungen der Beamten „strafbare Excesse" genannt, und ihre „strafbaren Urheber und Theilnehmer" mit strengen Strafen bedroht. Außerdem wurden alle „politischen Vereine", alle öffentlichen Demonstrationen und Kundgebungen, und insbesondere diejenigen, welche sich auf die Proclamation des Herzogs von Schleswig-Holstein beziehen würden, verboten, und ebenfalls mit strengen Strafen bedroht.

Die Proclamation erregte einen neuen Sturm der Entrüstung im ganzen südlichen und mittlern Schleswig. Sie war die Antwort auf die energische Anrede des braven Lehrers Hansen in Flensburg an den alten Wrangel: „Diese Beamten, diese Unterdrücker jedes Rechts müssen fort;" sie war die Antwort auf

die Anrede von Deputationen, welche in keinem Lande der Welt in so gemäßigter Weise aufgetreten wären, wie in Schleswig-Holstein, sie war die Antwort auf die Bitte um Abschaffung notorischer, entsetzlicher Zustände. Die Dänen jubelten, alle Beamten, welche noch im nördlichen Schleswig in ihren Aemtern saßen, traten noch einmal so frech auf, wie früher, Polizeimeister Hammerich in Flensburg unterstand sich von dem Gasthofsbesitzer Döll die Abnahme aller ausgesteckten Fahnen, auch der preußischen und der österreichischen Fahnen zu verlangen. Die deutschen Fahnen waren bereits auf einen Befehl Wrangel's: „Ich will nur schleswigsche Flaggen sehen," entfernt. Hätte Hr. v. Zedlitz wirklich im Sinne gehabt, den Inhalt der Proclamation durchzuführen, so war gegen den Erlaß derselben von diesem Standpunkt aus natürlicherweise nichts zu sagen. Da, wie die Folge es gelehrt hat, er aber nicht daran dachte, den Inhalt dieser Kundmachung durchzuführen, warum sie denn erlassen, warum denn ohne Grund einen Sturm von Mißtrauen, Widerwillen, Haß und Erbitterung gegen sich heraufbeschwören! Das Hauptübel Schleswigs wurzelte gerade in diesen Beamten, in der That, dem Ausschuß Seelands, einer rohen, unwissenden, unmoralischen, sich nur durch ihre fanatisch

eiderdäniſche Geſinnung auszeichnenden Bande, welche in Schleswig von allen eben nur anſtändig denkenden Menſchen in unglaublicher Weiſe gehaßt und verachtet wurde. Ich habe früher dieſe „Levebröder“ in der deutſchen Preſſe ſo vielfach geſchildert, daß ich ihr Weſen wohl als allgemein bekannt vorausſetzen darf, und es nicht nöthig ſein wird, ſie hier nochmals zu zeichnen; aber auch Hr. v. Zedlitz kannte ſie durch und durch — ein gemeinſchaftlicher Freund hat mein Buch „vom verlaſſenen Bruderſtamm“ oft genug auf ſeinem Schreibtiſche liegen ſehen —, und deshalb iſt es gar nicht erklärlich, wie der preußiſche Civilcommiſſar einen ſolchen Fehler machen konnte, wie er in ſeiner Kundmachung begangen hat. Graf Revertera, der öſterreichiſche Civilcommiſſar, war immer noch nicht in Flensburg angekommen. Die Kundmachung kam alſo nicht auf ſein Conto. Ich kann nur wiederholen, daß, als die Kundmachung im mittlern und ſüdlichen Schleswig bekannt wurde, die Erbitterung auf eine gefährliche Höhe ſtieg und ſich in einen intenſiven Haß gegen die preußiſche Regierung verwandelte. Und warum dieſes Verbot politiſcher Vereine? Schleswig-Holſtein iſt das einzige conſervative Land im ganzen, großen, gemeinſamen deutſchen Vaterlande, ein Land ſo voll von

Fanatismus der Geſetzlichkeit, ſo ohne jeden revolutionären Funken, daß ihm ſelbſt die meiſte Schuld zuzumeſſen iſt, wenn die Bewegung andere Ziele nimmt, als wie das Land wünſcht; wie kann man da eine aus den politiſchen Vereinen hervorgehende Gefahr fürchten, wie kann man da von „irre geleiteten Maſſen“ ſprechen? Und was konnte es noch für einen Zweck haben, Demonſtrationen für die Erbfolge des Herzogs von Schleswig-Holſtein zu verbieten, da dieſe Demonſtrationen bereits im ganzen Lande erfolgt waren? In Tönning, in Garding, in Huſum, in Friedrichſtadt, in Flensburg, in Schleswig, im Schwanſener Güterdiſtrict, in Bredſtedt, im Kirchſpiel Erfde, in Eckernförde, im Kirchſpiel Seheſtedt, in Bünſtorf, in der Hüttener Harde, in der Hohner Harde, in Büdelsdorf, war der Herzog bereits proclamirt, als die Kundmachung vom 8. Februar erlaſſen wurde. Weshalb alſo durch ein Verbot Erbitterung erregen, welches gar keine Reſultate mehr haben konnte? Aber das muß ich den braven Bewohnern des ſüdlichen und mittlern Schleswig zu ihrem Ruhme nachſagen, ſie haben, als ſie dieſe Kundmachung laſen, nicht in flauer Weiſe, wie die Flensburger, die Hände in den Schoß gelegt — nein, ſie beſchloſſen einen einmüthigen Widerſtand, ſie beſchloſſen trotz aller Kanonen und

Bajonnette die däniſchen Beamten ſo oft von Neuem fortzujagen, wie man ſie ihnen von Neuem aufdrängen würde. „Wir werden uns der Gewalt mit Gewalt widerſetzen,“ ſo lautete der Wahlſpruch des ganzen ſüdlichen und mittlern Schleswig. Glücklicherweiſe kam es nicht dazu. Die Kundmachung vom 8. Februar ſtand eben nur auf dem Papiere. Ich werde nun die weitere Regierung der oberſten Civilbehörde in Flensburg ſchildern.

Selbſt in den erſten acht Tagen, nachdem der preußiſche Civilcommiſſarius ſeinen Sitz in Flensburg aufgeſchlagen hatte, ſchien er immer noch nicht den einzig richtigen Weg in der neuen Verwaltung einſchlagen zu wollen. Und doch ſaß er mitten im ärgſten Sumpfe däniſcher Bornirtheit, Nichtswürdigkeit und Erbärmlichkeit. Flensburg iſt ſeit elf Jahren im Herzogthum Schleswig gerade der Ort geweſen, wo die Fäden aller Verwaltungszweige, durch welche das unglückliche Land daniſirt werden ſollte, zuſammenliefen. In Flensburg hatte das Oberappellationsgericht ſeinen Sitz, das Oberappellationsgericht, welches alles Recht und alle Gerechtigkeit im Lande illuſoriſch machte; in Flensburg war die Medicinalverwaltung in der Perſon des Medicinaldirectors Schleisner concentrirt; in Flensburg

war das Kirchenpatronat aus lauter däniſch geſinnten Mitgliedern zuſammengeſetzt; in Flensburg gab es eine däniſche freie Gemeinde, deren Ziele und Zwecke nur auf däniſche Propaganda hinausliefen. Wer kennt in Schleswig nicht die Namen der Appellationsgerichtsräthe Steemann, Bagger, Wöldicke, Juel, Meyer, Uſſing, Knudſen und Smith? Zehn Jahre lang repräſentirten ſie die Parteilichkeit und roheſte Unwiſſenheit im ſchleswigſchen Juſtizweſen. Sechs unter ihnen waren Nationaldänen; nur Einer von dieſen Nationaldänen hatte der geſetzlichen Vorſchrift eines zweijährigen Studiums in Kiel genügt, einen Andern hatte man, weil er ohne jede juriſtiſche Bildung war, ganz und gar vom juriſtiſchen Examen als Rath ſuspendirt. Däniſcher Fanatismus mußte ja juriſtiſche Bildung erſetzen. Zehn Jahre lang haben dieſe Subjecte in Schleswig das Recht nach däniſchem Muſter und Geſchmack umgewandelt. Niemals durfte bei ihnen ein deutſch Geſinnter im Rechtsſtreit gegen einen Geſinnungs- und Nationaldänen Hoffnung auf einen günſtigen Spruch hegen. Man erinnere ſich nur jener Maſſenverurtheilungen, wo die Unterſchriften einer Petition an die Ständeverſammlung, in der der Wunſch nach Wiederherſtellung der althergebrachten und zu Recht noch

fortbeſtehenden Landesrechte ausgeſprochen war, als Hochverrath mit grauſamer Strenge beſtraft wurden. Und wer war Schleisner? Der Mörder des Märtyrers von Apenrade, der „politiſche Polizeiinſpector im Medicinalweſen“, wie er einſt in der Ständeverſammlung genannt wurde. Er hat während der letzten fünf Jahre ſämmtliche Phyſicatsſtellen im nördlichen Schleswig mit Nationaldänen beſetzt, welche in ihren Daniſirungsbeſtrebungen das Möglichſte, in der mediciniſchen Wiſſenſchaft aber nicht das Mindeſte leiſteten. Alle ärztlichen Stellen an Hoſpitälern waren unter ſeiner Herrſchaft in die Hände von Nationaldänen übergegangen; die ganze Armenpraxis hatte er ſeinen Trabanten ausgeliefert. Schleisner daniſirte das Irrenhaus in Schleswig; einen der tüchtigſten, an dieſem Irrenhauſe angeſtellten Aerzte, Dr. Sager, jagte er mit den Worten fort: „Der Menſch hat ja deutſche Gefühle,“ und gab einem unwiſſenden Unterarzte aus der Armee ſeine Stelle. Den deutſchen Apothekern nahm er ihre Conceſſionen mit Liſt oder Gewalt und gab ſie Dänen, welche ſo wenig von der Pharmacie verſtanden, daß ſie „Kamillenöl“ nicht von „Kamillenthee“ unterſcheiden konnten, und letzteren zum Einreiben gaben. Ich erinnere nur an die Apotheker in Huſum und Quern, und an den un-

glücklichen Karberg in Apenrade, welche ihres Eigenthums von Schleisner im eigentlichen Sinne des Wortes beraubt wurden, weil sie gutwillig nicht weichen wollten. Und in welchem Zustande war die Real- und Gelehrtenschule in Flensburg! Sie war ein Sumpf von Bornirtheit und roher Unwissenheit geworden. Von den zwanzig dort angestellten Lehrern waren nur drei im Stande, den Unterricht in deutscher Sprache zu ertheilen. Mit diesem Nichtverständniß der Sprache verbanden sie die roheste Unwissenheit. Brutale Behandlung der Kinder war alltäglich. Wer gegen die Einführung der dänischen Sprache als Unterrichtssprache remonstrirte, wurde in Geldstrafe genommen. Wenn die Kinder im Alter der Confirmation waren, konnten sie weder deutsch noch dänisch sprechen. Die Communalverwaltung war ganz in den Händen von Eiderdänen, oder deutschen Renegaten, welche in ihrer Amtsführung nie den Nutzen oder Vortheil der Stadt, sondern nur das Interesse der eiderdänischen Regierungspolitik gewahrt hatten. Bei den Wahlen städtischer Deputirten wandten sie ihren ganzen Einfluß nur dahin an, alle niedern Posten bis zum Nachtwächter und Polizeidiener hinab mit gebornen Dänen oder mit solchen Subjecten zu besetzen, bei denen die dänische Gesinnung durch den

gewährten Vortheil erkauft werden konnte. Wie die städtische Finanzverwaltung unter solchen Umständen beschaffen war, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Sie war ebenso sinnlos wie willkürlich. Die Schuldenlast der Stadt stieg von Jahr zu Jahr in enormen Dimensionen. Die städtischen Steuern wurden um mehr, wie fünfzig Procent erhöht. Einen Stadtpräsidenten, wie den Kammerherrn v. Rosen und einen Polizeimeister, wie Hammerich, hat wohl keine Stadt in Schleswig aufzuweisen gehabt. Aber, wie gesagt, trotz alledem, daß ihm diese unglaublichen Zustände so nahe lagen, daß Bürgerdeputationen fortwährend um Abhilfe flehten, schien der preußische Civilcommissar sich zuerst gar nicht in die Verhältnisse finden zu können. Es passirten unglaubliche Mißgriffe. Eine der verhaßtesten Persönlichkeiten, Pastor Peters an St. Marien, wurde zum Propst ernannt. Wenn der Mann zum Hofprediger in Kopenhagen ernannt wäre, würde sich Niemand gewundert haben. Der Bürgermeister von Hadersleben, Vater des Polizeimeisters Hammerich in Flensburg wurde freilich endlich, weil er den preußischen Requisitionsbehörden Hohn sprach, entlassen, aber sein Nachfolger im Amte war wiederum ein Däne. Aus Tondern und andern friesischen Städten kehrten

die vertriebenen dänischen Beamten mit beispielloser Frechheit zurück. Sie wollten eben ihr fettes „Levebrod“ nicht einbüßen, und glaubten sich in Folge der Zedlitzschen Kundmachung, sie in Schutz nehmen zu wollen, Alles erlauben zu dürfen. Alle Vorstellungen der braven Tonderaner bei dem preußischen Regierungscommissar, ihnen ihren Amtmann, Graf Brockenhuus-Schack, einen der verhaßtesten dänischen Beamten, vom Halse zu schaffen, waren vergeblich, und den Flensburger Bürgern wurde, wenn sie in ähnlicher Weise mündlich petitionirten, geantwortet, ihre Beschwerden schriftlich zu unterbreiten.

Als ich mein Gefängniß in der Offiziersstube der Hauptwache im ehemaligen Zuchthause von Flensburg verlassen hatte, schrieb ich an den preußischen Regierungscommissar. „Sie können sich einen ewigen Namen machen in der Leidensgeschichte dieses unglücklichen Landes,“ schrieb ich ihm, „wenn Sie die Initiative ergreifen. Sie haben das Geschick Schleswigs jetzt in der Hand. Ihre Aufgabe ist keine verwickelte. Sie ist einfach und leicht. Sie läßt sich in wenigen Sätzen zusammenfassen. Die Grundsätze, von denen Sie ausgehen müssen, heißen: Absetzung sämmtlicher dänischen Beamten, Schulmeister und Pastoren, Ent-

fernung aller Dänen aus den Communalämtern, Entfernung aller Renegaten, Wiedereinführung der deutſchen Sprache in Kirche, Schule und Verwaltung, Aufhebung der gemiſchten Diſtricte. Alle Details ſind Ihnen ja aus meinem Buche „vom verlaſſenen Bruderſtamme“ vollkommen bekannt. Räumen Sie auf, auf einmal, von der Eider bis zur Königsau.“

Ueber die Zurücknahme meiner Ausweiſung aus dem Herzogthume Schleswig konnte ich mich mit dem preußiſchen Regierungscommiſſar durchaus nicht einigen. Ich ſah den ehemaligen Polizeipräſidenten von Berlin heute zum erſten Male. Der neue, interimiſtiſche Polizeimeiſter von Flensburg — Hammerich war ſeit einigen Stunden endlich entlaſſen — Hauptmann Lange aus Berlin, früher Offizier in der ſchleswig-holſteiniſchen Armee und mit einer Tochter „des verlaſſenen Bruderſtammes“ aus Eckernförde verheirathet, führte mich zu ihm. Er hatte ſeine Wohnung und ſein Bureau in einigen großen zu ebener Erde belegenen Zimmern der Apotheke aufgeſchlagen. Ein halbes Dutzend Schreiber ſaßen an mehreren Tiſchen und ſchrieben. „Sie haben keinen Begriff, was wir zu thun haben,“ ſagte Hauptmann Lange zu mir, als wir einige Minuten auf das Erſcheinen der „oberſten Civil-

behörde" warteten, welche ausgegangen war, „der Präsident kommt nie vor ein oder zwei Uhr zu Bett, ich habe jetzt zwei Nächte auf der Erde bivouakirt."

Ich mußte unwillkürlich lachen, wie ich sie alle so emsig schreiben sah. „Wissen Sie, Herr Hauptmann," sagte ich, „ich wüßte einen kürzern Weg. Schlagen Sie diesen Weg ein, und die Schreiberei ist überflüssig."

— „Nun, und welchen? Da bin ich doch neugierig."

— „Einen einzigen dicken Strich durch die ganze dänische Wirthschaft von ehemals, und die Arbeit ist mit dem einen Strich auf einmal gethan." —

— „Aber, die ganze Verwaltung des Landes würde dann stillstehen." —

— „Lassen Sie dieselbe acht Tage still stehn. Was thut's? Besser achttägiger Stillstand, als Fortsetzung der Verwaltung mit diesen Subjecten. Sein Sie versichert, in Schleswig herrscht ein so entsetzlicher Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit, daß es gar nichts thut, wenn die Menschen sich hier einmal acht Tage alleine regieren."

An der Thüre stand ein Mann in der Uniform der reitenden Berliner Constabler. Der Mann kam mir

bekannt vor. Auch ſchaute er mich unaufhörlich an. „Kennen Sie mich?“ fragte ich ihn endlich.

„Welcher Berliner Polizeibeamte ſollte nicht die Ehre haben, den Herrn Doctor zu kennen?“ erwiederte er lächelnd.

„Ja, das iſt richtig. Aber, wir haben einmal ein ganz beſonderes Rencontre zuſammen gehabt, nicht wahr?“

„Ja wohl. Ich hatte einmal die Ehre, den Herrn Doctor zu verhaften. Es war beim Wettrennen am Kreuzberge. Der Herr Doctor ritten ein prächtiges Pferd, einen großen, braunen Fuchshengſt, Trakehner Geſtüt.“ Nun lachten wir alle drei, der Hauptmann, der reitende Conſtabler und ich. Dann kam die „oberſte Civilbehörde“, Herr v. Zedlitz. Er lud mich ein, mit ihm in ſein Zimmer zu gehn. Der Mann hatte nichts von einem Polizeipräſidenten an ſich. Mit den höflichſten Worten bedauerte er, daß mir bereits ſo viel Unannehmlichkeiten in Flensburg zugeſtoßen ſeien, noch mehr bedauerte er, auf meiner ſchleunigen Entfernung aus dem Herzogthum Schleswig, welche mir bereits durch Vorleſung einer langen ſchriftlichen Verfügung Seitens des Hauptmanns Lange kund gethan war, durchaus beſtehen zu müſſen, wenigſtens einſtweilen, ſo

lange der Krieg dauere und bis man wieder geordnete Zustände geschaffen habe. Ich sei eine durch meine schriftstellerische und politische Thätigkeit seit Jahren so prononcirte Persönlichkeit, daß die Ruhe des Herzogthums mit meiner Anwesenheit unverträglich sei. Alle meine Vorstellungen, der Einnahme der Düppler Schanzen beiwohnen zu müssen, waren vergeblich. „Ich gehöre ja nicht zum Nationalverein, Herr Präsident", sagte ich lächelnd, „auch nicht zur Fortschrittspartei; in der Agitation für Schleswig-Holstein, für die Rechte dieses Landes, wofür Ihre Soldaten sich schlagen, habe ich ja die Initiative ergriffen. Meine Ausweisung aus diesem Lande hat ja keinen Sinn. Auch protestire ich gegen diese Ausweisung. Ich gestehe der preußischen Regierung das Recht, mich aus diesem Lande zu entfernen, durchaus nicht zu."

Die „oberste Civilbehörde" seufzte: „Ich weiß das Alles, aber —"

Hauptmann Lange, der während der Zeit mit einer dienstlichen Meldung eingetreten war, seufzte ebenfalls. „Nein, nicht zur Fortschrittspartei, auch nicht zum Nationalverein," brummte er, „aber Sie sind ja ärger, wie sie alle."

Die „oberste Civilbehörde" zog die Uhr. „Es ist

ſchon halb zwei," ſagte ſie, „Sie müſſen ja fort, der Zug geht um zwei Uhr."

„Nein, ich reiſe heute nicht, ich reiſe erſt morgen. Ich habe noch nicht zu Mittag geſpeiſt, mein Mantel befindet ſich noch auf der Hauptwache, ich muß auch noch einen Freund ſprechen." —

„Ich will ſofort meinen Bedienten ſchicken, um Ihren Mantel holen zu laſſen. Speiſen Sie doch jenſeits der Eider, vielleicht in Rendsburg. Man ſpeiſt ja gut in Rendsburg. Und wen wünſchten Sie noch zu ſprechen?"

„Graf Adelbert Baudiſſin."

Die oberſte Civilbehörde machte ein verzweifeltes Geſicht. „Graf Adelbert Baudiſſin!" ſeufzte ſie.

„Nun, Herr Baron, Sie werden doch gegen Graf Adelbert Baudiſſin nichts einzuwenden haben. Er iſt ein Patriot, wie Einer, ein Mann von Ehre, Talent und Energie; er iſt einer der genialſten Menſchen in dieſem Lande."

„Ich habe nichts gegen die Ehre, gegen das Talent und die Energie Ihres Freundes, gewiß nicht — — aber, aber — Nun, ich ſehe, es iſt jetzt bereits dreiviertel, es geht nicht mehr, wollen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, morgen früh mit dem erſten Zuge zu fahren

und heute hier nichts mehr zu unternehmen? Aber Sie müssen nach dem Süden fahren. Ich würde sonst bedauern, Ihnen eine Escorte mitgeben zu müssen." —

„Ich gebe mein Ehrenwort."

„Aber nach dem Süden, und in einem Zuge nach Rendsburg."

„Nach dem Süden ja, aber nicht in einem Zuge nach Rendsburg. Ich bleibe noch in Schleswig. Ich muß dort auch Freunde sprechen."

Hr. v. Zedlitz seufzte noch einmal, wie er das Wort „Freunde" hörte. Aber er gab mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit nach. An der Verwaltung der obersten Civilbehörde wollte er mich nicht theilnehmen lassen; aber er ließ mich wenigstens noch in Flensburg zu Mittag speisen, und gestattete mir, die letzte Nacht auf einem Sopha zu schlafen, das, wie sein Besitzer sagte, „so schmal wie ein Gedanke" war.

Einige Tage später trat ein merkwürdiger Umschwung in der Verwaltung der obersten Civilstelle in Flensburg ein. Herr v. Zedlitz fing wirklich an aufzuräumen. Die dänischen Pastoren entwickelten eine ganz besondere Zähigkeit, in ihrem „Levebrode" zu verbleiben. In Cappeln in Angeln ist ein Pastor Thieß. Er ist ein Schleswiger, gehört auch durchaus nicht zu den schlech-

teſten Paſtoren im Lande, hat auch, wenn es ihm zu toll herging, der däniſchen Regierung Widerſtand geleiſtet. So gab er lieber ſeine Stelle als Propſt von Gottorf auf, als daß er das berüchtigte „unſittliche“ und „unchriſtliche“ Leſebuch von Lorenzen in die deutſchen Schulen einführte. Indeß — die Liebe ſeiner Gemeinde beſaß er doch nicht; die Bürger in Cappeln ſagten: „Zuweilen war er däniſch, zuweilen ſchleswig-holſteiniſch, wir wollen ihn nicht.“ Er wurde von den Bürgern abgeſetzt und ein anderer Prediger, der niemals „däniſch“ geweſen, erhielt ſeine Stelle. Aber Paſtor Thieß ging nach Flensburg und wußte den preußiſchen Regierungscommiſſar zu bewegen, ihn in ſeiner Stelle zu belaſſen. Triumphirend kehrte er nach Cappeln zurück; aber er hatte auf den zähen Widerſtand ſeiner Gemeinde nicht gerechnet. Er war ein recht guter Kanzelredner. Aber von dieſem Augenblick an ging Niemand mehr zur Kirche. Er predigte vor ganz leeren Bänken. Und während er predigte, ſangen die Knaben im Thurme das Schleswig-Holſtein-Lied, daß es durch die ganze Kirche tönte und die Predigt des Paſtors vollſtändig bedeckte. Aber, wie geſagt, die oberſte Civilſtelle räumte auf, „in Häuptern und Gliedern.“ Täglich wurden ſie maſſenhaft abgeſetzt, dieſe erbärmlichen „Leve-

bröder.“ Die Landplage Schleswigs, der Medicinal-inſpector Schleißner, den der Märtyrer von Apenrade noch in ſeiner Todesſtunde verfluchte, fiel, die Rechnung nach Reichsmünze wurde abgeſchafft, welche den armen Schleswigern ſo viel Schaden und Verdruß verurſacht hat, und an deren Stelle wurde wieder die Berechnung nach ſchleswig-holſteiniſchem Courant eingeführt; alle Abſetzungen und Ernennungen, welche die braven Bürger in Schleswig, in Eckernförde, in Huſum, in Friedrichſtadt, in Tönningen, in Bredſtedt vorgenommen hatten, wurden beſtätigt; die Stellen aller Lehrer an der ſchleswig'ſchen Domſchule — dieſem Sumpf von Bornirtheit und eiderdäniſchem Fanatismus — wurden für erledigt erklärt. Der Zuſatz in dem betreffenden Erlaß: „weil dieſelben Amt und Ort verlaſſen haben, ohne zurückzukehren“ wäre nicht nöthig geweſen. Es hätte heißen müſſen: „weil ſie wegen Unwürdigkeit, Dummheit und Gemeinheit von den Bürgern fortgejagt worden ſind.“ Auch Hakon Grüner fiel, der mächtige Bürgermeiſter von Huſum, nachdem vorher die Volksjuſtiz an ihm vollzogen war; dann wurden die däniſch geſinnten Senatoren in Huſum entlaſſen. Aufräumung in den Communalverwaltungen iſt eine Hauptſache. Auch das frühere Deputirtencollegium trat wie-

der ein. Dann fegte es, wie ein Weſtſeeſturm, unter die däniſchen Poſtbeamten und Zollbeamten. Der Poſtmeiſter Thiel in Huſum, der während der däniſchen Herrſchaft das Briefgeheimniß in einer fabelhaft dreiſten Weiſe täglich verletzt hatte, wurde geopfert, der Zollcaſſirer, die Zollaſſiſtenten, die Zollcontroleure folgten. Auch das Haupt des Löwen auf dem Friedhofe von Flensburg fiel endlich unter dem Schwerte der beiden Civilcommiſſare — auch Graf Revertera war währenddem in Flensburg eingetroffen und übte einen energiſchen Einfluß auf die zerſtörende Thätigkeit der oberſten Civilſtelle aus — und die Kinder benetzten die Augen des Unthiers, als der Kopf auf der Erde lag, den ganzen Tag mit Waſſer, daß es ausſah, als wenn es Thränen weine über den Fall von „gammel Danmark“. Die Flensburger hatten nicht den Muth gehabt, dieſe Hinrichtung ſelbſt zu vollziehen. Auch war Niemand zugegen, als der däniſche Löwe ſtarb, außer einer einzigen Frau, welche auch bei ſeiner Aufſtellung anweſend geweſen war. Die „oberſte Civilſtelle“ hatte allen Anerbietungen und Intriguen der öffentlichen und heimlichen Dänen tapfer widerſtanden. Ein telegraphiſcher Befehl aus Berlin verſuchte den Löwen noch im Moment der Hinrichtung zu galvaniſiren; aber

Herr v. Zedlitz widerstand diesem Befehl. Ich reiche ihm dafür aus der Verbannung meine Hand, und spreche ihm meine Zufriedenheit aus. Auch in den Aemtern wurde aufgeräumt. Massenweise fielen die Amtsverwalter, die Landvögte, die Deichinspectoren. Dann schlug der Blitz in die Flensburger und Hadersleebener Gelehrtenschule ein, und verzehrte sie in Haupt und Gliedern in einer stürmischen Winternacht. Die „Simesen", die „Monrads", die „Blicher", die „Thomsen", sämmtlich berüchtigt durch Fanatismus und Dummheit, wurden fortgejagt. Mit einem Schlage fiel das ganze Appellationsgericht.

Leider bin ich nun mit meinem Lobe der obersten Civilstelle im Herzogthum Schleswig zu Ende. Ich wollte, ich könnte mittheilen, wie im nördlichen Schleswig unter den dänischen Beamten und deutschen Renegaten aufgeräumt worden sei. Es ist nicht geschehen. So viel mir bekannt ist, sind die beiden Regierungscommissare nicht daran Schuld. Verwaltungsbeamte haben ihren Instructionen zu gehorchen, und Instructionen aus Berlin und Wien haben den beiden Civilcommissaren ein Halt in ihrer zerstörenden Thätigkeit vorgeschrieben. Weshalb aber? was kann die preußische und österreichische Regierung veranlassen, nicht dieselben

Grundſätze im nördlichen Schleswig in der Verwaltung des Landes in Anwendung zu bringen, welche ſie im ſüdlichen und mittleren Schleswig in Anwendung gebracht hat? Sollte man im Falle eines Friedens oder einer Vereinbarung mit Dänemark die Abtretung des nördlichen Schleswig im Auge haben? Das ganze Land, nein, das ganze Deutſchland würde ſich gegen einen ſolchen Gedanken erheben. Das nördliche Schleswig iſt nicht däniſch; es iſt deutſch. Apenrade, Hadersleben haben ihre deutſchen Sympathien in weit energiſcherer Weiſe in der letzten Zeit kund gegeben, wie Flensburg. Die großen Grundbeſitzer im nördlichen Schleswig ſind deutſch. Daß ein Theil der ärmeren Bevölkerung im nördlichen Schleswig däniſch iſt, kann nicht maßgebend ſein. Dieſe ärmere, ländliche Bevölkerung beſteht größtentheils aus eingewanderten Jüten. Auch in der Verhinderung von Demonſtrationen, welche den Willen des Landes ausſprechen, iſt man in der letzten Zeit wieder vorgegangen. Man giebt den Regierungscommiſſaren das Recht, das Land zu verhindern, ſeine Meinung auszuſprechen. Schleswig iſt kein erobertes Land, in dem der Sieger ſchalten kann, wie er will. Schleswig iſt ein von der Herrſchaft der Dänen momentan befreites Land, gegen welches die preußiſche und

österreichische Regierung nur ihre Schuldigkeit gethan haben, nichts mehr. Aus dieser Schuldigkeit geht aber nicht das Recht hervor, die Stimme des Landes zu unterdrücken. Vergesse die preußische Regierung das nicht: Schleswig kann nur dann annectirt werden, wenn Schleswig will, sonst nicht. Die Bevölkerung muß erst um ihre Meinung befragt werden, und nur ihr Wille, nichts Anderes ist maßgebend. Die Ausweisung des Cabinetsraths Tempeltey, Bevollmächtigten des Herzogs von Coburg, hat Herr v. Zedlitz allein zu verantworten, ebenso wie meine Ausweisung. Graf Revertera war damals noch nicht in Flensburg anwesend, und hat mir gegenüber jede Verantwortlichkeit abgelehnt. Und was hat die Ausweisung Tempeltey's für einen Sinn gehabt? Ich kann ihr nur ein Motiv unterlegen; es besteht darin, dem Herzog von Coburg eine Kränkung zuzufügen. Aber der Herzog von Coburg war immer einer der treuesten Verfechter der Rechte und der Ehre Schleswig-Holsteins. Seit dem siegreichen Tage von Eckernförde ist er niemals dem „verlassenen Bruderstamme" untreu geworden; er hat Schleswig-Holstein niemals verrathen und würde niemals an einem neuen Verrath theilnehmen.

Zehntes Kapitel.

Die Belagerung und Erstürmung der Düppeler Schanzen.

Die Erstürmung der Düppeler Schanzen am 18. April durch die Preußen. — Darstellung der Kriegsbegebenheiten des ersten preußischen Armeecorps vom Uebergange über die Schlei bis zur Erstürmung der Düppeler Schanzen.

Zehn lange Wochen hatten die Preußen vor den Düppeler Schanzen gelegen, ohne etwas Ernstliches gegen sie zu unternehmen; triumphirend verkündeten die Dänen durch die Presse, daß ihre Werke uneinnehmbar, ja unangreifbar wären, daß die preußische Armee feige und vollkommen unbrauchbar im Felde sei. Endlose Züge von Wagen mit Munition, Kanonen, Brückenmaterial und Schanzkörben aus den demolirten Schanzen der Danewerke zogen in fast ununterbrochener Reihe durch die Straßen Flensburgs und hemmten den Verkehr auf der Landstraße nach Norden; jedes neue Regiment, das mit klingendem Spiele und wehenden Fahnen in das Sundewitt marschirte, belebte den Muth der Bürger, die es noch immer nicht vergessen hatten, daß

schon einmal eine preußische Armee vor den Düppeler Schanzen stand — und nach einer verlorenen Schlacht unverrichteter Dinge abzog — und die der Hoffnung auf ein energisches Vorgehen gegen den Erbfeind noch immer nicht Raum zu geben wagten. Freilich, wenn die herrlichen Regimenter, „Schleswig-Holstein" spielend, an ihnen vorüber zogen und ihnen zuriefen: „Dieses Mal wird's Ernst!" konnten sie es kaum für möglich halten, daß man sie lieblos ihren Peinigern opfern würde; — wenn aber eine bange Woche nach der anderen verlief, ohne daß die Preußen einen Schritt vorwärts thaten, so entfiel ihnen wieder der Muth, und mit schwerem Herzen blickten sie in die dunkele Zukunft.

Von Gammelmark dröhnte freilich der Kanonendonner über die Flensburger Föhrde hinüber, und täglich wanderten Greise und Kinder, Männer und Frauen, Gesunde und Kranke nach dem Dänenhügel vor dem Norderthore und lauschten mit verhaltenem Athem den einzelnen Schlägen der fernen Geschütze; kundige Seefahrer, die mit jeder einzelnen Bucht, jedem Strich des Windes und der Einwirkung der Wogen auf den Schall vertraut waren, standen mit dem Fernrohre in der Hand und verkündeten ihren Zuhörern, daß diese Schüsse in den preußischen, jene in

den däniſchen Batterien, die ſchweren dumpfen und lang hinrollenden, wie ferner Donner ertönenden aber von Kriegsſchiffen abgefeuert würden; und wie der Menſch gern glaubt, was er hofft, redete Jeder ſich ein, daß vor Düppel eine entſcheidende Schlacht ſtattfände, und daß das Feuer der Preußen die däniſchen Batterien zum Schweigen gebracht habe. Frohlockend und ſiegestrunken kehrten die Einwohner Flensburgs in ihr friedliches Städtchen zurück und erzählten im Kreiſe von Freunden und Bekannten, was ſie ſelber mit angehört zu haben glaubten.

Einen halben Tag und eine Nacht dauerte der glückliche Wahn; der nächſte Morgen zerſtreute ihn und brachte die niederſchlagende Kunde, daß nur eine unwirkſame Kanonade ſtattgefunden habe, und daß fürs Erſte nichts Ernſtliches unternommen werden könne, weil die Witterung dem Bau von Laufgräben und Trancheen hinderlich ſei und man in Berlin jedes unnöthige Blutvergießen zu vermeiden wünſche.

Die Dänen, die ſtets beſſer unterrichtet waren als die Deutſchen, erhoben triumphirend den Kopf und ließen es nicht an zahlreichen Beweiſen ihrer Siegeshoffnungen und ihrer Verachtung gegen die Preußen fehlen. „Räuber, Diebe, Geſindel, Spitzbuben und

„Bettelvögte“ waren die geringsten Namen, die sie den braven Truppen beilegten; sie erfrechten sich, in ihren Zeitungen zu verkünden, daß preußische Prinzen Handtücher gestohlen hätten und versuchten es, den Kronprinzen zu verdächtigen. An die deutschen Bürger Flensburgs kamen Briefe aus Kopenhagen, in denen ihnen mit einer grausamen Wiedervergeltung gedroht wurde; die deutschen Fahnen wurden in dunkeler Nacht niedergerissen und durch den Schmutz gezogen, den Kindern ward auf offener Straße die Kokarde von der Mütze gerissen.

Wohl tönten die Kanonen von Gammelmark herüber; wohl zogen endlose Munitions-Colonnen nach Norden, wohl brachte jeder Eisenbahnzug neue Regimenter aus Preußen — wohl keimte aufs Neue die Hoffnung in den Herzen der Deutschen; — aber eine bange Woche nach der anderen verstrich, immer größer ward die Furcht vor der Zukunft, immer schwächer der Glaube an ein gedeihliches Ende.

Da hieß es plötzlich — die Dänen bauen neue Schanzen; die alten haben durch das Feuer der Preußen so sehr gelitten, daß sie sich nicht mehr vertheidigen lassen; von Kopenhagen sind Geschütze für die neuen Werke angekommen, aber bevor sie aufgestellt werden

können, ſoll ein Sturm-Angriff unternommen werden. Heute Nachmittag iſt der Sturm!

Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch Flensburg. Wer einen Thaler übrig hatte, eilte Erfriſchungen für Verwundete zu kaufen, und wer rüſtig genug war, den Weg nach Düppel zurückzulegen, machte ſich auf, um an Ort und Stelle Hülfe zu leiſten. Jetzt war es an den Deutſchen, zu triumphiren! Wo ein höherer preußiſcher Offizier ſich ſehen ließ, wurde er mit Herzlichkeit begrüßt; „der alte Wrangel", der an der Spitze ſeines glänzenden Stabes langſam durch die Straßen ritt und Jedem einen freundlichen Blick zuwarf, war der Held des Tages; vergeſſen und vergeben waren die böſen Tage der Jahre 1848 und 1849 — vergeſſen und vergeben die langen Schmerzensjahre von 1850 bis 1864. Selbſt die Dänen glaubten diesmal, daß es Ernſt ſei, und wenn ſie auch feſt überzeugt waren, daß ihre Schanzen uneinnehmbar wären und daß die Preußen blutig zurückgeſchlagen werden würden, ſo ſahen ſie ſich doch aus ihrem Traume von gänzlicher Erſchlaffung der preußiſchen Politik und geheimem Einverſtändniſſe Bismarck's mit dem Kopenhagener Regimente aufgeſchreckt. Anſtatt aber ihre Enttäuſchung durch Kleinmuth und Verzagtheit kund zu geben, rotteten

sie sich in den Straßen zusammen und suchten durch höhnisches Lächeln und verächtliche Pantomimen ihren Haß an den Tag zu legen.

Schon rückte die Stunde heran, wo der Kampf entbrennen sollte; schon waren die Sturmcolonnen formirt — als plötzlich Gegenbefehl kam, und Alles in die alte Stellung zurückkehrte. Man hatte in Berlin unnöthiges Blutvergießen verhüten wollen und deswegen die Vertagung des Sturms befohlen.

So weise und richtig dieser Befehl nun auch war, so deprimirend wirkte er auf Soldaten und Bürger. Jene sagten sich, daß jeder Tag der Ruhe den Dänen Gelegenheit geben würde, ihre neuen Werke zu armiren; diese sahen in der Sistirung des einmal für nothwendig erkannten Sturmes ein Aufgeben jedes energischen Vorgehens gegen die Dänen, und kehrten verzagt und kleinmüthig nach Flensburg zurück — zum höhnischen Spotte der Dänen, die nun weniger als je daran dachten, sich vor den Preußen zu fürchten.

Es waren bange Tage, die jetzt folgten. Freilich donnerten die Kanonen ohne Unterlaß; freilich zogen Munitions-Colonnen und frische Regimenter durch Flensburg; aber in Jütland und bei Apenrade wurden preußische Husaren von den Dänen gefangen genommen;

die däniſche Propaganda erhob frech ihr Haupt, und in den Kopenhagener Blättern wurde eine Sprache geführt, die Jeden mit Schaudern erfüllte, der den Charakter des däniſchen Pöbels kannte. „Was wird aus uns werden?“ fragten ſich die Schleswiger, „wenn mit Dänemark ein Vertrag abgeſchloſſen und die Perſonalunion hergeſtellt wird? Wir müſſen ſammt und ſonders Haus und Hof verlaſſen, wenn wir nicht wie wilde Thiere gehetzt werden wollen.“

Wagten es Einzelne, noch Hoffnungen zu hegen und der preußiſchen Politik das Wort zu reden, ſo entgegnete man ihnen, daß man 1848 und 1849 auch der preußiſchen Politik vertraut habe; wieſen ſie auf die unaufhörlich herbeiſtrömenden Truppen hin — ſo antwortete man ihnen, daß 1849 ebenſoviele Preußen im Lande geweſen ſeien, und daß ſie das Blutbad von Fridericia doch nicht verhindert hätten.

Solchen Argumenten gegenüber hörte jede Logik auf, und die Verſtändigeren und Einſichtsvolleren ſahen ſich gezwungen, die Achſeln zu zucken und — „das Beſte zu hoffen!“

Da plötzlich hieß es wieder: „Morgen wird geſtürmt! Die Preußen ſtehen 400 Schritte von den Schanzen; morgen früh um 2 Uhr rücken die Sturm-

colonnen in die Trancheen, Punkt 10 Uhr findet der Sturm auf die ersten sechs Schanzen statt; die Schanzen 7 bis 10 haben durch das Kanonenfeuer noch zu wenig gelitten, um mit Erfolg angegriffen werden zu können. Dieses Mal ist es Ernst!"

Die Wenigsten glaubten, daß es Ernst sei, und wer daran glaubte, fürchtete, daß es wahr sei, was die Dänen ausstreuten, — daß die alten Schanzen unterminirt wären und mit den Preußen in die Luft fliegen würden, sobald sie sie erstiegen hätten. Selbst die preußischen Offiziere, so kampfmuthig sie auch waren, konnten ihre Zweifel an dem Gelingen des Sturmes nicht unterdrücken, und mit schwerem Herzen nahm mancher von ihnen Abschied von befreundeten Bürgern — nicht weil er sich vor dem Tode fürchtete — sondern weil er ein Mißlingen des Angriffes für wahrscheinlich hielt.

Es war am 18. April früh Morgens um 2 Uhr, als die Sturmcolonnen sich lautlos in Bewegung setzten und ihre Stellung in den Laufgräben einnahmen; hinter ihnen, ebenfalls in den Laufgräben, standen die Musikcorps, die aber vorläufig verstummten, so lange die Batterien ihr Feuer unterhielten. Es war eine helle, sternenklare Nacht; kein Lüftchen bewegte sich; das Meer erglänzte im Mondenscheine, wie ein goldener

Spiegel. Todtenſtille herrſchte ringsum. Da plötzlich eröffnete die Gammelmark-Batterie ihr Feuer über den Venningbund; die Dünther- und Feldzeugmeiſter-Batterie nahmen an dem Kampfe Theil; in Rackebüll, hinter den Trancheen, rechts und links, — überall ertönt der weithin ſchallende Donner der gezogenen Geſchütze und ſchweren Mörſerbatterien. Die Erde bebt unter dem ſchrecklichen Getöſe; brauſende und ziſchende Geſchoſſe durchſauſen die Luft und fallen mit furchtbarem Knall in die feindlichen Werke; es iſt ein Regen von Bomben und Kugeln, der anſtatt ſchwächer zu werden, von Minute zu Minute zunimmt, und ſelbſt das männlichſte Herz erbeben macht. Die Sturmcolonnen liegen in den Trancheen; jede Kugel fliegt über ſie weg, platzt 400 Schritte vor ihnen und wühlt in den feindlichen Schanzen ein Loch oder ſchlägt in die dichten Reihen der Dänen ein; der Schmerzensruf der Verwundeten dringt bis zu ihnen; ſie wiſſen, daß ſie ein gleiches Schickſal erwartet, ſowie ſie den ſichern Verſteck verlaſſen, um vorwärts zu dringen; ſie ſehen in die Mündung der feindlichen Kanonen, die zu ihrem Empfange mit Kartätſchen geladen ſind — acht lange Stunden müſſen ſie ihre ganze Kraft und Energie zuſammennehmen; acht lange Stunden ſchwebt ihnen das

Bild des Gemetzels vor, dem sie entgegengehen! Wie oft mag wohl Jeder an die Heimath, an Vater und Mutter, Bruder und Schwester gedacht haben; wie oft mag er der Braut, der Gattin, den Kindern Lebewohl, — auf Nimmerwiedersehen gesagt haben; — wie mancher mag sich fern von dem Orte des Schreckens, von der blutigen Hochzeit des Todes gewünscht haben! —

Die Kanonen, die eben noch in rasender Harmonie aufgespielt, — schweigen! Es ist Grabesstille ringsum. Manche Lippe wird blaß; manch Auge wird düster — Da, mit einem Male ertönt das Signal! Fester packt Jeder seine Waffe — vergessen ist das Vaterhaus, das Weib — vergessen der Sohn an der Brust der Mutter — vorwärts, — siegen — siegen und morden, morden und siegen ist der einzige Gedanke, der 30,000 Männer belebt. „Keinen Schuß — kein Hurrah!“ ertönt es. „Wir brauchen keines ermunternden Rufes“ — „vorwärts zur Rache!“

Wie durch einen Zauberschlag ist das Gefilde mit stürmenden Kriegern übersäet; wohin das Auge schweift, sieht es Colonnen aus der Erde wachsen und mit der Wuth gereizter Löwen dem Feinde entgegenstürmen; wohl rasselt die Trommel in den Schanzen; wohl droht der Däne hinter sicherer Brustwehr; wohl schmettern

die Kartätſchen und Gewehrſalven ganze Reihen zu Boden, wohl ſtürzen den Stürmenden Regimenter mit gefälltem Bajonnet entgegen; — aber lautlos, die Büchſe feſt umſchloſſen, das Auge unverwandt auf den Feind gerichtet, ſtürzen Preußens Söhne vorwärts. Sie haben die Palliſadenwand erreicht; jeder von ihnen hat einen Schanzkorb, um ihn in den Graben zu werfen, der ſich vor der Schanze hinzieht — aber längſt iſt der Schanzkorb fortgeſchleudert — das Bajonnet ſoll die Rechnung bezahlen, die Deutſchland den Dänen ſchuldet.

Im Nu ſind die Palliſaden von den Pionieren niedergehauen; hier — dort — dort iſt eine ſchmale Oeffnung zwiſchen ſpaniſchen Reitern, Senſen und Fußeiſen — es ſtehen Bataillone dahinter, das Gewehr im Anſchlag — todt iſt, wer ſich heranwagt — einerlei — drauf und dran — vorwärts! Eine Salve blitzt den Preußen entgegen; die Antwort iſt — Tod! Schonungslos wüthet das Bajonnet der Polen, Preußen, Rheinländer, Brandenburger — und wie ſie alle heißen, die braven Krieger, die den „verlaſſenen Bruderſtamm“ rächen; das Gewehr hoch geſchwungen ſtürzen ſie dem Erbfeinde entgegen; wer fällt, bleibt liegen; racheſchnaubend ſpringt der Hintermann über den gefallenen

Kameraden und zerſchmettert mit wuchtigen Hieben manch däniſches Hirn.

Die Muſik erhebt ſich im Laufgraben; ſie ſteht dem furchtbaren Gemetzel einen Augenblick zu; plötzlich — wie auf ein verabredetes Zeichen — ertönt es: „Ich bin ein Preuße — kennt Ihr meine Farben?“ — neue Begeiſterung ergreift das kämpfende Heer, bis an die Knöchel watet es im Blute — jede Colonne will die erſte ſein, die erſte Schanze erſteigen, mit Blut erkaufen — und ſiehe — da — dort — hier — da weht die preußiſche Fahne — nur ſechs Schanzen ſollen genommen werden — ſie weht auf ſieben — acht — „Herr Gott im Himmel ſieh darein!“ — alle Schanzen ſind geſtürmt — das Unmögliche iſt wahr geworden — Offiziere und Gemeine haben im edlen Wettſtreite ſich ſelbſt überboten.

Es war ein Augenblick, den keine Feder ſchildert. Graf Adelbert Baudiſſin war mit ſeiner Gattin und ſeinen beiden älteſten Kindern Zeuge und Zuſchauer des Kampfes. „Ich war mit bangen Ahnungen hinausgefahren,“ ſo ſchreibt er mir; „an der Tapferkeit der Preußen zweifelte ich freilich nicht, aber ich fürchtete, daß die Dänen die Schanzen in die Luft ſprengen würden. Athemlos, die Hände gefaltet, ſah ich dem

Sturme zu; ich wagte es nicht, Frau und Kinder anzublicken, weil ich wußte, daß ſie wie ich — todtenbleich vor Aufregung waren. Da rief plötzlich mein kleiner Sohn: „Die Deutſchen ſiegen — da weht ihre Fahne auf der Schanze.“ Sie wiſſen, wie und ob ich mein Vaterland liebe; Sie wiſſen, was ich ſeinetwegen im innerſten Herzen erduldet; werden es daher begreifen, daß ich laut aufſchrie und mein Kind ſchluchzend vor Wonne und Seligkeit an's Herz drückte. „Jetzt biſt Du ein freier deutſcher Knabe,“ ſagte ich, indem ich ſeinen Mund mit Küſſen bedeckte; werde einſt ein deutſcher Mann und kämpfe niemals gegen die, die dort für Dich in den Tod gehen; es ſind fortan Deine Brüder, mein Kind!“

„Meine Brüder?“ fragte der Knabe — „all die Männer meine Brüder?“ „Jeder Deutſche iſt Dein Bruder, — und weil Viele von Deinen Brüdern dort verwundet und hülflos liegen, wollen wir hineilen, und ihnen Troſt und Pflege bringen.“ —

Was ſich in dem Herzen meines Freundes Bahn brach, das wurde auch in dem Herzen jedes Schleswig-Holſteiners wach — Dankbarkeit und Bewunderung der tapferen Krieger, Vergeſſen und Verzeihen der ſchweren Tage, die Preußen über Schleswig-Holſtein

gebracht. Seit dem glorreichen Siege von Düppel hat die schleswig-holsteinische Frage aufgehört, eine schleswig-holsteinische zu sein, — sie ist eine deutsche geworden; werden die Schleswig-Holsteiner zum zweiten Male betrogen und den Dänen ausgeliefert werden?

Eine übersichtliche Darstellung der Kriegsbegebenheiten des ersten preußischen Armeecorps unter Führung des Prinzen Friedrich Carl von Preußen vom Schleiübergange bis zu der so eben geschilderten Erstürmung der Düppeler Schanzen gebe ich nach den Mittheilungen der Neuen Preußischen Zeitung, worin ich sie am besten zusammengestellt finde. Nach der in Folge des Ueberganges über die Schlei nöthig gewordenen Räumung der Danewerkstellung war der Feind mit einem Theil seiner Streitkräfte nach Düppel und Alsen, mit dem andern nach Jütland zurückgewichen. Die Garde-Division erhielt die Bestimmung, mit dem österreichischen Corps auf Jütland zu marschiren, während das 1. Corps, welches einige Tage in der Gegend von Glücksburg dislocirt gewesen war, gegen die Düppeler Stellung vorrückte. Am 12. Februar traf es daselbst ein, und das Hauptquartier wurde nach Gravenstein verlegt; die am weitesten vorgerückten Truppen besetzten die Dörfer Blans, Ulderup, Auenbüll und Atzbüll und

hatten ihre Vorpoſten nahe vor den genannten Ortſchaften ſtehen. Der an den Wegen und in den Knicks mehrere Fuß hoch liegende Schnee machte nicht blos den Dienſt ſehr anſtrengend, ſondern erſchwerte auch die Recognoscirung des Terrains ganz außerordentlich, wozu noch kam, daß das fortwährend neblige Wetter durchaus keine Fernſicht geſtattete. Die Lagen und Profile der Schanzen waren nur aus früheren Nachrichten und aus Karten im Allgemeinen bekannt, und hiernach konnte ein beſtimmter Angriffsplan nicht entworfen werden. Nachdem bei Eckenſund eine Brücke geſchlagen, wurde am 18. Februar die Halbinſel Broacker in Beſitz genommen und gleichzeitig der Feind über Rübel hinaus bis hinter die Büffelkoppel zurückgedrängt. Während des hierdurch veranlaßten Vorpoſtengefechts erſchien das Panzerſchiff „Rolf Krake“ bei Eckenſund, um die dortige Brücke zu zerſtören, wurde aber ſchon bei dieſem erſten Verſuch durch die preußiſchen Batterien zurückgewieſen; Abends nahmen die beiderſeitigen Vorpoſten ihre früheren Stellungen wieder ein, Broacker aber blieb von den Preußen beſetzt. Am 22. Februar wurde eine ausgedehnte Recognoscirung der feindlichen Stellung beabſichtigt und das ganze Armeecorps rückte zu dieſem Zweck früh Morgens aus; Nebel und

dichtes Schneetreiben vereitelten jedoch das Unternehmen, so daß das Gefecht, in welchem preußischerseits 255 gefangen gemacht worden, schon um 9 Uhr Morgens abgebrochen wurde und der Feind seine alte Vorpostenstellung wieder bezog. Durch sein, im Uebrigen erfolgloses Artilleriefeuer hatte er jedoch gezeigt, daß die Schanzen vollständig armirt und mit ausreichenden Kräften für eine nachhaltige Vertheidigung versehen seien. Man wußte nun, daß ohne Belagerungsgeschütze, die gänzlich fehlten, an eine Bewältigung dieser starken Werke nicht zu denken sei; auch hatte man durch Gefangene und auf sonstigen Wegen mit Bestimmtheit erfahren, daß auf Alsen und hinter den Düppeler Schanzen 31 Bataillone stünden, das Bataillon, wie bei uns, zu 800 Mann; hiervon 8 in der ersten Schanzenreihe, 4 im Barackenlager und 4 im Brückenkopf, während der Rest auf Alsen einquartiert war. Wir unsererseits hatten im Februar, nach Abgang der Garnisonen für Flensburg, Apenrade u. s. w., den obigen 31 nur 23 Bataillone entgegenzustellen und befanden uns außerdem in dem großen Nachtheil, daß wir in jedem Augenblick auf einen übermächtigen feindlichen Angriff aus jedem ihm beliebigen Punkt gefaßt sein mußten, während Jahreszeit und Witterung uns nöthigten, unsere

Truppen in ziemlich weit auseinanderliegenden Ortſchaften und einzelnen Gehöften unterzubringen, ſo daß zur Concentrirung derſelben immer mehrere Stunden erforderlich waren. Indeſſen wurde eine Vertheidigungsſtellung vorbereitet, die von der Kirche von Satrup bis an das Rübelnoor reichte; ſo weit als möglich wurden die Truppen in den zunächſt liegenden Gehöften untergebracht, ein großer Theil aber mußte das bei der Rübel-Mühle hergeſtellte Barackenlager beziehen. Die Witterung geſtaltete ſich immer ungünſtiger; ein ſehr ausgedehnter Vorpoſten- und Strandwachendienſt unter Sturm, Schnee und Regen nahm die Kräfte der Mannſchaften, die auch noch Faſchinen und Schanzkörbe anzufertigen hatten, auf das Aeußerſte in Anſpruch; der ſehr ſchwere und lehmige Boden war außerhalb der Wege ſo aufgeweicht, daß ſelbſt zu Fuße kaum durchzukommen war, die Wege ſelbſt aber waren ſo ausgefahren und tief, daß vielfach Holz- und Knüppeldämme gemacht werden mußten, um Lebensmittel und ſonſtige Bedürfniſſe zuzuführen. Die Soldaten aber überwanden alle dieſe Schwierigkeiten in guter Geſundheit und unverdroſſener Laune. Unterdeſſen kam das erſte Belagerungsgeſchütz heran, und am 15. März konnten 8 gezogene 24 Pfünder von Gammelmark

aus ihr Feuer gegen die Schanzen 1—6 eröffnen, nachdem mit unsäglichen Schwierigkeiten und größtentheils durch Menschenkräfte diese schweren Geschütze über den grundlosen Boden in die Batterien gebracht waren. Die Genauigkeit des Treffens überstieg alle Erwartungen, von der zerstörenden Wirkung aber konnte man noch jetzt nicht viel sehen und überzeugte sich davon erst später in vollem Maße. Schon seit dem 22. Februar hatten fortwährend kleine Vorpostengefechte stattgefunden, in welchen dem Feinde eine große Menge Gefangene abgenommen und die größere Gewandtheit und Schießfertigkeit unserer Infanterie, sowie die Vorzüge unseres Zündnadelgewehrs entschieden an den Tag gelegt wurden. Bei der numerischen Ueberlegenheit des Feindes aber und bei seiner für die Offensive so günstigen Stellung, war zu erwarten, daß er jetzt einen Ausfall machen und es wenigstens versuchen werde, durch einen kräftigen Vorstoß unsere in Broacker stehenden Truppen zurückzudrängen und sich der ihm so lästigen Batterien bei Gammelmark zu entledigen. Es war deswegen der Abschnitt bei Schmöhl, zwischen dem Nübelnoor und Venningbund, ebenfalls zur Vertheidigung eingerichtet; ferner wurden am 15. März die Dörfer Nübel und Stenderup von uns besetzt und die Vor-

poſten bis über die Büffelkoppel hinaus geſchoben, wobei aber, da die däniſchen Vorpoſten nicht weiter wichen, als ſie gedrängt wurden, zwei Tage lang ein fortwährendes gegenſeitiges Beſchießen der hinter den Knicks oder in Schützengräben liegenden Mannſchaften ſtattfand. Am 17. März machten die Dänen einen Vorſtoß bei Rackebüll; das daraus ſich entwickelnde größere Gefecht, in welchem der Feind wiederum viele Gefangene verlor, endete damit, daß die Preußen am Abend, trotz des heftigen Feuers aus allen Schanzen, die Dörfer Rackebüll und Düppel behaupteten und eine neue Vorpoſtenlinie vom Venningbund über Frydendal bis nach Lillemölle, nördlich von Düppel am Alſenſund, ausſetzen konnten. Es war allerdings fraglich, ob die Preußen bei dem immer noch zu erwartenden größeren Ausfall die gewonnenen Linien mit ihrer Mindermacht auf die Dauer würden halten können; indeß verhielt der Feind ſich am folgenden Tage ruhig und das eroberte Terrain bot einen für die preußiſche Defenſive ſehr günſtigen Abſchnitt, der durch eine zwiſchen Düppel und Rackebüll angelegte Redoute verſtärkt wurde. Der Feind hatte ſchon nach der Batterie bei Gammelmark mehrfach mit gezogenen Geſchützen gefeuert; jetzt beſchoß er von jenſeit des Alſenſundes her dieſe Redoute

mit gezogenen 24-Pfündern, deren Geschosse eben so weit reichten und eben so gut trafen wie die preußischen; da jedoch die Redoute unbesetzt geblieben war, so that das mehrere Tage hindurch dorthin gerichtete heftige Feuer keinen Schaden. — Am 22. März traf die Brigade Raven mit 6 Bataillonen ein, so daß die Preußen jetzt mit 29 Bataillonen dem Feinde gegenüberstanden, dessen Stärke wechselnd zwischen 29 und 33 Bataillonen angegeben wurde. Seit der letzten Woche war es trockenes Wetter gewesen; es wurden deshalb nunmehr zwischen dem Venningbund und der Sonderburger Chaussee die Communicationen zum regelmäßigen Angriff begonnen. Zu diesem Zweck drängten am Morgen des 28. März, noch in der Dunkelheit, die Vorposten von der Brigade Raven die feindlichen Vorposten zurück und gingen in ihrem Eifer bis dicht unter die Schanzen vor, erlitten aber, besonders durch den aus dem Venningbund auf sie feuernden „Rolf Krake", einen nicht unerheblichen Verlust; dennoch brachten sie gegen 100 Gefangene ein, und es war ihnen gelungen, die Vorposten um einige 100 Schritt weiter vorzuschieben. Hierauf wurde in der Nacht vom 29. zum 30. März, allerdings noch 1200 Schritt von den Schanzen entfernt, die erste Parallele ausgehoben. Hinter dieser Parallele

wurden nun die Angriffsbatterien errichtet, und obgleich noch nicht die genügende Anzahl von Belagerungsgeschützen vorhanden war, so wurde doch am 2. April ein lebhaftes Feuer gegen die Schanzen 1 bis 6 eröffnet, welches von diesen, ebenso wie von 8 und 9, in gleicher Weise erwidert wurde. In den nächsten Tagen beschoß der Feind Rackebüll mit Geschossen vom schwersten Kaliber, wobei ein Theil dieses Dorfes, wie früher schon ein Theil von Düppel, in Flammen aufging und die preußischen Truppen es räumen mußten. Auch die gezogenen Geschosse von jenseit des Alsensundes und 84pfündige Bomben aus den Schanzen 8 und 9 erschwerten die Errichtung von Batterien nördlich von Düppel und wirkten, besonders zur Zeit der Ablösung, gegen die preußischen Vorposten. Am 29. März trafen 9 Bataillone der Garde-Division aus Jütland als Verstärkung ein und die Preußen waren nunmehr dem Feinde an Zahl überlegen. Die Arbeiten in den Laufgräben wurden eifrigst fortgesetzt und eine zweite Parallele ausgehoben, so daß am 17. April, da inzwischen auch das Belagerungsgeschütz vervollständigt worden, alle Angriffs-Batterien fertig waren. Von diesem Tage an feuerten auf die 10 Schanzen diesseit des Alsensundes 14 gezogene 24-Pfünder, 20 gezogene

12-Pfünder, 36 Feldgeschütze und 16 Mörser, in allem 86 Geschütze; der Feind aber hat nach dem Sturm in den Schanzen und im Brückenkopf 119 Geschütze zurückgelassen, darunter 15 gezogene, 58 Feldgeschütze verschiedenen Kalibers, 11 Mörser und der Rest Schiffsgeschütze vom allerschwersten Kaliber, dazu noch eine Menge Wallbüchsen und Espingols, woraus das Stärkeverhältniß der gegenseitigen Artillerie zu entnehmen ist. Anfänglich sollte der Sturm am 14. April stattfinden; man fand aber, daß die Entfernung der zweiten Parallele von den Schanzen noch zu groß sei, und daß die preußischen Sturmcolonnen zu bedeutende Verluste durch das feindliche Feuer erleiden würden; deshalb wurde in der Nacht vom 14. zum 15. eine dritte Parallele ausgehoben und bis zum 18. so erweitert und eingerichtet, daß sie den zum Angriff bestimmten Truppen hinreichende Deckung bot und ihr plötzliches Debouchiren über die für jede Colonne bezeichneten Ausfallsstufen gestattete.

Elftes Kapitel.

Die deutsche Bewegung in Schleswig-Holstein.

Die Bundesexecution. — Die Novemberverfassung. — Der Tod des Königs Friedrich des Siebenten. — Proclamation des Herzogs von Schleswig-Holstein. — Neuer Beschluß der Bundesexecution. — Die preußische Occupation. — Prinz Friedrich Carl von Preußen. — Der Nationalverein und die Fortschrittspartei. — Der Schluß des zweiten Aktes. — Die Erstürmung der Düppeler Schanzen. — Die preußische Regierung und die Londoner Conferenzen. — Das allgemeine Stimmrecht. — Die dreifarbige Fahne der Freiheit und nationalen Selbstständigkeit Schleswig-Holsteins. — Die letzte Dänenschlacht.

Werfen wir nun, nachdem das schleswigsche Festland von den Dänen geräumt, und nachdem die Festung Fridericia ohne Kampf übergeben ist, einen Rückblick auf die deutsche Bewegung für die Rechte der Herzogthümer. Am 1. October 1863 wurde die Execution endlich von der Bundesversammlung beschlossen, und die Regierungen von Sachsen, Hannover, Preußen und

Oesterreich mit der Ausführung der Execution beauftragt. Sachsen und Hannover sollten die Truppen für die erste Linie stellen, Preußen und Oesterreich sollten die Reserve übernehmen, falls Dänemark den sächsischen und hannoverschen Truppen Widerstand leiste. Das Obercommando übernahm der sächsische General v. Hake. Die Execution solle, so beschloß die Bundesversammlung, nach einer Frist von drei Wochen eintreten, falls die dänische Regierung binnen dieser Frist nicht den Forderungen der Bundesversammlung nachkommen würde.

Da traten plötzlich zwei Ereignisse ein, welche der ganzen Lage der Dinge eine neue Gestalt gaben. Das eine Ereigniß war die Annahme der Novemberverfassung Seitens des Eiderparlaments in Kopenhagen. Die Novemberverfassung incorporirte Schleswig faktisch, wenn sie das Wort „Incorporation" auch nicht geradezu aussprach, und sprach allen Vereinbarungen von 1851 und 1852 sowie dem auf diese Verträge gegründeten Londoner Protocoll Hohn. Das andere Ereigniß war der Tod König Friedrich des Siebenten von Dänemark. Der König starb plötzlich an den Folgen einer Gesichtsrose, am Tage nach Annahme der Novemberverfassung. Sein Nachfolger, welcher unter dem Namen „König

Christian der Neunte" den dänischen Thron bestieg, wurde zur Annahme der Novemberverfassung durch drohende Volksdemonstrationen in Kopenhagen gezwungen. Mit dem Tode des Königs Friedrich des Siebenten trat in den Herzogthümern, da der verstorbene König das letzte Glied des in Schleswig-Holstein erbberechtigten Mannsstammes Friedrichs des Dritten war, die Erbfolge des Hauses Augustenburg ein. Das Londoner Protocoll trat freilich dieser Erbfolge entgegen; denn nach dem Inhalt desselben sollte in Dänemark und in den Herzogthümern der sogenannte Protocollprinz Christian von Glücksburg in der Regierung folgen. Das Londoner Protocoll war — ohne Garantie — von England, Frankreich, Rußland, Preußen, Oesterreich, Schweden und Dänemark anerkannt; aber es fehlte ihm die Genehmigung der erbberechtigten Agnaten, die Zustimmung der schleswigschen und holsteinischen Stände und die Zustimmung des deutschen Bundes. Repräsentant für die Erbfolge in den Herzogthümern war der Prinz Friedrich von Augustenburg, der Sohn des Herzogs Christian von Augustenburg, welcher im Jahre 1852 seinen Ansprüchen auf die Erbfolge entsagt hatte. Derselbe erließ unterm 16. November an die Schleswig-Holsteiner folgende Proclamation:

„Schleswig-Holsteiner!“ Der letzte Fürst der däniſchen Linie Eures Regentenhauſes iſt dahin gegangen. Kraft der alten Erbfolgeordnung unſeres Landes und des oldenburgiſchen Hauſes, kraft der Ordnungen, welche die ſchleswig-holſteiniſche Landesverſammlung in dem Staatsgrundgeſetz ausdrücklich beſtätigt hat, kraft der von meinem Vater zu meinen Gunſten ausgeſtellten Verzichtsurkunde, erkläre ich hierdurch als erſtgeborner Prinz der nächſten Linie des oldenburgiſchen Hauſes, daß ich die Regierung der Herzogthümer Schleswig-Holſtein antrete, und damit die Rechte und Pflichten übernehme, welche die Vorſehung meinem Hauſe und zunächſt mir überwieſen hat. Ich weiß, daß dieſe Pflichten in ſchwerer Zeit an mich herantreten, ich weiß, daß zur Durchführung meines und Eures Rechtes mir zunächſt keine andere Macht zu Gebote ſteht, als die Gerechtigkeit unſerer Sache, die Heiligkeit alter und neuer Eide und Euere Ueberzeugung von der Feſtigkeit des Bandes, welches mein Geſchick und das Euere vereint. Ihr habt bis jetzt Ungerechtigkeit ebenſo mannhaft getragen, als Ihr mannhaft gekämpft hattet, Ungerechtigkeit abzuwehren. Für das Joch, das man Euch auflegte, gab bis jetzt ein unbeſtrittenes Recht den Vor-

wand, denn der König von Dänemark war zugleich Euer Herzog."

„Von jetzt an wäre die Herrſchaft eines Königs von Dänemark über Euch eine Uſurpation und rechtloſe Gewaltthat, und unſere gemeinſame Aufgabe iſt es, dieſer Herrſchaft ein Ende zu machen."

„Ich kann Euch jetzt nicht aufrufen, Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Euer Land iſt von fremden Truppen beſetzt, Ihr habt keine Waffen. Mir liegt deshalb vor Allem ob, die Regierungen des Bundes um Schutz meines Regierungsrechtes und Eurer nationalen Rechte anzugehen. Der deutſche Bund iſt niemals der legitimen Erbfolge entgegen getreten. Die Ordnung, auf welcher die Regierungen Deutſchlands ruhen, iſt dieſelbe, auf der meine Rechte begründet ſind, und die Regierungen Europa's werden der durch die Erfahrung beſtätigten Wahrheit nicht widerſtehen, daß ein haltbarer Zuſtand da nicht dauern kann, wo eine willkürliche Rechtsordnung einem Volke gegen ſeine geheiligten Wünſche, gegen ſeine von Gott geſetzte Nationalität und gegen ſein uraltes Recht aufgedrängt werden ſoll."

„Lauenburger! Euer ſchönes Land, Gegengabe

für ein Land, deſſen Namen ich durch meine Geburt trage, unterliegt deſſen Erbfolge, ſoweit nicht Rechte anderer Glieder meines Hauſes und ältere und begründetere Rechte deutſcher Regentenhäuſer daran haften. Ich gebe Euch das Verſprechen, daß ich Euer nationales Recht als mein eigenes betrachte und ſoweit ich berufen bin, Eure Rechte und Freiheiten beſchützen werde."

„Schleswig-Holſteiner! Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß mein Recht Eure Rettung iſt, gelobe ich für mich und mein Haus zu Euch zu ſtehen, wie ich in der Schlacht zu Euch geſtanden, mich nicht zu trennen von Euch und unſerem Rechte. Und ſo gelobe und ſchwöre ich gemäß dem Staatsgrundgeſetze: Die Verfaſſung und die Geſetze der Herzogthümer Schleswig-Holſtein zu beobachten und die Rechte des Volkes aufrecht zu halten. So wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Wort."

Schloß Dolzig am 16. November 1863."

„Friedrich, Herzog von Schleswig-Holſtein."

In dieſer neuen Geſtalt gelangte die ſchleswig-holſteiniſche Sache am 28. November wieder vor die Bundesverſammlung. In der Sitzung erſchienen als Geſandter des Erbprinzen von Auguſtenburg der badiſche

Bundestagsgesandte Herr v. Mohl und als dänischer Gesandter für Holstein und Lauenburg Herr v. Dirckinck-Holmfeldt. Die Bundesversammlung erhob den Antrag der vereinigten Ausschüsse mit einer bedeutenden Mehrheit zum Beschluß, daß die Führung der holsteinischen Stimme in der Bundesversammlung für jetzt zu suspendiren und den beiden Bewerbern um diese Stimme, dem Gesandten des Königs von Dänemark und des Prinzen von Augustenburg davon Mittheilung zu machen sei; in der Sache selbst trennten sich die Mitglieder der Bundesversammlung in zwei Parteien. Die eine Partei, welche besonders von Preußen und Oesterreich vertreten wurde, wollte die Ausführung der einmal beschlossenen Bundesexecution, die andere die Occupation Holsteins. Nachdem nun durch das Präsidium der Bundestagsversammlung die Sitzungen derselben in der nächsten Zeit verhindert und währenddem von der preußischen und österreichischen Regierung bei allen deutschen Höfen alle erdenklichen Anstrengungen gemacht wurden, um die Occupationspartei zu bekämpfen, kam die schleswig-holsteinische Angelegenheit am 7. December neuerdings vor die Bundesversammlung. In dieser Sitzung ging der preußisch-österreichische Antrag auf Execution mit einer unbedeutenden Majorität durch. Für den

Antrag ſtimmten Preußen, Oeſterreich, Hannover, Kurheſſen, Mecklenburg, die 15. 16. und 17. Curie. Mit der Bundesexecution, welche alſo jetzt zum zweiten Male beſchloſſen war, wurden die Regierungen von Preußen, Oeſterreich, Sachſen und Hannover beauftragt; jeder von den vier Staaten ſollte zunächſt eine Brigade ſtellen, die ſächſiſche und hannoverſche Brigade ſollte zunächſt ins Lauenburgiſche und in Holſtein einrücken, die preußiſche und öſterreichiſche Brigade fürs Erſte in der Reſerve bleiben. Am 23. Dezember rückten die ſächſiſchen und hannoverſchen Truppen in das lauenburgiſche und holſteiniſche Gebiet ein. Drei ſächſiſche Kolonnen gingen auf Rendsburg, auf Kiel und über Altona auf Itzehoe, während die hannoverſchen Truppen ihnen als Reſerve folgten; die Dänen räumten, obſchon die däniſche Regierung erklärte, daß der Executionsbeſchluß für Dänemark nicht verbindlich ſei, ohne Schwertſtreich und ohne Kanonenſchuß das ganze Herzogthum Holſtein. Vor Ende des Jahres war Holſtein bis auf das Kronwerk von Rendsburg von den Bundestruppen beſetzt. Die Regierung der Bundescommiſſäre, welche zuerſt Kiel und dann Altona zu ihrem Aufenthaltsorte wählten, iſt im erſten Bande geſchildert worden.

Währenddem hatten die preußiſche und öſterreichiſche Regierung bereits am 28. December bei dem Bunde den Antrag geſtellt, Dänemark ſolle nun zur Aufhebung der Novemberverfaſſung aufgefordert werden, und falls es dieſer Forderung nicht nachkäme, ſolle auch die Occupation Schleswigs ſtattfinden. Am 14. Januar 1864 kam der Antrag endlich in der Bundesverſammlung zur Abſtimmung. Der Antrag fiel durch, da er zwölf Stimmen gegen ſich hatte, und nur fünf Stimmen für ihn waren. Die fünf Stimmen beſtanden aus Preußen, Oeſterreich, Mecklenburg und der ſechzehnten Curie. Der Antrag war jedenfalls ganz folgerichtig und praktiſch. Preußen und Oeſterreich hatten einmal als Mandatare des Deutſchen Bundes die Vereinbarungen von 1851 und 1852 abgeſchloſſen. Die Vereinbarungen waren von der däniſchen Regierung durch die Novemberverfaſſung gebrochen; weshalb alſo nicht Schleswig fürs Erſte in Pfand nehmen, unter dem Vorwande, die Durchführung der Verträge zu erzwingen? Die Erbfolgefrage des Prinzen von Auguſtenburg blieb dadurch unberührt, und alle Einmiſchung der auswärtigen Mächte, alſo die Gefahr eines europäiſchen Krieges wurde abgewandt. Aber die Mittel- und Kleinſtaaten legten, nachdem Oeſterreich und Preußen, als ihr An-

trag durchgefallen war, die Erklärung abgaben, die Sache allein in die Hand nehmen und Schleswig besetzen zu wollen, falls die dänische Regierung die Novemberverfassung nicht zurücknehme, gegen diese Erklärung Protest ein. Und warum legten sie diesen Protest ein? Etwa der nationalen Sache halber? Gewiß nicht; denn die nationale Sache, die Lostrennung der Herzogthümer von Dänemark wurde durch die Durchführung der Bundesexecution gewiß nicht erreicht. Etwa um das Recht des Erbprinzen von Augustenburg zur Geltung zu bringen? Ebensowenig. Noch heute, vier Monate später, nachdem die preußische und österreichische Regierung die Erklärung abgaben, die Sache allein, ohne Bund, in die Hand nehmen zu wollen, hat das Recht des Prinzen von Augustenburg in der Bundesversammlung noch zu keiner Anerkennung gelangen können. Sie thaten es, theils um sich populär in Deutschland zu machen, theils aus Furcht, daß es mit ihrer eignen Souveränetät zu Ende gehen könne. Mit der schleswig-holsteinischen Sache ist es nur wohl denen Ernst gewesen, welche sofort für die Anerkennung des Prinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein auftraten, um dadurch eine Lostrennung der Herzogthümer von Dänemark zu erzielen, ich meine

Baden, Coburg und Weimar. Die öſterreichiſche und preußiſche Regierung kümmerten ſich indeß um die Proteſte der anderen Bundesſtaaten nicht im mindeſten, ſondern der Einmarſch der verbündeten Armee in Holſtein erfolgte am 21. Januar. Die geſammte verbündete Armee erhielt einen Stand von 60,000 Mann. Von dieſer beſtand das öſterreichiſche Armeecorps aus etwa 23,000 Mann, nämlich aus 20 Bataillonen, 10 Escadronen, 7 Batterien, 2 Compagnien Pontonieren. Commandirender General des öſterreichiſchen Armeecorps war der Feldmarſchall-Lieutenant v. Gablenz. Eine kurze Charakteriſtik deſſelben iſt ſchon früher gegeben worden. Das preußiſche Armeecorps beſtand aus 25 Bataillonen Infanterie, 24 Escadronen, einer Artilleriebrigade und 8 Compagnien Pionieren, während die combinirte preußiſche Gardeinfanteriediviſion aus etwa 10,500 Mann beſtand. Die letztere commandirte Generallieutenant v. d. Mülbe; der commandirende General des ganzen preußiſchen combinirten Armeecorps war Prinz Friedrich Carl von Preußen. Der Prinz Friedrich Carl von Preußen, Sohn des Prinzen Carl, iſt geboren am 20. März 1828 und alſo gegenwärtig 36 Jahre alt. In Begleitung des damaligen Generals v. Wrangel wohnte er im Jahre 1848 im

ersten schleswig-holsteinischen Feldzuge den Gefechten bei Schleswig und bei Düppel bei. Im folgenden Jahre nahm er als Major im Stabe seines Oheims, des damaligen Prinzen von Preußen und jetzigen Königs Wilhelm des Ersten, an dem Feldzuge nach Baden Theil, und wurde im Gefecht bei Philippthal bei einem Angriff auf ein Bataillon des dritten badischen Infanterieregiments verwundet. Seine fernere militärische Beförderung war eine selbst bei einem preußischen Prinzen ungewöhnlich rasche; von Stufe zu Stufe stieg er schnell bis zum General der Kavallerie und Commandeur des dritten Armeecorps. Seine militärischen Anlagen werden gerühmt. 1860 ist derselbe mit einer ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Broschüre über die Fechtweise der französischen Armee auch mit günstigem Erfolge als Militärschriftsteller aufgetreten. In Preußen gilt er als Haupt der Militärpartei. Oberbefehlshaber der verbündeten Armee war der Generalfeldmarschall v. Wrangel. Seine Charakteristik ist bereits mit wenigen Strichen gegeben worden. Die dänische Armee bestand damals aus etwa 48,000 Mann, nämlich aus 45 Bataillonen Infanterie, jedes Bataillon aus 880 Mann bestehend, 15 Batterien Artillerie, jede Batterie zu 8 Kanonen und 210 Mann,

26 Escadronen Cavallerie von 169 Mann, 1 Compagnie Pontonieren, 1 Bataillon Genietruppen von 6 Compagnien zu 800 Mann, so daß von einer großen Uebermacht der verbündeten Armee über die dänischen Truppen gerade nicht die Rede sein kann.

Innerhalb dieses mit wenigen Strichen gezeichneten Rahmens hat sich die deutsche Bewegung für Schleswig-Holstein seit dem vergangenen Herbste entwickelt. Die Initiative, welche die Regierungen der Kleinstaaten in dieser Bewegung nahmen, hat sich nun, nach der Beendigung des zweiten durch Preußen und Oesterreich herbeigeführten Aktes wohl selbst so verurtheilt, daß ich mir jede Kritik ersparen kann. Die Initiative, welche einzig und allein aus particularistischen Zwecken, aus egoistischen Absichten und weil man die aufsteigende Volksbewegung fürchtete, hervorging, ist mitten in ihrer Entwicklung in der jämmerlichsten Weise stecken geblieben. Die Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten haben die Sache Schleswig-Holsteins aus Eigensucht begonnen und aus Eigensucht und Furcht mitten im Kampfe verlassen. Ich hoffe, es ist nun wohl das letzte Mal, daß sie die Bewegung in Deutschland führen wollen. Das deutsche Volk wird über sie und ihre Staatsmänner denn nun doch wohl endlich im Klaren sein, und die

Huldigung eines Beust auf dem Turnerfeste in Leipzig wird sich doch wohl nicht noch einmal wiederholen. Daß ich nun behaupten werde, daß die preußische und österreichische Regierung die Sache Schleswig-Holsteins aus nationaler Begeisterung in die Hand genommen haben, diese Naivetät wird mir wohl Niemand zutrauen. Sie wurden dazu theils durch das Vorgehen der Mittelstaaten getrieben, um selbst nicht allen Boden in Deutschland zu verlieren, theils fürchteten sie, die Volksbewegung könne ihnen über den Kopf wachsen, wenn sie sich nicht selbst derselben bemächtigten, theils verfolgten sie particularistische und egoistische Zwecke, wie die Regierungen der Mittelstaaten. Oesterreich suchte in dem preußischen Bündniß in Schleswig eine Stütze für den Besitz Venetiens, die preußische Regierung wurde durch den immer größer klaffenden Riß zwischen ihr und der Volksvertretung in den Kampf für den verlassenen Bruderstamm getrieben. Der Boden, den die gegenwärtige Regierung im Lande täglich mehr verlor, sollte in Schleswig-Holstein wieder gewonnen werden. Die Militärpartei in Preußen, welche die neue Militärorganisation als Devise auf ihre Fahne geschrieben hatte, brauchte den Krieg. Durch den Krieg sollte dem Volke die Reorganisation der Armee genehm gemacht

werden. Das Volk, dachte man, urtheilt ja nach dem Erfolge. Der Sieg über Dänemark wird dann der Reorganiſation der Armee zugeſchrieben, und die Kammer ſieht ſich gezwungen, nach dieſem Siege der Regierung das zu bewilligen, was zu bewilligen ſie ſich heute weigert. In dieſer Richtung hin verfolgten die Militärpartei und Herr von Bismarck dieſelben Ziele. Aber mögen die Motive, welche die preußiſche Regierung zu dem Kriege mit Dänemark bewogen haben, nun ſein, welche ſie wollen, ſo iſt doch jedenfalls dieſer Krieg eine That; und eine That, welche wenigſtens momentan Schleswig von der däniſchen Gewaltherrſchaft befreit hat. Eine energiſche That iſt immer anzuerkennen, umſomehr, wenn ſie, wie hier, die Befreiung eines Landes zur Folge hat, deſſen heiligſte Rechte in einer ebenſo brutalen wie niederträchtigen Art und Weiſe mit Füßen getreten wurden. Die Regierungen der Mittelſtaaten haben es ebenſowenig, wie der Nationalverein und wie die Fortſchrittspartei zu dieſer That bringen können, theils, weil ihnen die Energie der Action mangelte, theils weil ſie aus Furcht vor einer allgemeinen in Deutſchland ausbrechenden Revolution die Action auch gar nicht wollten. Dem Herzog von Auguſtenburg und ſeinen Rathgebern, deren Regierung ich im

ersten Bande geschildert habe, fehlte ebenso diese Energie zur Action, wie der Fortschrittspartei und dem Nationalverein. Thatlos und nutzlos verbrachten sie kostbare Tage in Kiel, ohne zu dem Entschluß kommen zu können, die Sache Schleswig-Holsteins selbst in die Hand zu nehmen. Mit Proclamationen und Empfang von Deputationen vertreibt man ebensowenig die Dänen aus Schleswig, als wie man seine legitimen Rechte zur Geltung bringt. Ebenso große Vorwürfe, wie der Herzog und seine Rathgeber, verdienen in der schleswig-holsteinischen Sache aber der Nationalverein und die Fortschrittspartei. Von ihrem Standpunkte aus, war die Politik, welche sie in der deutschen Bewegung für die Herzogthümer beobachtet haben, eine richtige. Sie waren für den Herzog von Augustenburg, weil sich in seinem legitimen Rechte die Trennung der Herzogthümer von Dänemark verkörperte. Dieselben Motive trieben sie, seine Anerkennung von den deutschen Regierungen zu fordern, welche die Bevölkerung Schleswig-Holsteins veranlaßten, ihn mit Enthusiasmus als Herzog des Landes zwischen Elbe und Königsau zu proclamiren. Aber die Fortschrittspartei sowohl wie der Nationalverein hatten nicht die Kraft, die Sache selbst in die Hand zu nehmen, als sie einsehen mußten, daß die

deutſchen Regierungen die Sache des Herzogs im Stich ließen. Sie kamen über Kammerreden, Reſolutionen, Geldſammlungen und Deputationen nicht hinaus, nicht, weil ſie hofften, auf dieſe Weiſe doch endlich die gewünſchten Reſultate zu erreichen, ſondern weil ſie ſich vor einer revolutionären Bewegung in Deutſchland fürchteten, welche in ihren letzten Conſequenzen ſie nothwendigerweiſe ſchließlich über Bord fegen mußte. Sie bemächtigten ſich im November in Deutſchland der Bewegung, ſchloſſen alle radicalen Elemente abſichtlich und grundſätzlich von derſelben aus, da ſie fürchteten, daß dieſelben ihnen ſchließlich über den Kopf wachſen würden, vereinbarten ſich mit den liberalen Parteien aller Schattirungen, ſchloſſen ſogar Compromiſſe mit Vereinen, welche reactionäre Tendenzen verfolgt hatten, und, als ſie ſich ſchließlich überzeugen mußten, daß ohne einen materiellen Druck auf die deutſchen Regierungen die Sache zu keinem glücklichen Ende zu führen ſei, ließen ſie dieſelbe mitten in ihrer Entwicklung ſtecken, gaben die Leitung derſelben aber immer noch nicht aus der Hand. Unwiſſenheit war das nicht, nein, ſagen wir es ganz offen, es war Egoismus und Furcht! Oder haben die Führer des Nationalvereins und der Fortſchrittspartei vergeſſen, wie die demokratiſche Partei

im Jahre 1848 vorging, um die Principien der Demokratie zur Geltung zu bringen? Das Jahr 1848 liegt nicht so fern, um dies annehmen zu können. Und das Kanonenfeuer aus den Wiener Octobertagen und das Gewehrknattern von den Schlachtfeldern von Waghäusel und Rastatt und von den Dresdener Barrikaden klingt doch noch wohl in ihrer Erinnerung wieder! Oder behauptet Ihr, Ihr Fortschrittsmänner und Ihr Mitglieder des Nationalvereins, daß Ihr wirklich Etwas für Schleswig-Holstein gethan habt? Wohlan — Wahrheit muß zwischen uns sein, zwischen den Streitern der Demokratie und zwischen Euch, denn die Tage, wo Ihr noch lebend bei Eurer eignen Leichenfeier gegenwärtig seid, sind nahe — so will ich Euch denn sagen, was Ihr gethan habt. Der Tod des Königs von Dänemark setzte den Nationalverein in Bewegung. Die Ausschußmitglieder wurden am 20. November telegraphisch nach Berlin berufen. Die Kraft des Dampfes führte sie Alle nach Berlin, Alle, auch den unsterblichen Götte. Die auf- und abwiegelnde Sitzung dauerte nicht weniger als drei volle Tage. Es handelte sich um eine That — oder um den Selbstmord des Nationalvereins. Der Trieb der Selbsterhaltung macht sich ja auch sogar bei den conservativen Reactionshelden geltend,

warum alſo nicht auch beim Nationalverein? Der bekannte Beſuch Bennigſen's und Fries' im Namen und Auftrage des Nationalvereins bei dem Herzoge von Schleswig-Holſtein, welcher den Zweck hatte, ihm, wenn auch nicht „Gut und Blut“ dieſer Partei, doch die Organiſation derſelben anzubieten, gab die Grundlage der Operation. Ein Aufruf an das deutſche Volk, worin Geld, Waffen, Mannſchaft gefordert wurden, war und blieb — die papierne That; denn ſtatt praktiſch und organiſatoriſch vorzugehn, ſetzte man einen Hilfsausſchuß in Göttingen nieder, welcher Gelder annahm, dagegen Anmeldungen von Freiwilligen mit der Formel abſpeiſte: „Halten Sie Sich bereit, um auf den erſten Ruf in die reguläre Armee des Herzogs Friedrich einzutreten.“ Gegen Freiſchaarenbildungen eiferte dagegen die Preſſe des Nationalvereins, und Hofrath Guſtav Freytag in Gotha that in der von ihm herausgegebenen lithographiſchen Correſpondenz ſein Möglichſtes, um die Meinung zu verbreiten, als gäbe es ein herzogliches Kriegsminiſterium, welches vor lauter Organiſationsarbeiten an Schlafloſigkeit zu Grunde gehen müſſe. Dieſe Correſpondenz trug zu gleicher Zeit den Charakter einer Initiative, einer centralen Leitung. Ein darin angekündigtes „militäriſches Memorial“ ging

auch bald in die Welt, und wanderte verdienſtgemäß in den Papierkorb der Empfänger. Der Schöpfer dieſes herrlichen Werkes war ebenfalls Guſtav Freytag. Seine Bemühungen, vom Nationalverein hunderttauſend Thaler baar oder mindeſtens für ebenſoviel Abnahme von ſchleswig-holſteiniſchen Anleiheſcheinen zu erwirken, ſcheiterte glücklicherweiſe an der geſunden Vernunft des Göttinger Ausſchuſſes. Denſelben Erfolg hatte die von Freytag in Vorſchlag gebrachte und in der That vom Nationalverein ſeinen Agenten decretirte Beſchaffung von ſchleswig-holſteiniſchen Uniformen. Seine beſtändige Verſicherung, daß der Herzog nur Geld und Monturen brauche, dagegen Gewehre nur durch die herzogliche Regierung beſchafft werden könnten, erweckte bei allen denkenden Patrioten denn doch Argwohn und Widerwillen. Nun verband ſich der Nationalverein mit dem Turnerausſchuß. Die Verbindung brachte ſelbſtverſtändlich wieder nur eine papierne That zum Vorſchein. Aus der gemeinſchaftlichen Sitzung ging zwar kein Aufruf „an mein Volk“, aber an „meine Turner“ hervor. Auf alle Vorſchläge, aus den für Schleswig-Holſtein und aus den für die deutſche Flotte eingehenden und eingegangenen Geldern Gewehre anzukaufen und in Deutſchland die Bewaffnung zu orga-

niſiren, ging der Nationalverein natürlich nicht ein. Der Göttinger Ausſchuß hatte alſo bis zu jenem unglücklichen Compromiß in Frankfurt, womit ſeine Thätigkeit überflüſſig wurde, nur das Amt eines Caſſirers. Gleichwohl hatte dieſer Ausſchuß noch einigen Muth zum Ankauf von Waffen und würde vielleicht auch dieſe Waffen bis heute beſchafft haben, wenn er dieſer Mühe nicht durch obiges Compromiß enthoben wäre. Einen Wehrausſchuß niederzuſetzen, konnte weder der Göttinger noch der Frankfurter Ausſchuß bewogen werden. Der Centralausſchuß hat nichts gethan, als dem Nationalverein auf dieſem Wege des Geldſammelns, der Reſolutionen und des unnützen Schwatzens nachzufolgen, ausdrücklich jede organiſatoriſche Thätigkeit ablehnend. Die einzelnen Stadien dieſer coloſſalen Unfähigkeit in der Leitung einer nationalen Bewegung aufzuzählen, wird mir der Leſer wohl erſparen. Und doch erſchien auf dem Abgeordnetentage am 31. December des vergangenen Jahres ſelbſt der Beſchluß, einen ſolchen Centralausſchuß niederzuſetzen, den Führern der großdeutſchen Partei ſo revolutionär, daß der Präſident der baieriſchen Abgeordnetenkammer, Graf Hegnenberg, im Namen von zweiunddreißig Anweſenden dagegen proteſtirte und mit ſeinen An-

hängern den Saal verließ. So machten sie es immer, diese Gothaer; im Moment der That ließen sie immer die nationale Sache im Stich; sie hatten für sie ja nur Worte und Papier. Aber der Tag, wo sie Alle lebendig bei ihrer Leichenfeier zugegen sein werden, naht, wie gesagt, heran. Im Herbst, wenn die Blätter von den Bäumen fallen, wird der Wind über ihrem Grabe rauschen, und die demokratische Partei wird dann wieder die Führung der nationalen Sache übernehmen, wozu sie sich in den vergangenen zehn Jahren vollkommen unfähig gezeigt haben.

Die Erstürmung der Düppeler Schanzen durch die heldenmüthigen preußischen Soldaten bildet die großartige Schlußscene des zweiten und letzten Actes des Krieges in Schleswig-Holstein. Nun, es war jedenfalls ein würdiger Schluß, ein Schluß unter Kanonendonner und Siegesruf. Ein ewig grünender Lorbeer um die bestaubten Helme der tapfern Streiter und der Dank des gemeinsamen, großen deutschen Vaterlandes als ein immer blühendes Reis der Erinnerung auf die Gräber der tapfern Todten! Wird die Erlösung Schleswig-Holsteins von dänischer Knechtschaft den Denkstein auf diesen Gräbern bilden? Ich glaube es nicht. In trüber Ahnung an die kommende Zeit schreibe

ich dieſe letzten Zeilen meines Buches. Unzweifelhaft würde die Befreiung des verlaſſenen Bruderſtammes das Reſultat des Kampfes ſein, wenn das Miniſterium Bismarck auf einer freiheitlichen Baſis ruhte. Herr von Bismarck hat den Krieg in Schleswig-Holſtein mit diplomatiſchem Geſchick in Scene geſetzt, auch der Sieg in den Londoner Conferenzen über alle die diplomatiſchen Elemente, welche ſämmtlich der Sache Schleswig-Holſteins feindlich gegenüber ſtehen, würde ihm ſicher ſein, wenn, wie geſagt, ſeine Regierung auf einer freiheitlichen Baſis ruhte und das allgemeine Stimmrecht über die nationale Unabhängigkeit und zukünftige ſtaatliche Form der Herzogthümer als einzig möglicher Ausgang der Unterhandlungen klar und energiſch gefordert und nöthigenfalls mit dem Donner der gezogenen Kanonen unterſtützt würde. Statt deſſen träumt man von Annerationsplänen, welche dem Weſen und dem Charakter der Bevölkerung zwiſchen Elbe und Königsau nicht entſprechen. Aber die Sache Schleswig-Holſteins wird trotz alledem nicht verloren ſein. Oder, was meint Ihr, Ihr edlen freien Frieſen, deren ſteife Nacken kein Dänenkönig hat beugen können, Ihr braven und zähen Angeliter, welche Ihr während der letzten zehn Jahre däniſcher Gewaltherrſchaft mit ſolcher Treue und

ſolcher Ausdauer bei der Sache des großen deutſchen Vaterlandes verharrt habt, Ihr Männer von Hadersleben und Apenrade, welche Ihr noch in den letzten Monaten Europa gezeigt habt, daß Nordſchleswig nicht däniſch geworden, ſondern daß es deutſch geblieben iſt, Ihr freien Dithmarſen, welche Ihr Jahrhunderte hindurch für die Freiheit und Selbſtändigkeit Eurer alten Republik immer ſiegreich gegen die Dänen fochtet, Ihr treuen Holſten, deren Ruhm im zähen Widerſtande gegen die Unterdrücker Eurer nationalen Selbſtändigkeit weithin leuchtet über die Länder, wie der Ruhm der edlen Lombarden und der unglücklichen Venetianer, werdet Ihr nicht ſiegreich aus dem Kampfe mit der Diplomatie Europa's hervorgehn? Von der Elbe bis zur Königsau ſagt Ihr alle Ja, Ja in der Zuverſicht auf Eure Zähigkeit und auf Eure Kraft! In Euer Aller Namen proteſtire ich, Eurer Streiter, hier neuerdings gegen jede Einmiſchung der Diplomatie Europas in Euer zukünftiges Schickſal. Nur die allgemeine Stimme des Landes hat darüber zu verfügen, Niemand Anders. Ein ſelbſtändiges, unter ſich verbundenes, freies Schleswig-Holſtein ſoll und muß die einzige Deviſe auf der dreifarbigen Fahne Eures Landes bleiben. Gedenket Eurer Söhne, Eurer Brüder, Eurer

Väter, welche unter dieſer dreifarbigen Fahne der Freiheit und Selbſtändigkeit Eures ſchönen Landes bei Kolding, bei Bau, bei Schleswig, bei Fridericia, bei Friedrichſtadt und bei Idſtedt, wie die Helden des Alterthums, gegen däniſche Uebermacht gefochten haben; zu Tauſenden ruhen ſie in Eurem Lande in ihren ſtillen Gräbern; gedenket auch des Verraths, der Euch ſchon einmal nach allen Siegen gebunden und wehrlos den Dänen überliefert hat, und gedenket der Verräther! Wenn es denn nicht anders ſein kann, ſo erheben wir dieſe dreifarbige Fahne der Freiheit und nationalen Selbſtändigkeit Schleswig-Holſteins noch einmal unter Kanonendonner und Gewehrfeuer. Dänemarks Kraft iſt heute für ein Menſchenalter gebrochen, auch ganz allein wollen und können wir jetzt die Sieger bleiben in der letzten Dänenſchlacht.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Stanford University Libraries
3 6105 121 189 653
DL
236
R3
v.1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

MAR 27 1989